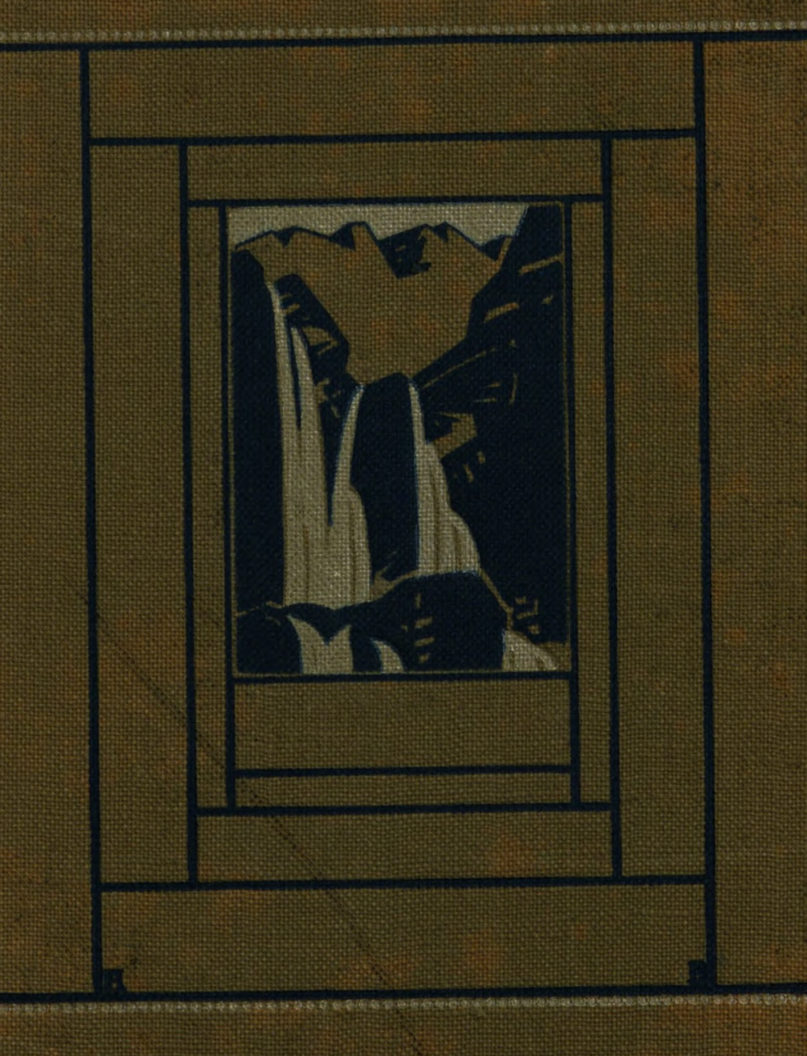
C. von Dornau



Der heilige Strom


CORNELL UNIVERSITY
FOUNDED BY EZRA CORNELL

Der heilige Strom

Von derselben Verfasserin erschienen bisher:

Das Licht

geheftet Mk. 3.— Roman gebunden Mk. 4.—

Gäste auf Oberfriebach

humoristischer Roman

geheftet Mk. 3.— gebunden Mk. 4.—

Kameraden

Geschichte einer jungen Ehe

geheftet Mk. 3.— gebunden Mk. 4.—

Briefe einer angehenden Schwiegermutter

Novelle II. Auflage

geheftet Mk. 2.— gebunden Mk. 3.—

Der heilige Strom

Roman

von

C. von Dornau

2. Auflage

Leipzig
Verlag von Theodor Gerstenberg

Umschlag- und Einbandzeichnung von
Hans Semm-Dresden — Gedruckt in der
Buchdruckerei von Berg & Heese in Ballenstedt i. H.

I.

Durch das goldene Tor des Morgens strömte in funkelnden Lichtwellen der junge Tag.

Es ward hell und warm und schön, wohin immer ein Schimmer aus der sonnigen Fülle rieselte. Die Natur wachte auf und lächelte dem Tage zu. Das ganze breite, flache Tal mit seinen sommerlichen Feldern, dem Wiesenreichtum, den Bächen und dem rauschenden Flusse, mit seiner Waldeinsamkeit auf dem Höhenkranze am Horizont und den Heimstätten der Menschen in seinem Schoße — es wurde von neuem Leben durchdrungen, neugeboren, als sei es gestern nicht dagewesen — — Und alles Geschaffene war wieder jung — hoffnungsreich und vertrauensvoll und schön wie die Jugend selbst!

Aber mitten durch all' die Morgenschöne glitt häßlich und mißtönend eine lange, schwarze, keuchende Riesenschlange. Aus dem Eingeweide des Bergrückens im Hintergrunde war sie hervorgequollen und zischte und fauchte in gewundenem, nie stockendem Laufe, unaufhaltsam durch das blühende Land. Ihr feuriges Zyklopenauge schloß sich nicht vor der Sonnenglut; aus ihren Nüstern brach stoßweise der häßliche, übel-

riechende Atem als erstickender Qualm; der wälzte sich wie eine zweite, gespenstige, nebelgraue Schlange halb über, halb neben ihr daher, züngelte giftig gegen den Morgenhimmel oder wand seine gleitenden Ringe durch Baumkronen und blühendes Buschwerk.

Nun krochen die beiden einen flachen Abhang hinauf, schossen um eine scharfe Bergecke und wälzten sich mit vermehrter Eile in ein neues, schönes Tal hinab. Nichts blieb von ihnen zurück, als ein wenig flimmerndes Gewölk, von der Sonne in zarte Schleier aufgelöst, vom Lichte verschlungen. Jenseits des Berges aber begann von neuem der Kampf des Häßlichen gegen das Schöne, und in dieser strahlenden Sommermorgenfrühe blieb das Schöne Sieger.

Die aber von der schwarzen, keuchenden Eisenschlange, in ihrem Innern verborgen, mit fortgerissen wurden, fernem Ziele zu, — die spürten nichts von diesem Kampfe gegen das siegende Licht. Sie gingen stumpf und verdrossen dem Einerlei ihres Tagewerkes nach, hantierten stumm zwischen schmutzigen Kohlen, speisten das ewig hungrige Ungeheuer, das sie trug, schlurften verschlafen durch die Räume, die ihrer Obhut anvertraut waren, oder sie ruhten in der engen heißen Haft ihrer Schlafkojen, hinter blindgewordenen, dichtverhängten Scheiben, damit nur ja kein fürwitziger Sonnenstrahl sie vor der Zeit störe.

Nur einer unter diesen wachte bereits. Er war schon vorhin aus dem dumpfen Schlafraum in den langen schmalen Gang hinausgetreten, durch dessen breite Fenster ungehindert die Morgensonne drang. Er ließ das nächste herunter, und nun flutete auch

der frische, kräftige, mit der Sonne zugleich erwachte Ost herein, blies ihm neckisch ins Gesicht und kühlte seine heißen Schläfe. Das war derselbe prächtige Morgenwind, der auch die häßliche Rauchschlange weit abwärts vom Zuge nach Westen trieb, daß die schöne Landschaft ungetrübt vor seinen Blicken lag.

Mit ernsten, ruhigen Blicken musterte Reimar König das wohlbekannte Bild. Seinem scharfen Auge entging keine Veränderung darin. Es nahm den neugedeckten Turm einer kleinen Dorfkirche ebenso in sich auf, wie den Stand der Saaten, die Abholzungen auf den Bergen. Im Vorübersausen hatte er die Uhr der kleinen Kirche freilich nicht erkennen können — er zog die seine, warf einen flüchtigen Blick darauf und gönnte sich ein Lächeln der Selbstzufriedenheit: Fast auf die Minute pünktlich war er wieder aufgewacht und aufgestanden. Er bedurfte keines mahnenden Weckers. Er hatte noch niemals die Zeit verschlafen. Ihm genügte, sich vorm Einschlafen fest die Zeit des Erwachens vorzunehmen, und es geschah, wie er gewollt hatte.

Fast zu früh hatte er sich diesmal selbst geweckt. Es blieb ihm beinahe noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Ankunft. Dafür genoß er freilich schon jetzt einen Vorgeschmack der Morgenpracht, die ihn nachher erwartete, und die er auskosten wollte wie nur einer, der sie lange entbehrt hat. Und es war schon eine Wohltat, ganz allein zu sein, — er hatte seine Kabine mit einem wildfremden Reisegenossen teilen müssen, der Zug war überfüllt — und der gestrige Abend im verräucherten Speisewagen mit zechenden Reisenden und

quellendem Eßdunste war unbehaglich genug gewesen.

Nun wandte er sich langsam doch dem Speisewagen wieder zu zum wenig lockenden Frühstück. Er würde zum mindesten dabei allein sein. Nein, nicht doch! Auch diese Aussicht schon vereitelt! Reimar König runzelte die Brauen. Ein anderer Reisender war bereits, unhörbar für ihn, auf den Gang hinausgetreten, lehnte am nächsten geschlossenen Fenster und blickte gedankenvoll hinaus.

Reimar schickte sich an, vorüberzugehen; da warf ihn ein stärkerer Stoß des leise ratternden Wagens fast auf den Fremden. Er faßte nur gerade noch die Messingstange, die am Fenster entlang lief, und hielt sich dran fest, und der Fremde sah sich um, lächelte, stutzte dann und streckte ihm plötzlich die Hand entgegen:

„Guten Morgen, mein lieber Doktor König!“ sagte er ruhig.

Reimar stand einen Augenblick verdutzt — dann leuchtete sein helles, scharfes Auge auf, er ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie kräftig:

„Herr von Alsen! Wahrhaftig!“ rief er. „Wie wunderbar!“

„Wunderbar? Das ist solch Zusammentreffen eigentlich gerade nicht! Von Rechts wegen hätten wir uns schon längst einmal wieder begegnen müssen in dieser kleinen Welt! Sie müssen bedenken, daß ich absolut nichts weiter tue, als auf besagter, kleiner Welt umherzuirren — —“

„Während ich in Berlin angenagelt bin! Und nach Berlin kommen Sie ja nicht gern!“

„Nein, dort widerfährt mir stets etwas Unangenehmes. Ich bin abergläubisch, wie alle Seefahrer. Das letzte Mal brach ich mir auf der Hoteltreppe das Bein, welchem Zufall ich freilich die Freude Ihrer Bekanntschaft verdankte — — Sind Sie noch Assistent bei Ihrem Geheimrat?"

„Noch für kurze Zeit. Dann winkt mir — kein besserer Posten gerade — ich habe sehr viel bei ihm gelernt! — aber doch einer, wo ich noch mehr lernen kann — —"

„Hu! Sind Sie ehrgeizig!"

„Ich muß vorwärts kommen, Herr von Alsen."

„Ja, ja — das sagte die Schnecke auch, als sie den Grashalm hinauf kroch. Übrigens möchte ich Sie mit diesem Vergleich durchaus nicht beleidigen, er ist ganz allgemeiner Natur. — — Was bin ich selbst für eine jämmerliche Schnecke, trotz des Tempos meiner beneideten Weltreisen! Doch wir wollen nicht von mir reden, bitte — — Also Sie sind in Berlin festgenagelt, sagten Sie! Und dabei treffe ich Sie im D-Zuge nach den Alpen — Sie sind nicht völlig konsequent, mein lieber Freund."

Reimar König lachte.

„Ich habe augenblicklich wirklich Ferien," erklärte er heiter. „Vier volle Wochen. Aber ich strebe nicht den Alpen zu, sondern verlasse Sie bereits an der nächsten Station, in etwas über einer Viertelstunde."

„Schade! Ich wäre gern ein wenig länger mit Ihnen zusammen geblieben! Aber wo wollen Sie denn hin, wenn nicht in die Alpen?"

„Ich gehe zu meiner Mutter."

„Ah so! Da haben Sie's allerdings gut. Ihre Frau Mutter wohnt in — wie heißt die Stadt noch gleich, wo Sie heraus müssen?"

„Brückenburg. Aber da wohnt sie nicht, da wechsele ich nur den Zug. Meine Mutter lebt ein paar Stunden davon ganz auf dem Lande, auf ihrem eigenen Gute, das sie schon als junges Mädchen von ihren Großeltern erbte und bereits mit achtzehn Jahren ganz selbständig verwaltet hat. — Aber Verzeihung! Das kann Sie natürlich nicht interessieren."

„Bitte sehr — Sie unterschätzen mich. Eine junge Dame, die mit achtzehn Jahren selbständig ein Gut verwaltet, ist entschieden eine ungewöhnliche Erscheinung. Erzählen Sie mir bitte ein wenig mehr davon."

„Wenn es Ihnen wirklich Spaß macht. — Aber das Leben meiner Mutter weist wirklich gar nichts Ungewöhnliches auf. Es hat sich bisher in den allerengsten räumlichen und seelischen Grenzen abgespielt — und ich kann mir nicht vorstellen, daß das einmal anders werden könnte. Mutter hat ihr kleines Oberndorf nie verlassen — nie! Können Sie sich das überhaupt vorstellen? Dort geboren — aufgewachsen — als sie kaum neunzehn Jahre alt war, kam mein Vater als junger Leutnant dorthin in Quartier — sie verliebten, verlobten, verheirateten sich ungemein rasch — das Jahr darauf, am einundzwanzigsten Geburtstage meiner Mutter, wurde ich, ihr ältester Sohn geboren. Und mit kaum dreißig Jahren war sie bereits Witwe mit sechs kleinen Kindern."

„Und einem Gute auf dem Halse — schrecklich!

Aber wenn Ihr Vater Offizier war, hatte sie doch die Zeit ihrer Ehe nicht auf Oberndorf zugebracht?"

„Doch. Mein Vater hatte sogleich den Abschied genommen, als er sich verheiratete. Er mochte es sich wohl sehr schön gedacht haben, seinem jungen Weibe das Erbe zu erhalten, für sie zu arbeiten. So stelle ich's mir wenigstens vor, nach dem, was meine Mutter uns Kindern von ihm erzählte. Ob das nun gerade das Richtige für ihn gewesen ist — ich kann's mir nicht recht denken. Ich möchte es eher eine romantische Übereilung — oder eine übereilte Romantik nennen. Jedenfalls sehe ich in meinen Kindheitserinnerungen meinen Vater immer nur zu Pferde, auf Spazierritten oder Besuchen in der Nachbarschaft — hauptsächlich aber im Begriff, auf die Jagd zu gehen. Anders als im Jagdanzug vermag ich ihn mir überhaupt kaum vorzustellen."

„Ihre Frau Mutter verwaltete also auch damals in Wahrheit das Gut allein?"

„Soweit ich mich erinnere, und nach dem, was eine höchst wunderliche alte Tante im Hause manchmal andeutete — ja! Mein Vater scheint sich kaum je um die Wirtschaft gekümmert zu haben. Und nach seinem frühen Tode fiel ja von selbst die ganze Last auf Mutters Schultern. Sie aber — sie hat sie, so lange ich denken kann, mit demselben heiteren Gleichmut getragen. Sie ist eine sehr glückliche Natur, meine Mutter! Von einer förmlich kindlichen Sorglosigkeit, einem blinden Glauben an das Gute, einem offenen, vertrauenden Herzen gegen jedermann —"

„Und trotzdem gelang's ihr, das Gut zu behaupten? Das ist allerdings mehr als Glück!"

„Nicht wahr? Mir selbst ist's immer wieder unerklärlich! Sie hat nicht nur das Gut erhalten, sie hat's sogar in die Höhe gebracht. — Jedesmal, wenn ich hinkomme, finde ich neue Verbesserungen. Sie hat aber auch immer das seltene Glück gehabt, treue Freunde — Nachbarn — Ratgeber und Dienstboten zu besitzen. Ihre ganze kleine Umwelt hängt an ihr, und sie beherrscht sie — sie übt einen förmlichen Zauber auf jeden aus, der ihr nahe kommt — ich selbst unterliege ihm immer wieder in ihrer Nähe, so wenig auch mein Verstand ihr innerstes Wesen begreift."

„Ja, wenn Sie eine Frau mit dem Verstande begreifen wollen! So was gibt's doch nicht, mein lieber Doktor! Ich glaube, Ihre Frau Mutter ist eine große Lebenskünstlerin."

„O nein!" Reimar König schüttelte energisch den Kopf. „Das ist sie gar nicht — an ihr ist nichts von Kunst — sie ist ganz Natur! Ja, je mehr ich jetzt über sie nachdenke — man denkt sonst eigentlich nicht über seine Eltern nach, nicht wahr? Man nimmt sie, so wie sie sind, als eine Naturnotwendigkeit — je mehr ich über meine Mutter nachdenke, desto klarer wird mir, daß gerade darin ihre Macht über die Menschen liegen muß; sie gibt sich ganz ohne Arg, ohne Absicht und entwaffnet so von vornherein jede Kritik."

„Sie sind häufig in Oberndorf?" fragte Herr von Alsen nachdenklich.

„Im Gegenteil — ich habe Mutter schon seit langen Jahren vernachlässigt. Meine Studien zwangen mich dazu. Als ich endlich in diesem letzten Frühjahr

— Ostern — wieder einmal nach Hause kam, nach jahrelanger Pause, da ist es mir doch klar geworden, daß ich unrecht getan hatte, daß ich Mutter einen kleinen Teil wenigstens meines Lebens schuldig bin — nach all' den Opfern, die sie gerade mir gebracht hat! Und so habe ich mich für diese ganze Ferienzeit bei ihr angesagt — sie freut sich darüber wie — nun, wie eben nur sie sich freuen kann — — Und nach all' den Enttäuschungen, die ich ihr habe bereiten müssen —"

„Sie? Sie? Ihrer Mutter Enttäuschungen? Nun, ich will Ihnen nicht schmeicheln, junger Freund, aber ich dächte, Ihre Frau Mutter könnte recht zufrieden sein mit dem, was Sie bisher in Ihrem Berufe schon erreicht haben!"

„Und doch war gerade die Wahl meines Berufes die erste Enttäuschung für sie. Sie hatte gehofft, daß ich Landwirt werden und später das Gut übernehmen würde. Nicht, daß sie's je offen als Wunsch aussprach — nein, wenn ich gerecht sein will: meine Mutter hat kaum jemals versucht, eins ihrer Kinder bei irgend einer wichtigen Entscheidung zu beeinflussen — aber ich habe es doch gespürt, daß sie das hoffte. Und es war ja von ihrem Standpunkt aus auch sehr verständlich. Eines Tages, kurz vor meiner Konfirmation, sprach Tante Marie davon zu mir, als von etwas Selbstverständlichem. Am selben Vormittag noch ging ich zu meiner Mutter und erklärte ihr, daß ich nicht Landwirt werden könne, daß ich studieren, und zwar Medizin studieren müsse."

„Und was sagte sie da?"

„Sie war augenblicklich vollkommen einverstanden.

Sie überlegte sofort mit mir, auf welche Weise bei unseren immerhin nicht bedeutenden Barmitteln mein Studium am leichtesten zu ermöglichen wäre — — Mutter hat schon früh ganz offen mit uns über unsere gesamten Verhältnisse gesprochen. Es hat überhaupt immer die größte Offenheit zwischen ihr und uns geherrscht. Nun, und am Abend war sie bereits selbst so begeistert über meine Zukunftspläne, daß sie der grollenden Tante Marie gegenüber meine Verteidigung übernahm und den Beruf des Arztes als den schönsten und besten pries. — Das zeugt so recht von ihrem weichen, kindlichen Gemüt, nicht wahr?"

„Ja — oder von einer ungeheuren Selbstüberwindung!"

Reimar König fuhr herum und blickte starr in das ernste Gesicht des älteren Mannes.

„Meinen Sie —?" rief er aufs höchste verwundert. Aber er verbesserte sich sogleich wieder: „Nicht doch — Sie kennen sie ja nicht! Mutter ist durchaus nicht selbstbeherrscht, sondern im Gegenteil rein impulsiv — von einem gänzlich unberechenbaren, harmlosheiteren Sichgehenlassen, durch das sie mich immer wieder überrascht. Aber ich sehe, daß man sie sehr schwer richtig schildern kann — Schade, daß Sie sie nicht selber kennen lernen!"

„Ja, schade. Ich hätte das sehr gern getan. Mich wandelte vorhin schon die Lust danach an, Sie nach Oberndorf begleiten zu können —"

„Aber das wäre ja eine entzückende Idee — Sie mit nach Oberndorf nehmen — Nein, Herr von Alsen, Sie scherzen natürlich —"

„Weshalb sollte ich das? Laden Sie mich immerhin ein, damit Sie sehen, daß es mir Ernst ist — nein, tun Sie's lieber nicht, ich nehme am Ende sonst an —"

Der junge Arzt faßte lebhaft nach der Hand des anderen:

„Gefangen!" rief er herzlich lachend. „Jetzt habe ich Sie! Und ich lasse Sie nicht wieder los — ich entführe Sie ganz schlankweg — Mutter wird eine kindische Freude an Ihrem Besuche haben —"

„Ja, wahrhaftig, Ihre Frau Mutter selbst — daran habe ich noch gar nicht gedacht! Was sollte die wohl sagen — so ein wildfremder Mensch, der da plötzlich in die stille Häuslichkeit der alten Dame hineinschneit."

„Sie wird sich wie ein Kind freuen, ich sagte es Ihnen ja bereits. Glauben Sie, daß Sie der erste Gast sind, der auf diese Weise bei ihr „hereinschneit?" In Oberndorf ist immer ein Fremdenzimmer parat für einen unvermuteten Gast — und es ist meiner Mutter sehr leid, daß es öfters leer steht — nun, und über Sie wird sie eine ganz besondere Freude haben! Ein Weltreisender! — Ein berühmter Naturforscher! So was blüht ihr nicht alle Tage."

„Ja, aber ich könnte wirklich nur einen einzigen Tag überschlagen — ich vergaß, daß ich eine Verabredung nach Innsbruck für übermorgen habe. Ist es möglich, daß ich spätestens morgen abend auf dieser Route weiterreisen kann? Sonst allerdings müßte ich auf den Abstecher verzichten!"

„Sie können morgen nachmittag von Brückenburg

mit einem zweiten Schnellzuge gen Süden fahren. Und nun halte ich Sie beim Wort und muß Sie bitten, sich sehr zu beeilen — wir sind in zwei oder drei Minuten angelangt. Was machen Sie mit Ihrem Gepäck?"

„Das große geht selbstverständlich nach Innsbruck weiter, wo wir uns schon wiederfinden werden. Handtasche, Plaid und Schirm habe ich — — da! Wahrhaftig! Es pfeift! Wir müssen uns beeilen."

Wenige Minuten darauf standen die beiden Reisenden — die einzigen, die hier den D-Zug verließen — auf Brückenburgs sauberem Bahnsteige und sahen unwillkürlich einen Moment dem Zuge nach. Dann holte Reimar König tief Atem und wandte sich lächelnd seinem Gefährten zu:

„Es ist mir noch wie ein Traum, daß ich hier mit Ihnen stehe!" hub er kopfschüttelnd an. „Ich hätte nie gedacht, daß Sie so leicht auf Seitenwege zu locken wären, Herr von Alsen —"

„Die Seitenwege sind immer die schönsten im Leben, lieber Doktor. Nur auf ihnen kann man noch Wunder erleben! — — Die große Heerstraße weiß nichts mehr davon."

„Wunder! Gibt's denn die überhaupt noch?"

„Ja, die gibt's noch. Aber nun führen Sie mich gefälligst! Ich bin Ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Vorläufig spüre ich ganz gemeinen Hunger. Im Speisewagen sah's so wenig verlockend aus, daß ich mich nicht hineinsetzen mochte. Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Ebenso wenig wie Sie. Aber wir haben hier

reichlich Zeit dazu. Unsere Kleinbahn geht erst in drei Stunden ab. Ich führe Sie zu einem netten kleinen Wirtshause jenseits der Brücke, wo wir sogar im Garten frühstücken können."

Die beiden Herren beluden sich selbst mit ihrem Handgepäck und schritten munter plaudernd über die hochgewölbte Steinbrücke, die von der Station zur Stadt hinüberführte. Mitten auf der Brücke blieb Herr von Alsen stehen und blickte über das breite, steinerne Geländer in den klaren, raschströmenden Fluß hinab.

„Wissen Sie, wozu ich jetzt Lust hätte?" fragte er lächelnd, „dem Beispiele der beneidenswerten Jungens da unten zu folgen und ein Bad in diesem köstlich klaren Gebirgswasser zu nehmen. Schade, daß die Brückenburger Kultur das verbietet. Die Zivilisation zeitigt doch immerhin einige Nachteile."

Reimar lachte.

„Es sollte mich sehr wundern, wenn sich nicht in Brückenburg eine höchst zivilisierte Flußbadeanstalt befände!" meinte er. „Ich erinnere mich, daß man Ostern davon sprach. Der Bürgermeister von Brückenburg ist ein äußerst strebsamer Herr — übrigens ein sehr guter Freund Mama's, ihr Verbündeter dem armen Landrat gegenüber, den Mutter sowieso schon in der Tasche hat. Da sehen Sie? Ein paar hundert Meter flußaufwärts? Da prunkt eine regelrechte Schwimm- und Badeanstalt! Ja, der Herr Bürgermeister läßt sich nicht lumpen — — er hat es auch durchgesetzt, daß sogar die D-Züge bei seinem zwar lieblichen, aber doch immerhin kleinen Städtchen halten, das freilich Knotenpunkt für verschiedene Kleinbahnen ist."

Nach erfrischendem Bade schmeckte das Frühstück im blitzsauberen Wirtsgarten. Der fremde Gast lehnte sich mit so behaglicher Miene auf seinem kunstlosen Holzsitze zurück, als säße er in bequemem, hochmodernem Klubsessel. „Nun bleibt mir nur zu wünschen übrig, daß uns die langweilige Bimmelbahnfahrt erspart würde!“ sagte er. „In zwei Stunden geht der Zug — wie lange fahren wir?“

„Wieder zwei,“ versetzte Reimar hastig. „Aber“ — er zögerte etwas, ehe er weitersprach und sah den andern ungewiß an — „gezwungen sind wir gerade nicht, mit der Bahn zu fahren! Ich tue es nie, wenn das Wetter leidlich ist. Ich gehe eigentlich immer zu Fuß, direkt über die Berge —“

„Aber das ist ja prächtig!“ rief Alsen. „Warum sagten Sie das nicht gleich? Natürlich gehen wir auch an diesem himmlischen Morgen — — Wie weit ist es denn?“

„Ein tüchtiger Marsch von mindestens drei Stunden. Ich habe nicht gewagt, Ihnen das anzubieten. Ich dachte an Ihr Bein.“

„Pah! Das ist seit jenem Berliner Abenteuer schon in den Anden und Cordilleren herumgeklettert. Also vorwärts, mein junger Freund! Wir wollen doch einmal sehen, wer zuerst in Oberndorf ist: der berühmte Kleinbahnzug oder wir!“

Sie gaben ihr Handgepäck in die sichere Obhut des Kleinbahnportiers, der fest versprach, es dem Zugführer mitzugeben. „Was würde wohl die gnädige Frau in Oberndorf sagen, wenn ich das vergäße!“ meinte er dabei. Ihrer Bürde ledig, nur noch mit

Schirmen in Ermangelung von Bergstöcken bewaffnet, machten sich die beiden Herren frohgemut auf den Weg. Sie bedurften selbst dieser nicht einmal. Es war ein köstliches, behagliches Bergaufschlendern durch die blühende Landschaft, Wind und Sonne im Rücken, die Juliluft froh bewegt durch den tändelnden Ost. Der Weg ward ihnen leicht, auch als mit der Sonne die Hitze stieg. Und wenn sie bisher zwischen Feldern und Wiesenstücken, an einzelnen Gehöften vorbei bergaufgeschritten waren, so nahm sie nach eineinhalbstündigem Marsche auf der Höhe der Wald auf — gerade als der Wind sich zur Ruhe legte und die sommerliche Wärme drückend zu wirken begann.

Sie hatten nun den Kamm des sanftansteigenden Höhenzuges erreicht und rasteten unter einer Buche. Reimar König hatte sich der Länge nach ins Gras geworfen; sein Gefährte saß neben ihm, den Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, die Arme über einandergeschlagen und blickte stumm auf das Landschaftsbild zu ihren Füßen.

Das Gebirge hatte hier seinen Charakter geändert. Es senkte sich in kühneren Bogen und strebte drüben wieder massig empor. Die steilen Abhänge waren fast durchweg mit jungem Nadelwald bekleidet, dazwischen gähnte kahle Felsenwand; bis ins Tal stieg der Wald hinab, das kleine Dorf in der Tiefe war nur spärlich von Feldstücken umgeben, die von der Höhe aus winzig genug erschienen. Über dem ganzen lag tiefer Waldfrieden, aber auch eine weltvergessene Einsamkeit und Dürftigkeit.

„Ist das Oberndorf?“ fragte Herr von Alsen endlich zögernd.

Reimar König fuhr aus tiefen Träumen auf und setzte sich aufrecht.

„Das Nest da unten?“ er wies mit verächtlicher Kopfbewegung hinab. „Nein, Gottlob nicht! Das ist nur erst Walddorf, ein elendes Kolonistendorf. Die Gegend ist hier nicht mehr so wohlhabend, wie auf der anderen Bergseite, müssen Sie wissen. — — Aber im Vergleich zu früheren Zeiten gibts jetzt freilich hier goldenen Boden. Mutter ist der ganzen Gesellschaft mit Aufforsten vorangegangen — stellen Sie sich vor, daß die guten Leute auf diesen elenden, steinigen Abhängen nichts als Kartoffeläcker hatten — und was für welche! Trostlos sage ich Ihnen! Nun sind ein paar einsichtsvolle Gutsbesitzer und Dorfgemeinden Mutters Beispiel gefolgt, die Regierung ist ihnen zu Hilfe gekommen, der Staat forstete selbst auf, und das arme Gesindel hat dabei Arbeit und Verdienst gefunden. Schon ganz stattliche Tännchen da drüben, nicht wahr? Ich besinne mich noch genau, wie sie vor siebzehn oder achtzehn Jahren gepflanzt wurden. Mutter war mit uns Kindern hinaufgestiegen — sie hat selbst den ersten kleinen Baum pflanzen müssen — es war ein Ereignis für die ganze Gegend. Es gab Schüsse und Fahnen und Freibier, und ich mußte eine Rede halten — Mutter versteht aus allem ein Fest zu machen. Die Anpflanzungen auf dieser Seite sind bereits älter — mindestens fünfundzwanzig Jahre alt. Die gehören dem alten Herrn von Hainstetten, unserm nächsten Nachbarn — Mutters ältestem Anbeter.“

„Ihre Frau Mutter hat wohl sehr viele Freunde?“

„Ungezählte! Jedes Alters, Geschlechts und Standes! Ich habe nie einen Menschen gekannt, der so viel Freunde besitzt. Aber Mutters Freundschaft scheint auch über Gerechte und Ungerechte — viel Skrupeln macht sie sich da nicht. Wer Anspruch daran erhebt, hat sie bereits. Sie können sich auch gar keinen Begriff machen, welch ausgebreitete Korrespondenz Mutter führt! Und dabei ist ihr Schreiben im Grunde gräßlich. Sie ist viel zu lebhaft dazu, viel zu sehr auf die Tat gestellt. Und sie hat auch immerfort etwas zu tun —“

„Das will ich meinen, wenn man außer der Erziehung von sechs Kindern und der Verwaltung des eigenen Gutes noch derartig für das Allgemeinwohl tätig ist! Aber — was ich vorhin schon fragen wollte — hat Ihre Mutter alle ihre Kinder groß bekommen — besitzt sie noch alle?“

Frau Margrith Königs ältester Sohn blickte nachdenklich dem Rauche seiner Zigarre nach.

„Sie fragen, ob meine Mutter noch alle ihre Kinder besitzt!“ hub er langsam an. „Und ich sinne eben darüber nach, ob sie überhaupt noch eins besitzt — ob sie je eins besessen hat, seitdem wir die Kinderstube verließen! Das ist mir nämlich sehr zweifelhaft —“

„Aber ich bitte Sie! Es wäre ja schrecklich, wenn eine Mutter ihre Kinder verlöre, sobald sie ihrer nicht mehr bedürfen!“

„Meinen Sie? Ists nicht das Naturgemäße? Überall in der Natur begegnen Sie dem.“

„Die Natur ist oft grausam.“

„Gewiß, das muß sie um höherer Zwecke willen sein. Aus unabänderlichen Gesetzen. Die Mütter empfindens wohl auch nicht als Grausamkeit. Meine Mutter zum mindesten nicht. Oder sie spürt die innere Trennung gar nicht so recht. Sie hat uns alle lieb, und wir lieben sie; das genügt ihr. Und mit meiner verstorbenen Schwester steht sie grade im allerinnigsten Seelenrapport. Die besitzt sie wirklich noch im Geiste! Die ist für sie das Kind geblieben, das sie pflegen und hätscheln durfte, und sie pflegt und hätschelt ihr Andenken noch heute —"

„Diese Schwester starb früh?"

„Als wir alle noch Kinder waren. Sie war immer krank. Und sie geht als etwas ganz Unirdisches, wie ein matter, lautloser, weißer Schmetterling durch meine Kindheitserinnerungen. Ihre Zwillingsschwester, Rosy, dagegen war immer ein höchst irdischer, weltlicher, kleiner Zeisig, robust an Körper und Seele. Die hat Mutter sehr früh verloren! Aber nicht an den Tod, sondern an einen gleichfalls höchst irdischen, sehr wohlhabenden, äußerst flotten ostpreußischen Gutsbesitzer. Das junge Ehepaar lebt kinder- und sorglos auf seinen schönen Besitzungen, noch lieber aber in Paris oder im Süden. Und wenn Rosy wirklich einmal auf flüchtigen Pflichtbesuch nach Oberndorf kommt — ihrem Mann ists zu langweilig da — so müßte nach meiner Ansicht selbst Mama die völlige Kluft zwischen ihr und sich empfinden — sie tuts vielleicht wirklich, denn sie ladet Rosy nie ein —"

„Das wären also zwei, die Ihre arme Mutter wirklich verloren hat? Aber dafür erlebt sie desto mehr

Freude durch Sie — und an Ihrem prächtigen Bruder — ich habe mich noch gar nicht nach ihm erkundigt, sonderbarerweise —"

„Franz! Ganz recht, den lernten Sie ja kennen, als er mich gerade während Ihres Aufenthaltes in unserer Klinik besuchte. Ja, der ist Mutters Sonnenkind, ihr uneingestandener Liebling! Er hat auch am meisten von ihrem Temperament, ihrem Frohsinn geerbt. Seine Ferientage daheim sind Mutters Glückszeiten. Aber wie oft ist er denn daheim? Schon früh kam er in die Kadettenanstalt — es stand bei ihm bald ebenso fest, daß er nichts anderes als Soldat werden konnte, wie bei mir der Mediziner. Vom zwölften Lebensjahre an ist er nur besuchsweise in Oberndorf gewesen — dann war er in China, und jetzt steckt er seit bald zwei Jahren gar in Südwestafrika, in der Schutztruppe, kehrt frühestens Weihnachten zurück."

„Ja, ja, ich besinne mich, daß er damals von dieser Afrika-Expedition schwärmte. Er schwur, daß er nicht zum Frontsoldaten geboren sei, daß er im Gamaschendienst verkümmere — — Ein prachtvoller junger Brausekopf!"

Der ältere Bruder des Gepriesenen zuckte leicht die Achseln: „Franz war immer ein bißchen exzentrisch", bemerkte er kühl. „Also ihn besitzt Mutter auch nicht mehr, oder doch nur höchst selten. Und noch viel, viel ferner bin ich ihr gerückt — nein, ich war ihr nie sehr nahe — an mir hat sie gar keine Freude!"

„Wirklich nicht?" Der Freund musterte verstohlen die stolze, gerade Gestalt des jüngeren Mannes, der

elastisch aufgesprungen war und hochaufgerichtet vor ihm stand. Sein Blick flog lächelnd zu dem klugen, energischen Gesicht empor: „Ich glaube doch, Sie unterschätzen sich. Unmöglich kann die eine kleine Enttäuschung, die Sie ihr durch Ihre Berufswahl bereitet haben —"

„Die meine ich auch nicht," unterbrach Reimar hastig. „Aber Mutter hatte auch Wünsche, höchst wunderliche, unüberlegte Wünsche, die ich nicht erfüllen konnte! Sie wollte ein Sanatorium auf unserem Gute gründen, schlug mir vor, doch dies nach beendigtem Studium zu übernehmen! Es hat schon mal einer vor langen Jahren denselben Plan gefaßt und dazu ein altes ehemaliges Kloster gemietet, was auf unserm Grund und Boden, eine Viertelstunde vom Gutshause, am Waldrande liegt. Der unbekannte Kollege hat den verrückten Einfall bald wieder aufgegeben und ist davon gezogen — jedenfalls hat die Geschichte nicht rentiert. Aber bei der guten Mama hatte sich die Idee festgesetzt, und sie wollte sie ihrem Ältesten einimpfen. Nebenbei sollte ich die ganze Gegend umsonst kurieren. Denken Sie bloß!" Der junge Arzt lachte bitter auf. „Ich sollte jedes Mal einspringen, wenn meiner Mutter Hausapotheke oder des Schäfers Weisheit nicht mehr auslangten — das sollte meine Lebensaufgabe werden! Natürlich habe ich rundweg abgeschlagen, und Mama hat wohl selbst eingesehen, daß sie zu viel verlangte — sie ist nie wieder auf ihren schönen Plan zurückgekommen."

„Und trotzdem entstand daraus eine Mißstimmung zwischen Ihnen?" fragte Alsen nachdenklich.

„Das ist wohl zu viel gesagt. Ich bilde es mir am Ende nur ein, daß etwas Fremdes zwischen uns steht — vielleicht hat mir auch wer anders das unbeabsichtigt in den Kopf gesetzt — —" Reimar brach rasch ab und bückte sich nach Hut und Schirm. „Wollen wir jetzt nicht aufbrechen, Herr von Alsen? Es wird nur immer wärmer — außerdem speist man sehr pünktlich in Oberndorf zu Mittag! Auf den Schlag zwölf Uhr — — Es ist alles höchst ländlich bei uns."

Alsen stand gleichfalls schon auf den Füßen.

„Verzeihen Sie, es lagerte sich so schön hier, und Sie erzählten manches, was mich fesselte!" sagte er lächelnd. „Aber ich sehe, Sie werden ungeduldig —".

„Ja!" — Reimar König breitete unwillkürlich die Arme aus und tat einen tiefen Atemzug. „Ich bin ein bißchen ungeduldig — wahrhaftig! Ich freue mich nun doch auf zu Hause!"

Reimar schritt voraus, den Weg zu weisen. Alsen folgte schweigend. Sie blieben auf der Höhe, im Walde, umschritten in weitem Bogen die Einsenkung, die zu Füßen ihres Ruheplatzes gelegen hatte, und stiegen erst jenseits auf Zickzackwegen ins Tal und auf eine schöne, gutgehaltene Waldchaussee hinab. Wie neubelebt ging der junge Arzt dahin, summte ein Liedchen oder plauderte munter. Der Freund beobachtete ihn verstohlen — plötzlich lächelte er und fragte fast schelmisch:

„Wer erwartet Sie denn alles in Oberndorf, mein guter Doktor?"

Reimar stutzte und errötete ein wenig, als ob die unvermutete Zwischenfrage ihn verwirre. Dann fiel ein Schatten über sein eben noch sorglos frohes Gesicht.

„Meine Mutter erwartet mich — wer sonst?“ fragte er kühl zurück. „Aber ja doch — was rede ich denn — meine Schwestern natürlich auch — zwei Schwestern leben noch unverheiratet bei der Mutter.“

„So! Dann hat es die alte Dame ja doch noch gut — mit zwei liebenswürdigen jungen Mädchen als Hausgenossen!“

„Mit dreien sogar — — das heißt: das Beiwort liebenswürdig verdienen nur zwei — meine jüngste Schwester Liesbeth, ein prächtiger Wildfang, als Jüngste etwas verzogen und eigentlich noch ein Backfisch trotz ihrer bald zwanzig Jahre, und eine gleichaltrige Cousine, eine Waise, die mit Liesbeth zusammen aufgewachsen ist. Meine älteste Schwester ist nicht liebenswürdig — nicht im geringsten, lieber Herr von Alsen! Ich würde ihr das nicht nachsagen, wenn Sie's nicht selbst sofort entdecken würden. Sie ist schon neunundzwanzig Jahre alt, nur ein Jahr jünger als ich, und führt seit langer Zeit den ganzen inneren Haushalt. Ein tüchtiges Mädel trotz allem, vor der selbst Liesbeth Respekt hat.“

Er lächelte in der Erinnerung an beide Schwestern — mit einem Male sah er heiter auf:

„Die alte Dame haben Sie meine Mutter genannt — vorhin schon einmal!“ sagte er. „Ja, wissen Sie, daß Sie sich da abermals ein ganz falsches Bild von ihr entwerfen? Mama ist noch gar nicht alt — rechnen Sie doch nach! Ich bin an ihrem einundzwanzigsten Geburtstage geboren und knapp dreißig Jahre alt. Einundfünfzig ist sie und sieht viel jünger aus — so elastisch, schlank, wie ein junges Mädchen,

mit einem rosigen, lächelnden Gesicht unter grauem Haar, das wie zum Scherz gepudert aussieht! Und ganz junge, helle, lachende Augen hat sie —"

Reimar hielt plötzlich im Satze inne und packte den Arm seines Begleiters.

„Da! Hören Sie nicht?" stieß er atemlos hervor. „Das war ein Hilferuf — das war Inges Stimme —"

Er sah wild umher, aus welcher Richtung wohl der nur ihm vernehmbare Ruf geklungen. Da erscholl er noch einmal, in größerer Nähe, und aus einem schmalen Seitenpfade sprang im selben Augenblick eine weißgekleidete Mädchengestalt mitten auf ihren Weg.

„Inge!" rief der Doktor noch einmal und stürzte vorwärts.

Sie fuhr herum — er sah erst jetzt, daß sie ein in Lumpen gehülltes Kind auf dem Arme trug — ihre Augen leuchteten ihm über ihre Bürde hinweg freudig entgegen:

„O, du bist's, Reimar!" stieß sie erleichtert hervor. „Gott sei Dank, ich wußte mir gar keinen Rat mehr! Ich war dir entgegen gegangen — aber nun dachte ich schon, du wärst der Hitze wegen nicht über die Berge gekommen, weil's später als sonst ist. Und als ich gerade umkehren wollte, stöberte Pinsch dies hier im Walde auf —"

Sie wies auf das Bündelchen in ihren Armen und richtete die großen, glänzenden Augen angstvoll auf Reimars Gesicht.

„Die Mutter des Kindchens liegt ein Stück weiter oben," flüsterte sie hastig. „Ohnmächtig oder tot. Ich

habe Pinsch bei ihr gelassen, das Kind genommen und wollte schnell ins Dorf hinunter, Hilfe holen. Aber jetzt hilfst du ihr gleich, nicht wahr?"

„Selbstverständlich." Der junge Arzt sprach kalt, mit schwerer Zunge. „Gib mir nur erst das Kind, Inge — ich kann gar nicht sehen, wie du dich mit dem schweren Dinge schleppst — es ist ja mindestens zwei Jahre alt! Setze es doch nieder, es wird schon allein laufen können —"

Er machte eine Bewegung, als wolle er ihr das Kind abnehmen. Die junge Dame wich zurück und drückte ihren Schützling nur fester an sich.

„Es ist halbtot vor Schwäche und Hunger — es könnte sich gar nicht auf den Beinchen halten!" rief sie vorwurfsvoll. „Nein, nein, ich trage es selbst hinunter — kümmere du dich nur um die arme Frau — ich schicke dir Leute und einen Wagen."

Sie flog schon davon, die Chaussee weiter hinab. Reimar sah ihr düsteren Auges nach — dann wandte er sich zu dem halbvergessenen Freunde zurück.

„Sie haben gehört? Wir müssen die Frau suchen!" sagte er abgebrochen. Alsen, der sich bisher im Hintergrund gehalten, stand schon neben ihm. Sie verfolgten den Seitenweg nur bis zur nächsten Biegung — da sahen sie schon die dunkle, lang über den Weg gestreckte Gestalt. Ein kleiner, schmutzig-gelber Pinscher saß daneben, sträubte das zottige Fell bei der Annäherung der beiden Herren und erhob mißtönendes Geknurr.

„Ruhig, Pinsch — ich bin's!" befahl Reimar halblaut. Der kleine, häßliche Hund erkannte die

Stimme, und sein Knurren verwandelte sich in leises Winseln. Er begrüßte den jungen Herrn mit keiner weiteren Freudenbezeugung, aber er wich wenigstens zur Seite und ließ ihn an das hilflose Etwas heran, das ihm befohlen worden war, zu beschützen.

„Sie ist tot," sagte der junge Arzt nach kurzer Untersuchung. „Seit Stunden schon — — Es bleibt uns nichts übrig, als die Leiche fortzuschaffen. Inge schickt hoffentlich bald jemand — oder warten Sie, bitte, hier! Ich laufe bis zur Chaussee herunter — es war mir vorhin schon so, als hörte ich hinter uns Wagenrollen."

Er eilte den Weg zurück. Alsen blieb neben der Leiche der armen Landstreicherin stehen, zog ein Tuch heraus und deckte es über das eingefallene Gesicht. Der kleine Hund saß dabei und verfolgte argwöhnisch jede Bewegung des fremden Mannes.

Alsen brauchte nicht lange zu warten. Reimar kehrte nach wenigen Minuten mit einem kräftigen Bauern zurück, dessen heubeladener kleiner Einspänner unten auf der Chaussee hielt. Die beiden trugen die Leiche herunter, Reimar gestattete nicht, daß sein Gast mit Hand anlegte. Unten ward sie auf das weiche, duftende Lager gebettet. Der Bauer stieg wieder vorn auf; ein lauter Zungenschlag, und das schlichte Trauergefährt setzte sich langsam in Bewegung. Dicht dahinter schlich Pinsch, pflichtgetreu, mit eingeklemmtem Schwanzstummel. Die beiden Herren blieben etwas weiter zurück, um durch den Staub nicht belästigt zu werden.

Aber es kam kein Gespräch mehr zwischen ihnen

auf. Reimar König blieb unruhig und zerstreut; seine scharfen Augen wanderten unablässig gradaus und suchten an dem Wagen vorbei die Landstraße hinunter zu spähen. Endlich hielt er es nicht mehr aus, er wandte sich an den schweigsamen Begleiter:

„Ist es Ihnen unlieb, wenn wir ein wenig schneller gehen?" fragte er mit erzwungener Gleichgiltigkeit. „Ich möchte mit dem Manne allerlei besprechen und dann voraus ins Dorf, damit meine Mutter nicht erst anspannen lassen braucht."

Herr von Alsen erklärte sich gefällig zu jedem angegebenen Tempo bereit. Sie waren nach kurzem Ausholen in der Höhe des Wagens angelangt und Reimar rief den Bauern an:

„Würden Sie wohl so freundlich sein, Kruschwitz, und die Leiche bis zur Friedhofskapelle hinausfahren — und auch den Schultheiß benachrichtigen?" bat er. Und Kruschwitz nickte und lachte mit all seinen prachtvollen Zähnen, die weder Zahnbürste noch Zahnarzt kannten:

„Na, aber natürlich doch, Herr Doktor! Was würde wohl sonst die Frau sagen, wenn ich das nicht ordentlich besorgen täte!"

„Recht so — ich gehe nun voraus und sehe nach dem Kinde. Denn so ein halbverkommenes, kleines Wurm war auch noch dabei — bestellen Sie das dem Schultheiß. Den Totenschein kann er heute nachmittag von mir holen lassen. Für das Kind sorgt vorläufig meine Mutter."

„Na, natürlich!" Kruschwitz nickte wieder kräftig. „Für so was sorgt doch die Frau —"

„Meine Mutter wird von allen diesen Leuten einfach ‚die Frau' genannt," wandte sich Reimar halblaut an den Freund; „die Frau!" Das ist sie eben. Mutter nennt's ihren Ehrentitel. Mir behagt's weniger. — Sie fahren wohl am besten gleich rechts herum, Kruschwitz? Dann brauchen Sie gar nicht das Dorf zu berühren! Ich gehe direkt nach Haus."

Kruschwitz grüßte und bog rechts ab. Noch einmal wandte er sein glänzendes Gebiß über seinen stillen Fahrgast hinweg den beiden Herren zu:

„Die Frau wird eine Freud haben, daß der Herr Doktor kommt!" schmunzelte er kopfnickend.

Sie hatten jetzt eine scharfe Biegung umgangen und ganz überraschend tat sich vor ihnen ein neues, breiteres und schöneres Tal auf. Hier krönte der Wald wieder nur die Höhen — das breite Wiesenland im Grunde bettete eine Perlenschnur kleiner Teiche in seinem saftig grünen Schoße — zwischen Gärten halbversteckt ruhte ein stattliches Dorf, und eine dichte, uralte Lindenallee zog sich darauf zu. Sie gingen grade aufs Dorf zu — mit einem Male blieb Alsen stehen:

„Ihr Hund ist nicht mit uns gekommen!" rief er.

„Mein Hund?" Reimar lachte ingrimmig. „Ich lehne energisch jeden Besitztitel an diesem kleinen Scheusal ab! Aber wir müssen ihn rufen, Inge ängstigt sich sonst. Pinsch hat viele Feinde und sehr wenig Freunde. Bei seinem Charakter kein Wunder —"

Reimar ging ein paar Schritte zurück, pfiff und rief mehrmals, ohne daß Pinsch erschien. Da tauchte rechts hinter den Bäumen noch einmal der Wagen des braven Kruschwitz auf, und dahinter ein kleines, gelbliches Knäuel.

„Er ist bei der Leiche geblieben, weil Inge ihm das aufgetragen hatte," sagte Reimar mit milderem Gesicht. Er pfiff durchdringend, und das kleine Geschöpf bequemte sich schließlich, seinen Posten zu verlassen und über das trennende Wiesenstück widerwillig herbeizuzotteln. Reimar bückte sich und streichelte ihn — Pinsch entzog sich mit beleidigter Miene der liebkosenden Hand. Da lachte der junge Mann und gab ihm einen sanften Stoß mit der Fußspitze:

„Da — gehe zu Inge — zu Inge, hörst du?" wiederholte er. Und Pinsch schien verstanden zu haben, über sein unfreundliches Wesen glitt's wie Sonnenschein, er wedelte schwach und trollte davon — als häßliches, schmutziges Wollknäulchen vor ihnen her, dem Dorfe zu.

„Pinsch gehört eigentlich Mutter," erklärte Reimar rasch und unterdrückte damit eine andere Frage seines Begleiters. „Sie hat ihm mal das Leben gerettet, und er lohnt's ihr mit schwärzestem Undank. Anhänglichkeit und Gehorsam kennt er nur für einen einzigen Menschen in der Welt."

„Für die liebliche, junge Samariterin," ergänzte Herr von Alsen. „War das eine Ihrer Schwestern, Doktor? Sie erschien und verschwand so rasch, daß eine Vorstellung nicht möglich war."

„Es war die Nichte meiner Mutter, Inge von Oberndorf," erklärte Reimar kurz.

„Ah! Die liebenswürdige Cousine!"

Der junge Arzt wandte den Kopf ab und ging rascher weiter.

„Ja," sagte er, „meine Cousine. Und meines Bruders Braut —"

„Ihres Bruders Braut!" rief der Gast. Er blieb vor Erstaunen stehen. „Ihr Bruder ist verlobt! Davon haben Sie ja noch kein Wort gesagt!"

„Ich — — kam nicht früher darauf. Franz hat sich schon vor fast zwei Jahren mit unserer Cousine verlobt; kurz vor seiner Abreise nach Afrika. Aber nun sind wir wirklich in Oberndorf angelangt, Herr von Alsen — — Sie werden froh sein, daß unser Marsch ein Ende hat!"

II.

Sie waren im Schatten der alten Lindenallee quer durch das reiche Wiesental geschritten. Rechts und links hatten die Teiche aufgeblinkt, zwischen denen ihr Weg auf etwas erhöhtem Straßendamm dahinführte. Nun bogen die schönen Baumreihen in scharfer Biegung rechts ab und durchschnitten rechtwinklig das weitläufig gebaute Dorf. Grad vor den Wanderern aber tat sich hinter steingewölbter, mächtiger Durchfahrt der Gutshof auf, nicht viel anders, als sei er das erste Gehöft des Dorfes. Und Alsen sah jetzt erst, daß sich die Lindenallee auch nach links noch ein Stück fortsetzte — sie führte vor dem Giebel des Gutshauses vorbei, das sich hier an den Hof anschloß, und begleitete noch eine Zeitlang den Gartenzaun, bis sie in sonnigem Feldwege auslief.

Durch die Torwölbung hindurch betraten sie den gepflasterten, leuchtend saubern Hof. Auf zwei Seiten erschien er von Stall- und Wirtschaftsgebäuden umgeben; links führten ein paar Steinstufen zur Eingangstür des Herrenhauses hinauf.

Mitten auf dem Hofe hielt auf stattlichem, sehr hochbeinigem Braunen ein martialisch ausschauender,

etwa vierzigjähriger Mann in Inspektorjoppe und ungeheuren, hohen Stiefeln. Er hatte den einen Arm in die Seite gestemmt, der andere fuchtelte gebietend in der Luft umher; unter dem rotblonden Schnurrbart, der sich gewaltig emporsträubte, brach eine ebenso gewaltige Stimme hervor, die in strengstem Befehlstone über den fast menschenleeren Hof rollte. Ein paar alte Männer, die in einer Ecke friedlich Feldgerät ausgebessert haben mochten, schienen bestrebt, unter dem Einfluß dieser beängstigenden Kommandostimme einen kleinen Jagdwagen herauszuziehen und anzuspannen.

Reimar König schritt rasch auf den berittenen Landmann zu und klopfte mit der Hand auf den einen prallen, staubigen Stiefelschaft:

„Sie brauchen niemand herauszuschicken, lieber Fröhlich!“ sagte er. „Der Kruschwitz kam mit seinem Wagen grad zur rechten Zeit vorbei.“

Der Inspektor fuhr auf seinem hohen Sitze herum, schloß den Mund förmlich hörbar und sah dem jungen Herrn erstaunt ins Gesicht. Dann leuchtete das seine freundlich auf, er schlug kräftig in die dargebotene Hand und schüttelte sie mit einer gewissen würdevollen Herablassung, die vielleicht wirklich nur dadurch zutage trat, weil er sich in buchstäblichem Sinne des Wortes auf so hohem Pferde befand. Es lag freilich auch etwas Gönnerhaftes in Blick und Stimme, während er den Sohn der Herrin daheim willkommen hieß und seinen Bericht anhörte.

Alsen beobachtete lächelnd die kleine Szene. Dann wandte er unwillkürlich zusammenfahrend den Kopf nach der anderen Seite — dort war die Haustür des

Wohngebäudes mit ungemeinem Kraftaufwande aufgestoßen worden und unter lebhaftesten Ausrufen und Bewegungen schoß eine umfangreiche Frauengestalt hervor, auf Reimar zu, der sie lachend mit geöffneten Armen auffing.

„Wirf mich nur nicht um, Tante Marie," bat er dabei. „Wo brennts denn?"

„Ach, du schrecklicher Mensch!" klagte die Tante und befreite sich mit glühendem Antlitz aus seiner Umarmung. „Was sollen denn die Leute denken!" Ihr Blick fuhr suchend umher — Herr Fröhlich war bereits davon, eiligst nach der Verwalterswohnung hinüber getrabt. „Und brennen solls auch noch?" fuhr sie vorwurfsvoll fort. „Es passiert doch grade genug Schreckliches. Wir warten schon sehnsüchtig auf dich! Was macht die Frau? Lebt sie noch? Oder ist sie wirklich tot? Das Kind ist auch so elend — deine Mutter fütterts grade. Ach du lieber Himmel! Komm nur gleich herein und sieh zu, obs auch nicht krank ist."

Sie sprudelte das alles in unglaublicher Schnelligkeit hervor, ohne Reimar die geringste Muße zur Antwort zu lassen, und zog ihn an den Händen dem Hause zu. Der junge Mann blickte lächelnd auf Alsen:

„Kommen Sie, bitte, mit hinein," bat er. „Sie sehen, hier geht augenblicklich alles drunter und drüber!"

Tante Marie sah den Fremden erst in diesem Augenblick. Sie ließ die Hände ihres Neffen mit einem Aufschrei los:

„Und das erfährt man erst jetzt!" rief sie anklagend. „Was soll der Herr von uns denken! Ich muß doch gleich drinnen Bescheid sagen!"

Sie nickte dem Gaste nur ganz flüchtig zu und bürstete ins Haus zurück. Die beiden Herren folgten. Ein ungeheuer großer Flur nahm sie auf, mit gewölbter, weißgetünchter Decke, auch die Wände bis zur halben Höhe herab schlicht weißgetüncht, die dunkle Holzbekleidung der unteren Hälfte von zahlreichen Türen unterbrochen. Auf das rote Backsteinpflaster dieser kirchenähnlichen Vorhalle fielen durch die offengebliebene Haustür und zwei riesige Fenster zu beiden Seiten Streifen flimmernden Tageslichtes. Aber in den Ecken des weiten Raumes blieb die Dämmerung haften und eine wohltuende Kühle erfüllte ihn.

Tante Marie hatte eine Seitentür aufgerissen und war dahinter verschwunden. Aber schon fuhr ihr eckiger Kopf mit dem glänzend schwarzen Scheitel wieder durch die Türspalte, sie winkte und rief:

„Nur einen Moment, Reimar, deine Mutter will dir nur mal das Kind zeigen —"

Reimar entschuldigte sich bei dem Gaste und folgte dem dringenden Ruf. Die Tür ließ er halb offen. Alsen blieb mitten im Flur stehen, sah sich beschaulich um und hörte unwillkürlich auf das Gespräch im Zimmer, das sich in rascher Wechselrede um das arme Weib und ihr verlassenes Kindchen drehte.

„Dem kleinen Mädchen fehlt nichts, es ist nur halb verhungert!" sagte jetzt die kalte Stimme des jungen Arztes.

„Nur —!" rief seine Cousine zusammenschaudernd. Alsen sah die weiße Gestalt der jungen Dame sich vom Fenster her rasch dem Innern des Zimmers zu bewegen. „Gib mir nachher die Kleine, Mutter," bat

sie weich. „Laß mich sie zu Bett bringen — ja? Und — nicht wahr, ich soll gleich einmal zum Schultheiß laufen, damit gut für die Tote gesorgt wird? Vielleicht hat sie doch Angehörige, die man benachrichtigen kann —"

„Willst du nicht auch gleich zu denen laufen?" Reimar sprach mit kaum bezwungener Ungeduld. „Mutter, ich bitte dich: Erlaube Inge nicht noch einmal, bei dieser Hitze hinauszulaufen — — hörst du? Wir müssen doch dafür sorgen, daß sie sich nicht krank macht — wir sind das Franz schuldig."

„Nun ja doch — natürlich, mein Junge!" klangs munter zurück. „Aber die Inge ist gottlob kein solcher Schwachmatikus, daß ein bißchen Hitze sie gleich umwirft. — Sei vernünftig, Inge, unser Doktor hat recht. Wir gehen gegen abend alle zusammen zum Schultheiß. Fürs erste wird er schon allein wissen, was er zu tun hat, auch ohne Fräulein Inges Weisheit. — — Mach dich ein bißchen zu Tisch zurecht, Reimar, ich bin hier auch bald fertig."

„Ich habe noch einen Gast mitgebracht, Mutter —"

„Einen Gast? Ei, das ist ja entzückend! Wer ists denn? Wie heißt er denn? Kenne ich ihn schon?"

„Es ist ein Herr von Alsen, Mutter. Er steht draußen im Vorsaal."

„Ei, so mach doch die Tür ein bißchen weiter auf, daß ich ihn zu sehn kriege! Wie heißt er? — Guten Tag, mein lieber Herr von Alsen, und herzlich willkommen. — Seien Sie, bitte, nicht böse, daß ich nicht aufstehe oder zu Ihnen hinauskomme — ich hab'

hier so ein kleines Tierchen auf dem Schoß, was schrecklich viel Milchsuppe essen muß —"

Durch die jetzt völlig zurückgeschlagene Tür sah Alsen in ein mäßig großes Zimmer, dessen Wände größtenteils mit Bücherregalen bedeckt waren. Ein alter Schreibsekretär stand am einzigen Fenster; auf dem schwarzen Ledersofa hinter einem runden Tische saß eine hellgekleidete Frauengestalt und nickte ihm lächelnd zu. Auf ihrem Schoße saß das nur in einen leichten wollenen Schal gehüllte Kind, das sie sorgfältig fütterte; die Lumpen, in die die arme Kleine vorher gehüllt gewesen, lagen in einem Haufen auf der Erde.

Alsen machte der jungen Retterin des Kindes Platz, die stumm grüßend an ihm vorüber das Zimmer verließ, und trat dann mit einer Verbeugung auf die Schwelle. Der kleine Findling erschrak über das neue, fremde Gesicht. Er verbarg leise weinend sein struppiges, rotbraunes Köpfchen an Frau Margrits Brust und stammelte abgerissene Worte.

„Was war denn das für ein Kauderwelsch?" fragte Reimar aufhorchend — „wohl russisch oder polnisch?"

„Polnisch!" bestätigte sein Freund. Er wollte fortfahren, da fegte Tante Marie um den Tisch herum:

„Polnisch! Auch das noch!" rief sie klagend. Und vorwurfsvoll trat sie dem Gast entgegen und nötigte ihn, das Zimmer wieder zu verlassen. „Wie es hier aussieht!" rief sie. „Diese Lumpen auf dem Fußboden! Und das Kind ist ja — das Kind hat ja — du bist immer so naiv, Margrit! Was muß der Herr von uns denken!"

Alsen war ruhig lächelnd zurückgewichen. Die lebhafte Dame folgte ihm in den Vorsaal hinaus und schloß die Tür hinter sich. Jetzt entdeckte sie, daß der Gast noch Schirm und Hut in der Hand trug. Sie entschuldigte sich und das Haus vielmals, half Alsen, den Hut an einem Ständer aufzuhängen, und nahm ihm den Schirm so stürmisch aus der Hand, daß er hinfiel und sie beim gleichzeitigen Bücken beinahe mit den Köpfen zusammenstießen. Reimar kam jetzt Alsen zu Hilfe und entführte ihn ins obere Stockwerk. Auf halber Treppe wandte er sich noch einmal zurück:

„Die blaue Stube ist doch frei?" rief er hinunter.

Tante Marie schoß herbei und versicherte das wortreich. Sie bot sich auch an, die Herren hinaufzuführen, aber Reimar lehnte lachend ab. Er wisse selbst genügend Bescheid im Hause. „Tante Maries schwache Geisteskräfte haben der doppelten Wucht zweier so großer Ereignisse nicht Stand gehalten — sie ist noch aufgeregter als gewöhnlich!" flüsterte er dem Gaste zu, während er eben eine Zimmertür öffnete.

„Sehen Sie: die blaue Stube ist vollkommen in Stand für einen etwaigen Gast," sagte er. „Mein Zimmer liegt neben dem Ihren. Frisches Waschwasser besorge ich Ihnen gleich — bitte, lassen Sie mich nur! Wir haben von Kindheit an gelernt, uns selbst zu bedienen."

Zehn Minuten später tönte die Mittagsglocke durchs Haus, und Reimar geleitete den Gast in ein saalartiges Eckzimmer hinunter, dessen eine Fensterseite nach den Dorflinden, die andere nach dem Garten hinausging. Hier war bereits die übrige Hausgenossenschaft, hinter

ihren Stühlen stehend, um den Eßtisch versammelt. Frau König kam den Herren entgegen, begrüßte Alsen erneut und machte ihn mit den übrigen Anwesenden bekannt — alles mit einer ungezwungenen Herzlichkeit, die dem Gaste sogleich Behagen einflößte. Er mußte zu ihrer Rechten sitzen — sie selbst nahm die Spitze des Tisches ein — die aufgeregte Dame, die ihm jetzt offiziell als Fräulein Marie Detlef, Jugendfreundin der Hausfrau, vorgestellt ward, saß Alsen gegenüber, zur Linken der Hausfrau. Dann kam Reimar und neben ihm seine Schwester Liesbeth, ein bildschönes, hochaufgeschossenes Mädchen, dunkeläugig, mit brennendroten Lippen in einem ungewöhnlich blassen Gesicht. Rechts von Alsen saß Fräulein Helene König, die älteste Tochter des Hauses, auch sie groß, blaß und dunkel, aber nichts von dem sprühenden Leben an ihr, das fast beängstigend aus der Jüngeren schwarzen Augen brach und ihr um die roten Lippen zuckte — Das regelmäßige Gesicht Helenes veränderte sich kaum, wenn sie sprach, was selten geschah und nur, wenn sie direkt angeredet wurde. Im übrigen begnügte sie sich damit, die beiden aufwartenden Dienstmädchen zu überwachen und mit stummen Winken anzuleiten. Etwas unsäglich Herbes, Verschlossenes, Freudloses lag über der hohen, nonnenhaft schlicht und dunkelgekleideten Gestalt, dem unbeweglichen, starrblickenden Antlitz.

Neben Fräulein Helene saß ihre Cousine Inge, und die Tafelrunde wurde durch den Herrn Inspektor Fröhlich und ein paar junge Beamte geschlossen, die sämtlich viel aßen und wenig oder gar nicht redeten.

Desto eifriger ging das Tischgespräch am oberen

Ende der Tafel. Die Hausfrau selbst nahm minder lebhaft teil, als Alsen erwartet hatte. Aber aus ihren hellen, glänzenden Augen, die sich stets aufmerksam dem gerade Sprechenden zuwandten, leuchtete Anteilnahme, Heiterkeit, Entzücken, je nach dem angeschlagenen Thema. Erst nach einer Weile wurde es Alsen klar, daß sie trotz ihrer scheinbaren Zurückhaltung durch leicht hingeworfene Zwischenfragen und Bemerkungen im Grunde die ganze Unterhaltung leitete.

Liesbeth König schien unersättlich, von Berlin zu hören. Reimar neckte sie, daß sie sich nach großstädtischen Vergnügungen sehne. Aber sie wies das entrüstet zurück: Es verlange sie nur danach, die Kunstschätze der Hauptstadt kennen zu lernen. Und die Mutter vertraute dem ungläubigen Reimar an, daß Liesbeth in der letzten Zeit wirklich ganz in Malstunden aufginge.

„Liesbeth muß immer etwas haben, worin sie aufgeht," fügte sie lachend hinzu.

Reimar nickte: „Das müssen deine Kinder alle, Frau Königin — du hast lauter unruhige, gewalttätige Untertanen —"

„Wie finden Sie diesen Beinamen?" fragte die Hausfrau Alsen. „Meine Kinder nennen mich oft so — mir klingt's ein bißchen wie Hohn. Ich werde im Grunde von ihnen regiert!"

„Das geht manchem Potentaten so," lächelte Alsen. Liesbeth aber rief dazwischen: „Und bei Mama stimmt's gar nicht — wir tun hier im Hause alle nur, was sie will — wir merken's nur nicht immer —"

„Ei, sieh da, was du klug bist," lachte die Mutter.

„Meine Liesbeth, Herr von Alsen, vertritt das Parlament in meinem Staate: sie hat beträchtliche Redefreiheit. Meine älteste Tochter ist Minister des Innern — Herr Fröhlich hat das Äußere, Landwirtschaft und Forsten —"

„Und ich? Und ich?" rief Tante Marie.

„Tante Marie, ja, was soll die sein, Kinder? Ich denke Justizminister, weil sie so sehr für Recht und Billigkeit eintritt."

„Nein, Zeremonienmeister," bestimmte Reimar, „denn ihr ist vor allem dran gelegen, daß alles wohl sich zieme, was geschieht."

So ging die fröhliche Neckerei fort. Alsen genoß diese harmlose Heiterkeit als stiller, dankbarer Beobachter. Nach Tisch redete die Hausfrau ihm und Reimar zu, sich eine Zeitlang in ihre Zimmer zurückzuziehen und zu ruhen. Die beiden Herren nahmen gern an, da sie eine schlechte Nacht im stickigheißen Schlafwagen verbracht hatten und vom strammen Morgenmarsche doch ermüdet waren.

Zum Schlafen gelangte Alsen freilich trotz des guten Bettes und der erquickenden Stille in Haus und Hof nicht recht. Die Hitze war zu drückend. Die Nachmittagssonne brannte auf den festgeschlossenen Fensterläden und drang durch die kleinste Fuge ein. Nach einer Stunde unruhigen Halbschlummers erhob sich Alsen wieder — unten klappte vorsichtig gedämpft die große Haustür —, er ging gedankenlos ans Fenster und spähte durch eine Spalte auf den völlig menschenleeren, glutatmenden Hof hinaus. Da sah er die junge Nichte des Hauses gerade unter seinem Fenster die

Steinstufen hinabkommen und sehr rasch dem Hoftore zueilen. Sie trug trotz der Hitze keinen Hut, sondern hatte nur ein weißleinenes Tuch zum Schutz über die blonde Flechtenkrone gebunden. Nebenan polterte ein Stuhl — Reimar König war also gleichfalls wach. Alsen hatte sich gerade entschlossen, zu ihm hinüberzugehen und ihm eine Nachmittagszigarre vorzuschlagen — da ward schon die Flurtür nebenan heftig zugeworfen: Reimar hatte sein Zimmer bereits verlassen. Gleich darauf ging unten abermals die Haustür und Alsen sah den jungen Arzt ebenfalls über den Hof davongehen, in derselben Richtung, die seine Cousine vorher genommen. Der Gast wartete noch eine Weile, dann stieg er gleichfalls nach unten. Ein dienstbarer Geist, der ihm in dem gewaltigen Flur begegnete, wies ihn in den Gartensaal, wo Frau König ihn bereits erwartete.

Der Gartensaal lag neben dem großen Eckzimmer, in dem sie vorhin gespeist. Auch er von ungewöhnlicher Größe, im Verhältnis dazu niedrig, mit weißgetünchter Decke, schlichten Tapeten, einigen nicht sonderlich wertvollen Bildern, die Fensterwand von solcher Stärke, daß tiefe Nischen entstanden, in denen neben den Fenstern noch Sitzbänke und Tischchen Platz fanden. Aus der mittelsten Fensternische führte eine Glastür auf eine niedrige Terrasse hinaus; sie stand offen; die Hausfrau ward draußen sichtbar, sie schien nach dem Wetter zu sehen. Nun wandte sie sich ins Zimmer zurück, schloß die Glastür vorsichtig und kam auf Alsen zu, der gerade betrachtend vor einem Ölbilde stand.

„Haben Sie schlafen können?“ fragte sie freundlich. „Es ist so drückende Luft — wir bekommen ein Gewitter.“

Er hatte sich rasch zu ihr umgewandt. „Dies ist ein ausgezeichnetes Bild Ihres jüngsten Herrn Sohnes, gnädige Frau!“ rief er lebhaft. „Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, aber ich hätte dies Bild auch anderswo sofort wiedererkannt.“

„O, Sie kennen meinen Franz!“ rief die Hausfrau erfreut. „Davon müssen Sie mir erzählen — — Aber dies Bild stellt doch nicht Franz vor. Es ist das meines verstorbenen Mannes. Franz sieht ihm allerdings so ähnlich, wie keins meiner anderen Kinder.“

„Die Ähnlichkeit ist in der Tat überraschend,“ sagte Alsen zerstreut. Seine Blicke hingen noch an dem lebensvollen Bilde des eleganten, übermütig dreinschauenden jungen Offiziers mit dem keck gespitzten Bärtchen über Lippen, die Freude zu atmen schienen. Frau König war wieder von ihm fort, der einen Fensternische zugeschritten, in der auf hübsch eingelegtem Tischchen Kaffeemaschine und -Gerät bereits ihrer harrten.

„Die anderen haben schon alle vorhin im Eßzimmer getrunken,“ plauderte sie, während sie die kleine Flamme unter dem Messingkessel anzündete. „Ich habe auf Sie und Reimar gewartet, um mein Plauderstündchen mit den hohen Reisenden ganz für mich zu haben.“

„Unser Doktor ist bereits vor einer Weile ins Dorf gegangen.“

„O, sicher wegen des traurigen Fundes, zum Schultheiß. Nun, dann bekommt er zum Lohn für seine Pflichtreue eben das, was wir beide

ihm überlassen! So gehts in der Welt zu, Herr von Alsen."

„Gnädige Frau haben sich den Kaffee aber sicher ehrlich verdient, während ich faulenzte," sagte Alsen behaglich. Er saß jetzt in einem kühlen, weichen Ledersessel, der Hausfrau gegenüber in der schattigen Fensternische und sah ihr wohlgefällig zu, wie sie mit schlanken geschickten Fingern den Kaffee bereitete.

„Verdient?" wiederholte sie und zuckte die Achseln. „Nun, wie mans nimmt — ehrlich gearbeitet habe ich freilich eben! An zwei ganz dicken, harten, unergiebigen Bauernschädeln. Ob's was genutzt hat, bleibt abzuwarten."

„Darf man fragen, um was es sich da handelte?"

„Gewiß — die Leutchen machen durchaus kein Geheimnis daraus. Es ist ein junges Ehepaar, das sich absolut nicht vertragen kann. Dabei haben sie sich von Herzen lieb — es will eben nur keins dem andern auch im kleinsten Stücke nachgeben. Er meint, er vergibt sonst seiner jungen Ehemannswürde etwas, und sie ist das verzogene einzige Kind wohlhabender Eltern. Da hab ich mir heut nachmittag die junge Frau herbestellt und ihr recht ernstlich ins Gewissen geredet — und dann hab ich sie in die Nebenstube getan und ihn holen lassen und ins Gebet genommen — und schließlich alle beide zusammen noch einmal — das Frauchen heulte, und er schien auch zum Schluß gerührt — sehr kleinlaut sind sie miteinander abgezogen! Hoffentlich hilfts nun wirklich, dann hab ich auch meinen Nachmittagsschlaf nicht umsonst geopfert — denn für gewöhnlich, Herr von Alsen, wirke und schaffe

ich um diese Zeit durchaus nicht! Da ziehe ich mich nur ins Schreibzimmer zurück zum Briefschreiben, und dabei passierts mir zuweilen, daß ich statt dessen auf dem Ledersofa einnicke, zumal bei solcher Hitze! Sie müssen mich nicht für pflichtgetreuer halten, als ich bin."

„Ich halte es für eine rührende Pflichttreue von Ihnen, meine gnädige Frau, sich auch dieser Dorfangelegenheiten anzunehmen — aber ich bin skeptisch genug, daran zu zweifeln, daß es sich lohnt."

„Lohnt? Sie meinen, daß es mir gedankt wird? Darauf, Herr von Alsen, habe ich noch nie gerechnet."

„Nein, das weiß ich, und so meinte ich es auch nicht — ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. Ich wollte sagen, daß ich an dem Erfolge zweifle!"

„Auch danach darf man nicht fragen, wenn man tut, was man für recht hält. Und glauben Sie nicht, daß man sehr oft nur aus Bequemlichkeit sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten mischt? Aus Faulheit, weil man sich vielleicht selbst dadurch eine Unannehmlichkeit zuziehen könnte, was man durch Schweigen umgeht?"

Alsen sah betroffen vor sich nieder.

„Da mögen gnädige Frau recht haben," sagte er nach einer kleinen Pause. „Nein, Sie haben sicher recht — — Es ist uns Welt- und Ichmenschen nur so natürlich, immer zuerst zu bedenken, ob uns selbst etwas Schaden oder Nutzen bringen kann. Von einem höheren Standpunkt allerdings —"

Er brach ab, denn der Sohn des Hauses kam im selben Augenblick ins Zimmer.

„Wo ist Inge?" fragte Reimar noch in der Tür.

„Weißt du's auch nicht, Mutter? Ja, was soll denn das heißen? Ich sah sie vor einer halben Stunde ausgehen und bin ihr bis zum Kirchhof nachgelaufen — aber ich habe sie weder dort, noch beim Schultheiß gefunden!"

„Kein Wunder — sie ging in meinem Auftrage nur grad über die Straße bis zur Frau Melker. Aber wie erhitzt du aussiehst, mein armer Junge!"

„Ich bin wie toll hinter Inge hergerannt. Was tut sie denn bei der Melker?"

„Sie besucht sie nur ein Weilchen; die Frau liegt."

„Krank? Was fehlt ihr denn? Doch nichts Ansteckendes? Nimm's mir nicht übel, Mama, du bist manchmal etwas leichtsinnig."

Frau Margrit sah rasch zu dem verstimmt und besorgt dastehenden Sohne auf — ihre Augen blitzten schelmisch — sie senkte sie in spitzbübischer Verlegenheit:

„Nein, ansteckend ist es gar nicht," sagte sie höchst ehrbar. „Die Melker hat nur ihr zehntes Kind bekommen — du weißt doch, daß da immer im Sommer eins einpassiert. Und nun komm, setz dich vernünftig her und trinke deinen Kaffee."

Die beiden Herren lachten herzlich. Reimar setzte sich neben seine Mutter auf das schmale, kissenbelegte Bänkchen und nahm gehorsam seine Tasse vor. Frau Margrit betrachtete ihn kopfschüttelnd von der Seite und trocknete mit ihrem Tuche seine glühende Stirn.

„Sich so abzuhetzen!" tadelte sie. „Dabei hattest du doch verboten, daß Inge vor dem Abend noch einmal ausging! Und wir Frauen hier im Hause beugen uns stets unbedingt männlicher Autorität."

„Was sagen Sie dazu, Herr von Alsen?“ fragte Reimar heiter. „Männerherrschaft — in diesem Hause! Man sehe nur unsern braven Fröhlich, wie er geradezu verschwindet, in sich selbst zusammenkriecht, sobald er das Eßzimmer betritt.“

„Ja, das habe ich auch beobachtet,“ bestätigte Alsen lachend. „Herr Fröhlich imponierte mir beim ersten Anblick auf dem Hofe, hoch zu Roß, mächtig. Nachher, bei der Vorstellung im Speisezimmer, sah er ganz klein und unscheinbar aus!“

„Weil er ein Sitzriese ist — weil er so kurze Beine hat!“ rief Frau Margrit.

„Nein, weil er aus Schüchternheit vor der zahlreich im Hause vertretenen, herrschenden Weiblichkeit, und besonders aus Furcht vor Tante Marie, am liebsten in ein Mauseloch kröche.“

„Aber Reimar! Tante Marie ist jetzt sogar ganz nett zu ihm!“

„Nanu! Das erste, was ich höre!“

„Es ist aber doch wahr! Und —“ Frau Margrit lächelte wieder ihr köstlich jugendfrisches Lächeln — „ich bin stolz darauf, daß ich es fertig gekriegt habe. Ja, deine alte Mutter hat das getan! Ich habe nämlich Tante Marie ganz allmählich beigebracht, daß Fröhlichs scheinbare Abneigung nur zarte Scheu sei. Er habe sie in seiner Jugend entschieden unglücklich geliebt. Das hat Tante Marie schließlich eingeleuchtet, und sie behandelt ihn seitdem viel menschlicher.“

„O, Mutter!“ Reimar schlang einen Arm um sie, küßte sie stürmisch und sah dann wieder zu dem Gaste hinüber. „Verzeihen Sie, Herr von Alsen, ich konnte

nicht anders! Ist sie nicht einzig? Verdreht sie nicht jedem den Kopf? Tante Marie, von Herrn Fröhlich unglücklich geliebt — — Mutter, so etwas vermagst nur du in der ganzen Welt zu erfinden!"

„Ihr braver Inspektor ist wohl schon sehr lange in Ihren Diensten?" fragte Alsen.

Frau Margrit nickte. „Schon sein Vater war das; den übernahm ich mit dem Gute zusammen; und er war mein treuester Freund und Berater bis zu seinem Tode. Seinen Sohn und Nachfolger aber hat er direkt für mich, für unsern Dienst erzogen —"

„Ich erzählte Ihnen schon heute früh davon: Mutter hat immer Treue erwiesen und empfangen," sagte Reimar. Er sprach zerstreut, seine Augen wanderten der Tür zu. Sein ungewöhnlich scharfes Gehör, das ihm im Kreise der Berliner Kollegen den Spitznamen „der Indianer" oder „der Waldläufer" verschafft hatte, ließ ihn den leichten Tritt vernehmen, der sich über den Vorsaal näherte. Jetzt sprang er rasch auf — — Inge von Oberndorf kam in den Saal und ging an ihm vorüber auf den Fensterplatz der Mutter zu.

„Frau Melker läßt grüßen und danken — es geht ihr gut," meldete sie und grüßte den Gast mit leichtem Kopfneigen. Frau Margrit streckte ihr die Hand entgegen und zog sie zu sich auf den Sitz nieder, den vorher Reimar inne gehabt.

„Dein Vetter hat dich bis zum Kirchhof hinunter gesucht," erzählte sie dabei. „Er glaubte, du wärst hinter seinem Rücken doch bei dieser Hitze hinuntergegangen."

Das junge Mädchen schlug die großen, ernsten Augen voll zu Reimar auf.

„Wie konntest du? Ich wußte doch, daß du es nicht wünschtest — und hinter deinem Rücken hätte ich's bestimmt nicht getan!" sagte sie sehr ruhig.

Reimar wollte sich beschämt entschuldigen; sie schnitt ihm das Wort ab und wandte sich mit einer Frage Alsen zu. Und während dieser nun von seinen Reiseplänen berichten mußte, ließ er das kluge Auge zwischen ihr und der daneben sitzenden älteren Dame hin und her gehen, und er bewunderte beider Frauen Haltung — die ruhige, klare Würde des Mädchens nicht weniger, als die anmutige Ungezwungenheit der Hausfrau.

Reimar hatte sich nicht wieder zu den anderen gesetzt. Er ging schweigend im Saale auf und nieder und blieb schließlich an der Glastür stehen.

„Das Gewitter kommt herauf," sagte er plötzlich. Frau Margrit sprang auf die Füße, warf einen Blick zum Fenster hinaus und sprach von der Notwendigkeit, überall rasch nach dem Rechten zu sehen. Aber schon kam die graue, ernste Gestalt ihrer ältesten Tochter mit festen Schritten vom Flur herein.

„Es ist alles in Ordnung, Mutter," sagte sie kalt, ohne der kleinen Gruppe am Fenster mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken. „Ich sah das Gewitter schon vor längerer Zeit, oben von der Schneiderstube aus. Fröhlich kommt auch grade mit den Leuten herein."

„Schon?" fragte Reimar erstaunt. Seine Schwester hob die schweren Lider und betrachtete ihn überlegen lächelnd vom Kopf bis zu den Füßen.

„Heut ist bekanntlich Sonnabend — da kommen die Leute früher von der Arbeit herein — wegen der Entlohnung," erklärte sie kalt. „Du scheinst das alles nicht mehr zu wissen, Reimar! Dein Gedächtnis ist nicht sehr taktfest."

„Nein — wenigstens für eure ländlichen Beschäftigungen nicht mehr!" gab der Bruder leicht gereizt zurück. Frau Margrit lief auf ihn zu und nahm seinen Arm.

„Du hast jetzt wichtigere Gedanken in deinem lieben Dickkopfe — nicht wahr, mein Junge?" fragte sie und blickte herzlich in sein verdüstertes Gesicht. Fräulein Helene ging sogleich wieder aus dem Zimmer und schloß die Tür sehr nachdrücklich. Es ward dunkel und still in dem großen Raume. Draußen brauste der Gewitterwind durch die Baumwipfel, die ersten schweren Tropfen mischten sich mit abgerissenen Blättern auf dem Mosaikpflaster der Gartenterrasse. Alsen lehnte mit untergeschlagenen Armen an der Terrassentür und blickte hinaus, Inge stand regungslos in einer anderen Fensternische: die Hausfrau ging am Arme ihres Sohnes auf und nieder.

„Helene ist so tüchtig!" flüsterte sie ihm zu. „Sie hat gesagt: alles ist in Ordnung — da kann ich mich nun ganz fest darauf verlassen, daß jede Tür, jedes Fenster verwahrt ist, Menschen, Tiere und Dinge am rechten Fleck sind, siehst du —"

Er lachte kurz auf. „Tüchtig, aber nicht liebenswürdig! Als ob sich eins durchaus nicht mit dem andern verbinden ließe."

Sein Blick flog zu dem Mädchen am Fenster.

Sie stand vor dem verdunkelten Gartenhintergrunde wie eine schöne Marmorstatue, und es war, als ob die Blitze draußen ihre weiße Gestalt umzüngelten. Ein prachtvolles, heftiges, aber kurzes Gewitter ging hernieder und verschwand fast so rasch, wie es erschienen. Die vier genossen das schöne Schauspiel jetzt völlig schweigend. Sie schraken förmlich empor, als die Flurtür sich abermals auftat und Fräulein Marie Detlef äußerst geräuschvoll hereinließ. Hinter der umfangreichen Gestalt des alten Fräuleins kam Helene hoch aufgerichtet ins Zimmer.

„Ja, mein Gott, wo ist denn nur Liesbeth!“ rief Tante Marie.

Die Mutter erschrak. „Liesbeth? Ist sie denn nicht bei dem fremden Kinde? Ich bat sie doch darum!“

Helene zuckte die Achseln:

„Um das hat sie sich nicht im geringsten bekümmert,“ sagte sie kalt. „Ich hab das Wurm zu mir genommen, obgleichs mich sehr gestört hat — wir müssen's irgendwo unterbringen, Mutter! Liesbeth ist ausgegangen —“

„Ja, wohin denn? Hat sie das nicht gesagt?“

Wieder das hochmütige Achselzucken:

„Sie wird sich wohl wieder mit dem fremden Maler herumtreiben!“ erklärte die Schwester.

„Aber Helene!“ rief Tante Marie. „Man sagt doch nicht: „Herumtreiben“! Sie macht doch Studien unter seiner Leitung!“

„Bei solchem Wetter? Die Skizze möchte ich sehen! So weit geht doch Liesbeths plötzliche Malleidenschaft nicht!“

„Was ist das für ein fremder Maler?“ fragte Reimar die Stirn runzelnd.

Frau Margrit wandte sich lebhaft zu ihm.

„Ein reizender Mensch, der sich Studien halber in der Gegend aufhält und seit einiger Zeit hier im Dorfe wohnt. Wir lernten ihn auf einem Spaziergange mit dem Herrn Pfarrer kennen. Er ist sehr nett und nimmt sich Liesbeths und ihrer Malversuche in rührender Weise an —"

„Liesbeth denkt an nichts weiter mehr, als an ihre Malerei!" sagte Helene streng. „Sie versäumt jede Pflicht deshalb. Ich habe Mutter schon einmal gewarnt!"

Frau Margrit sah hilflos bittend zu ihr hinüber.

„Liesbeth ist doch so glücklich darüber!" rief sie in beschwörendem Tone. „Und wir sollten uns für sie freuen, daß sie diese Freude und Anregung hat — das Leben eines jungen Menschen soll doch nicht *nur* Pflichterfüllung sein, Helene!"

„Nicht?" Helene zog die Augenbrauen hoch. „Du weißt, Mutter, daß ich da ganz anderer Ansicht bin. Aber danach wird ja nicht gefragt. Herr Fröhlich möchte dich sprechen, Mutter."

Frau Margrit ging schweigend, mit einem leisen Seufzer hinaus. Die Tochter folgte ihr, wie ein langer, grauer Schatten. Auch Tante Marie verschwand wieder im Innern des Hauses. Inge, die abgewandt in ihrer Fensternische verharrt hatte, wandte sich lebhaft um:

„Da ist Liesbeth!" rief sie erleichtert. „Sie kommt durch die Gartenpforte!"

Auch Alsen hatte das junge Mädchen bereits erblickt. Am Fuße der kleinen Terrasse führte zur Linken ein Pförtchen aus dem altmodischen Blumenparterre

des Gartens auf die Dorfstraße hinaus. Das war eben rasch und geschickt aufgeklinkt worden, die flinke Mädchengestalt huschte hinein, winkte noch einmal einen Gruß nach der Dorfstraße zurück, flog dann zur Terrasse hinauf und riß die Glastür auf. Eine wahre Flut erquickend frischer Luft strömte mit ihr in den Saal und schien die leichte Gestalt vor sich her zu tragen. Das Gewitter war vorübergegangen, der Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen fiel noch hier und da ein Tropfen aufklatschend in raschversiegende Pfützen.

Liesbeth schüttelte lachend ein paar Wasserperlchen aus ihrem schwarzen Haar und grüßte die Anwesenden mit einem übermütigen Knix.

„Da bin ich wieder!“ rief sie.

„Das sieht man,“ bemerkte ihr Bruder mehr als trocken. „Wo warst du denn bisher, Liesbeth? Wir haben uns um dich gesorgt —“

„Ihr? Doch höchstens Tante Marie!“ Das schöne Mädchen lachte hell auf. „Und das tut sie immer — das ist ihr Sport! Ich hab einen himmlischen Spaziergang gemacht, Reimar, bis hinauf nach Walddorf —“

„Allein?“

„Huh, was du für ein Gesicht machst! Natürlich allein! Nein, Hektor und Pinsch waren mit. Und als das Gewitter heraufkam, liefen wir rasch, rasch heim und kamen noch gerade zur rechten Zeit und sind bei Lindenbaums untergetreten.“

„Bei Mutter Lindenbaum! So! Und die hat dir dann einen Schirm geborgt, damit du trocken nach Hause kamst — wo hast du denn den gelassen?“

Liesbeth sah etwas betroffen aus.

„O — den hat er doch wieder mitgenommen!“ erklärte sie ziemlich verworren.

„Er? Wer?“

„Nun, ein Bekannter, den ich unterwegs traf — du kennst ihn noch nicht. Ein Maler, Herr Walden. Mama kennt ihn. Der hat mich mit seinem Schirm bis hierher gebracht. Fragen Sie Ihre Schwestern auch immer so aus, Herr von Alsen?“

„Ich besitze leider keine, gnädiges Fräulein —“

„Leider? Ich glaube, Reimar wäre froh, wenn er keine hätte — — Kommst du noch ein bißchen mit hinaus, Inge? Die Luft ist jetzt so herrlich! Und ich bin noch gar nicht müde — nicht ein bißchen. O! Ich könnte noch meilenweit rennen! Im Walde ists so schön — — die beiden Herren müssen auch mitkommen.“

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr von Alsen?“ Reimar blickte fragend auf den Gast. „Meilenweit laufen wir auf keinen Fall mit — aber vielleicht ist ein kleiner Spaziergang ganz erquicklich — wir müssen Ihnen doch auch die Honneurs von Oberndorf machen!“

Alsen willigte gern ein und Reimar ging, des Gastes und den eigenen Hut zu holen. Im Flur traf er seine Mutter, die sich augenblicklich bereit erklärte, mitzukommen.

„Mama hat immer Zeit zu allem,“ sagte Liesbeth verwundert zu Alsen. „Ich möchte wissen, wie sie das anfängt!“

„Durch Selbstdisziplin!“ versetzte der Gefragte ernst. Sein Blick ruhte forschend auf dem jungen

Mädchen. Welch ungebändigte Lebensfülle steckte in diesem schönen, jungen Geschöpf! Erschreckend fast für den feinen, stillen Menschenkenner.

Frau Margrit führte den Gast zunächst über die Terrasse hinab in den altmodisch gehaltenen Garten mit seinen üppig wuchernden Rasenflächen, der Fülle von Blumen, den Gruppen schöner, alter Bäume — alles kraus durcheinander, ohne sichtbaren Plan der Anordnung oder Stilgefühl, aber voll fröhlicher Farbenpracht und strotzender Frische. Zur Linken trennte ein niedriges Stacket den Gutsgarten von der hier endenden Lindenallee des Dorfes. Sie durchschritten den Blumengarten, der allgemach in Gemüse- und Obstanlagen endete, und stiegen dann rechts auf gefällig gewundenen Wegen ziemlich steig bergan. Der Garten verlor hier den bisherigen Charakter, ward parkähnlich und ging fast unmerklich in lichten Wald über. Auf halber Höhe bog der Weg wieder scharf rechts ab und führte nun ständig am Berge entlang, den Wald zur Linken, rechts unten Garten, Gutshof, Dorf, im Weiterschreiten aufgerollt als lebensvolles Wandelbild.

„Das ist Mutters berühmter Höhenweg — ihr Stolz und ihre ureigenste Schöpfung!" rief Reimar, der zwischen den beiden jungen Mädchen hinterherkam, dem Gaste erklärend zu.

„Ja, ist er nicht auch schön?" fragte Frau Margrit mit einem Eifer, der ihrem Begleiter ein Lächeln abnötigte. „Sehen Sie, wir bleiben nun die ganze Zeit auf gleicher Höhe — hoch über dem Tale — in Schatten und Kühle — immer mit unserer lieben Landschaft zu Füßen."

„Und so übersieht die Frau Königin von hier oben ihr ganzes Reich auf einmal," ergänzte Reimar. Seine Mutter wandte sich um und drohte ihm scherzend mit dem Finger. Dann ging sie freudig angeregt auf die lebhaften Fragen des Gastes ein, der sich jeden einzelnen Zug in dem hübschen Bilde erklären ließ. Sie empfand sehr richtig, daß er nicht nur aus Höflichkeit fragte, wenn ihn auch die Höflichkeit antrieb, sein Interesse offen zu zeigen.

Mitten im Dorfe, auf einer kleinen Bodenerhebung, lag die schlichte und doch so malerisch wirkende Kirche. Schöne Linden umgaben auch sie, aber sie beschatteten nicht Gräber, wie sonst bei den Dorfgemeinden Sitte ist, sondern Ruhebänke und bescheidene Gartenanlagen. Alsen sprach seine Verwunderung darüber aus, und Frau Margrit erzählte ihm, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren auch hier der Friedhof mitten im Dorf um die Kirche herum gelegen, daß aber ein tüchtiger Arzt, der damals in der Gegend geweilt, ihren Mann und sie und auch Prediger und Dorfschulzenamt darauf aufmerksam gemacht habe, wie außerordentlich gesundheitsschädlich solche Anordnung sei. Nun befand sich der neue Kirchhof des Dorfes weiter draußen, talabwärts, noch einige hundert Schritte vom letzten Hause des Dorfes entfernt, und die bisherige Begräbnisstätte hatte sich in einen freundlichen Garten verwandelt, der sich traulich um das Gotteshaus schmiegte.

Lebhaft plaudernd legten die fünf Spaziergänger den Rest des Höhenweges zurück. Liesbeth halb tanzend, halb springend, oft vor, oft neben der Mutter, dann wieder weit voraus oder ebenso weit zurück-

bleibend. Nun zog sich der Weg wieder in gefälligen Windungen bergab und endigte hinter den letzten Häusern, unmittelbar neben dem neuen Kirchhofe.

Eine kleine, schmucklose Grabkapelle zierte den erst dürftig angepflanzten und zum kleinsten Teil mit Grabstätten besetzten weiten Plan. „Dort sind auch unsere Gräber,“ sagte Frau Margrit und winkte mit der Hand hinüber — ernst, doch ohne sichtbare Wehmut. Alsen mußte daran denken, was der junge Arzt ihm von seiner verstorbenen Schwester erzählt. An der Kirchhofspforte begegneten sie dem greisen Dorfpfarrer, und Alsen ging mit den jungen Mädchen voraus, während die drei anderen zurückblieben, um mit dem gleichfalls gerade anwesenden Dorfschulzen die Kapelle aufzusuchen und über die dort vorläufig untergebrachte Leiche des armen polnischen Weibes Rücksprache zu nehmen.

Alsen und seine Begleiterinnen schlenderten gemächlich die Dorfstraße hinunter, vorsichtig den Pfützen ausweichend, die hier unten noch hier und da von dem heftigen Gewitterregen übrig geblieben waren. Die jungen Damen vom Gute wurden überall freundlichst gegrüßt; Kinder kamen herbei, Inge die Hand zu geben, die ihre Lehrerin in der Sonntagsschule war; alte Leute winkten ihnen von den Hausschwellen oder den Bänken am Kirchplatze aus zu. Mit einem Male sah Alsen die junge Liesbeth zusammenfahren und heftig erröten, während sie zugleich scheu und hastig grüßte. Er folgte erstaunt der Richtung ihres Blickes und grüßte mechanisch mit. Ein mittelgroßer Herr mit spitzem, blondem Vollbart und krausgelocktem, blondem Haupthaar, im braunen Samtjäckchen des Malers,

war aus einer Haustür getreten und beim Herannahen der drei Spaziergänger, sehr devot grüßend, stehen geblieben. Alsen sah ihm beim Vorüberschreiten ins Gesicht und bemerkte zu seinem Befremden darin eine fast ebenso große Verwirrung, wie in dem des jungen Mädchens. Der Mann war nicht mehr jung, und die Verlegenheit kleidete ihn schlecht. Er sah aus, wie jemand, der kein gutes Gewissen hat.

Hinter ihnen erscholl Reimar Königs heiterer Anruf, und der Malersmann verschwand ebenso rasch in seiner Haustür, wie er aufgetaucht war. Die drei wandten sich um, Frau Margrit und ihren Begleiter zu erwarten; sie hatte den alten Pfarrherrn, wie sie sich ausdrückte, ‚eingefangen', und nahm ihn gleich als Gast für den Abend mit. Zwischen ihm und Alsen setzte sie nun den Weg fort, Alsen aber lauschte ihrem heiteren Geplauder nur halb; er hörte auf die Unterhaltung der drei jungen Leute, die dicht hinter ihnen herkamen, und bemerkte, daß Liesbeth die Begegnung mit dem Maler zu erwähnen vergaß.

Helene König hatte den Abendbrottisch wie gewöhnlich im Speisezimmer decken lassen und erregte damit den energischen Widerspruch ihrer Mutter.

„Was fällt dir ein?" rief Frau Margrit munter im Flur, als sie durch die geöffnete Speisezimmertür ihre Älteste drinnen beschäftigt sah. „In der Eßstube sollen wir essen — bei diesem wundervollen Wetter? Wo wir so lieben Besuch haben und unser Reimar eben heimgekehrt ist? Nein, das geht nicht — das leide ich entschieden nicht! Heute darf's nicht wie alle Tage sein — heute muß gefeiert werden."

Helene stand mit gesenkten Blicken und unbeweglichem Gesicht vor der lebhaft gestikulierenden Mutter.

„Gut — dann lasse ich also draußen decken," versetzte sie kühl. „Auf der Terrasse, nicht wahr? Oder wo wünschest du sonst?"

„Auf dem Rasen unter der großen Linde wird's zu feucht sein — schade," meinte Frau Margrit nachdenklich. „Aber wir können ja auch auf der Terrasse die Sache feierlich gestalten — Inge, Liesbeth! Holt Blumen! Der ganze Tisch muß voll Blumen sein! Und Reimar muß eine Bowle brauen — es sind wunderschöne Walderdbeeren da!"

„Schade, daß wir nicht eine venetianische Nacht arrangieren können mit bunten Papierlaternen und Mandolinenbegleitung!" sagte Reimar belustigt. „Das wäre erst so ganz nach Mamas Herzen — — Gib mir den Weinkellerschlüssel, Helene, ich hole mir den Wein selbst herauf."

Und es geschah, wie Frau Margrit gewünscht hatte. Mit strahlendem Lächeln stand sie zwischen den beiden fremden Gästen auf der Terrasse und sah den beiden jungen Mädchen zu, die sämtliche Rosenstöcke geplündert hatten, um die rasch aufgeschlagene Tafel mit Blüten zu bedecken. Im Speisezimmer, dessen Fenster ebenso wie die des Gartensaals weit offen standen, braute Reimar unter hundert Scherzen seine Bowle. Der alte Pfarrer bekam das erste, das Probeglas. Er kostete sachverständig und gab seine Zustimmung. Man setzte sich zu dem einfachen, vortrefflich zubereiteten Mahle. Liesbeth, die all ihren Übermut zurückgefunden hatte, schmückte jeden An-

wesenden mit Blumen: sogar Herr Fröhlich, der sich steif wehrte, bekam eine mächtige, vollaufgeblühte Zentifolie ins Knopfloch, und auf Tante Maries glattem Scheitel prangte gar ein voller, raschgewundener Kranz. Auch die Bowle war mit Rosen umkränzt, und Reimar handhabte fleißig die Schöpfkelle. Die Abendsonne warf lange, schräge Strahlen über die Tafel und blitzte aus Gläsern und fröhlichen Augen wieder. Dann wurden die Speisen wieder abgetragen, Herr Fröhlich zog sich mit einem schnell erworbenen kleinen Spitz zurück, — seine jungen Leute aßen abends nicht mit am Herrentische — die Zurückbleibenden rückten näher zusammen um den Rest der Bowle, feiner Rauch stieg aus den Zigarren der Herren in die stille Abendluft empor; hinter dem Hause ging blutigrot die Sonne unter, ein sanfter rosenroter Widerschein glomm am östlichen Himmel auf. Allgemach ward es dämmrig, dann dunkel — Windlichte, die Helene bringen wollte, wurden entrüstet zurückgewiesen — der Mond ging langsam zwischen den Wipfeln der schönen alten Bäume empor. Und die ausgelassene Stimmung ebbte zurück, die jüngeren schwiegen, der alte Pfarrer saß mit gefalteten Händen zurückgelehnt auf seinem Ehrensessel an der Spitze der Tafel — Frau Margrit neben ihm hatte sich weit vorgebeugt in atemlosem Zuhören, und ihre strahlenden Augen wichen nicht von Alsens Gesicht.

Denn Herr von Alsen erzählte. Der kühle, streng zurückhaltende Weltmann, der stille, verschlossene Forscher erzählte — rückhaltlos, mit einem Behagen, das ihm so seltsam war wie neu — er hatte noch nie s o l c h e

Zuhörer, solch eine Zuhörerin zumal gehabt! Frau Margrits leuchtende Blicke lockten ihn zu immer köstlicheren Schilderungen weiter — — er stieg in die Tiefen seines Gedächtnisses hinab und holte die besten Erinnerungen hervor, deren Wärme und Frische ihn selbst überraschten — und vor der entzückt lauschenden kleinen Tafelrunde stiegen die märchenhaften Zaubergärten des Orients, die ungeheuren Steppen Innerasiens, Glut und Pracht einer heißeren Sonne empor.

„O, wie schön war das! Wie danken wir Ihnen!" sagte Frau Margrit und holte ganz tief Atem, als Alsen endlich innehielt und die erloschene Zigarre wieder anzündete — fast ein wenig beschämt, daß er sich so weit hatte hinreißen lassen.

Der alte Pfarrer bestätigte Dank und Freude. Sein rundes, rosiges Greisengesicht lächelte mild unter dem Silberhaar hervor. Liesbeth sprang von ihrem Sitz empor, daß beinahe ihr Stuhl umfiel, und sprach in feurigen Worten ihre Sehnsucht nach gleichen, wunderbaren Reiseerlebnissen aus. Selbst Tante Marie erschien hingerissen und vergaß sogar, irgend etwas unschicklich oder besorglich zu finden. Helene war schon längst aufgestanden und geräuschlos davongeschlichen — sie hantierte drinnen im Speisezimmer am Büffet.

„Und jetzt, Mutter, geht Herr von Alsen wieder nach Indien," sagte Reimar. „Da führst du und Liesbeth am liebsten mit, nicht wahr?"

„Sie gehen ins Himalajagebirge?" fragte Liesbeth eifrig. „Ganz bis oben hinauf?"

Alsen lächelte.

„So weit diesmal doch noch nicht — meine Reise wird bereits am Ganges endigen," versetzte er.

„Am Ganges! O! Am heiligen Strom der Inder!" rief das begeisterte junge Mädchen. „Darum beneide ich Sie, daß Sie den zu sehen bekommen!"

„Ich kenne ihn bereits. Und er ist schön — das heißt seine Ufer sind es, die wunderbare tropische Vegetation — und die Hindupilger baden darin oder trinken sein Wasser, um des Paradieses sicher zu sein. — Aber heilig ist er mir selbst darum doch noch nie erschienen! Und sein Wasser hätte ich nie trinken können — es schwimmen gar zu viel Leichen darin herum —"

„Leichen! Wie entsetzlich!" rief Tante Marie. „Fallen denn so viele hinein? Da müßte doch die Polizei besser aufpassen!"

Alsen lächelte wieder schalkhaft.

„Der Hindu glaubt, daß er seinen Toten nichts besseres antun kann, als sie in seinen heiligen Strom zu versenken," sagte er. „Und seitdem die Regierung das verboten hat — es geschieht aber trotzdem noch — seitdem streut er wenigstens ihre Asche in den Strom. Nur sehr mangelhaft verbrannte Leichen sind das manchmal — — — Nein, den heiligen Strom möchte ich den Ganges nicht nennen! Da kenne ich einen anderen, der den Namen viel eher verdient."

„Erzählen Sie uns auch von dem," bat Frau Margrit mit großer Spannung.

Alsen zögerte einen Augenblick. Sinnend schlug er das Auge zu Frau Margrit auf.

„Ich meine den Golfstrom," sagte er endlich lang-

sam. „Sein Dasein ist Schönheit und Reichtum, Wärme und Kraft vom Anfang bis zum Ende — — Verfolgen Sie seinen Lauf einmal im Geiste, gnädige Frau! Aus der großen Stille am Äquator wird er geboren, aus unbekannten Tiefen steigt er empor — und die Passatwinde, die auch aus der großen Stille kommen, treiben ihn sanftfächelnd vor sich her — — der aufgehenden Sonne ständig entgegen! Und so bringt er unserm Europa alle Segnungen des gemäßigten Klimas, alles Schöne und Gute ermöglicht er, was unsere Natur hervorbringt, er umspült unsere Küsten und macht sie fruchtbar — er erweckt und erwärmt — durch ihn treiben Keim, Blüte und Frucht hervor, bis zum höchsten Norden Europas erstreckt sich seine Macht — er schafft uns den Märchentraum des Mittelländischen Meeres!"

Frau Margrit saß ganz still. Ihre weitgeöffneten Augen schimmerten. Der Mond stand jetzt über den höchsten Wipfeln und senkte einen breiten silbernen Schleier über die sanftschlummernde Welt. Wie Silber glänzte auch das Haar des alten Dorfpfarrers, der sich würdevoll erhob und Alsen stumm zutrank.

„Ich gehe jetzt, Frau König," sagte er, während er das Glas wieder niedersetzte. „Es ist spät, und ich möchte meine Predigt für morgen noch einmal durchsehen — bin jetzt grad so in der rechten Stimmung dafür! Haben Sie Dank, Herr von Alsen. Sie haben einem alten Menschen viel Gutes angetan. Ich werde von all Ihren fremden heißen Ländern und unserm heiligen Strome träumen."

Der liebe, alte Herr nahm wortreich und gerührt

Abschied. Reimar begleitete ihn bis auf die Dorfstraße hinaus. Die drei Töchter des Hauses räumten schnell und geschickt den Tisch ab und schafften alles ins Haus zurück — die Dienstboten wurden in diesem ländlichen Gewese frühzeitig zu Bett geschickt. Alsen trat auf Frau Margrit zu und verabschiedete sich gleichfalls.

„Ich will Sie nicht zurückhalten — Sie werden müde sein," sagte sie freundlich. „Schlafen Sie morgen recht schön aus — ich habe Ihnen ein anderes Zimmer einräumen lassen, hier über dem Saale. Da hören Sie morgen früh nichts vom Wirtschaftsgetriebe, bleiben ungestört, und wenn Sie aufwachen, sehen Sie in den Garten hinaus! Und nun schlafen Sie wohl — — wie würde der Orientale das ausdrücken? Möge Ihr Schlummer sanft sein wie der Mondschein und Ihr Erwachen hell wie die Sonne — möge der heilige Strom durch Ihre Träume rauschen —"

„Der Orientale würde antworten: Die Güte der Herrin ist sanft wie Mondschein, hell wie die Sonne, tief und stark wie der heilige Strom," sagte Alsen lächelnd und fuhr ernster fort: „Der Deutsche spricht einfach: Ich danke Ihnen von Herzen — und meint damit dasselbe oder mehr."

Er beugte sich über die Hand der Hausfrau und ging ins Eßzimmer, sich den anderen Damen zu empfehlen. Im Flur traf er dann auf den zurückkehrenden Reimar, der ihn nach oben geleitete und in das neu zugewiesene Zimmer führte.

„Mama meint es gut mit Ihnen — dies ist unser Staatslogierzimmer!" sagte er dabei. „Gute Nacht, lieber Herr von Alsen — ich gebe Ihnen den guten

Rat, nicht mehr lange am Fenster zu stehen und den Mond anzuschwärmen — Sie werden müde sein."

Er zog sich rasch zurück, und Alsen hörte ihn gleich darauf unten mit den jungen Mädchen scherzen. Es war wirklich heute etwas wie Ferienstimmung, jugendlicher Übermut in dem jungen Arzte erwacht, den Alsen nur kaltgemessen gekannt. Er selbst folgte dem etwas spöttischen „guten Rat" nicht. Er stand noch eine ganze Weile am Fenster und blickte in die wundervolle Sommernacht hinaus und auf die Terrasse und den jetzt totenstillen Garten hinunter — dabei mußte er über sich selber lächeln. Er hatte wirklich da unten ein wenig geschwärmt und laut phantasiert — der skeptische junge Doktor tat recht daran, ihn ein wenig damit aufzuziehen. Vielleicht war gar seine gute Bowle daran schuld — oder diese ganze Abendstimmung voll Rosenduft und sanften Lichttönen, der weißlockige Geistliche, die schönen Mädchengesichter, oder Frau Margrits helles Lachen, dies Auge voll unverwelklicher Jugend — — Ja doch, das war's gewiß vor allem gewesen, was ihn so weit aus sich herausgelockt, wie er's sich selber noch nie zugestanden — — —

Nun lag dort unten alles in abgrundtiefem Schweigen. Auch im Hause war das letzte Geräusch verstummt. Alsen hatte das Licht längst wieder ausgelöscht, die Fensterflügel weit geöffnet. Der Mond schien so hell ins Zimmer, er würde ihn am Einschlafen hindern. Er kehrte noch einmal ans Fenster zurück, um die Läden zu schließen. Da hielt er lauschend inne.

Ganz leise hatte unten eine Tür geknarrt. Eine weiße Gestalt huschte über die Terrasse, flog die wenigen

Stufen zum Garten hinunter bis an eine zweite Tür — die kleine Gartenpforte. Jenseits derselben stand jemand, blickte sehnsüchtig in den Garten — die weiße und die dunklere Gestalt begrüßten sich, lehnten jetzt beide an der niedrigen Pforte, und leises Geflüster drang bis zu dem Ohr des Lauschers hinauf. Der Mond war herumgekommen und schien voll auf die beiden Gesichter, die so nahe aneinander waren. Alsen erkannte sie beide. Er wartete eine Weile, ungewiß, was er tun sollte. Da scholl von irgendwoher ein Fußtritt, drohendes Hundegebell. Das Paar am Gartenzaune schrak zusammen und flog auseinander. Das Mädchen eilte flüchtigen Fußes ins Haus zurück, der Mann verschwand vorsichtig. Dann war nichts mehr im Garten und draußen als der Mondschein und das Schweigen der Hochsommernacht.



III.

Am nächsten Vormittag begleitete Reimar den werten Gast durchs Dorf bis zur Haltestelle der Kleinbahn hinunter. Sie lag noch ein paar Minuten hinter dem Kirchhofe talabwärts, und Frau Margrit hatte Alsen dringend einen Wagen bis zur Station angeboten, nachdem er ihre herzliche Bitte, ihnen noch den Sonntag zu schenken, mit ebenso aufrichtigem Bedauern hatte ablehnen müssen. Auch für den Wagen dankte er. Er zog den Morgenspaziergang mit Reimar vor. Ein Knecht vom Hofe trug sein Handgepäck voraus.

Die Frühstücksstunde unter der großen Linde war noch voll köstlicher Frische und Heiterkeit gewesen. Frau Margrit erschien dem Gaste unaussprechlich froh und glücklich. Sie freute sich über alles: das wunderbar schöne Wetter, den erquickten Garten, die Sonntagsstille, die Anwesenheit des Sohnes und den fremden Gast! Ja — Alsen wußte ganz sicher, daß sie sich auch über ihn freute, daß sein Besuch ihr lieb gewesen war. Es war unmöglich, ihr das nicht zu glauben. Und so nahm er einen sehr freundlichen, sehr wohltuenden Eindruck aus dem Herrenhause von Oberndorf mit, und das Bild, das er zuletzt geschaut, haftete lange in seinem

Gedächtnis: Die glückliche Mutter zwischen ihren schönen Töchtern, den stattlichen Sohn zur Seite, ein Scherzwort auf den Lippen, Sonnenschein zu Häupten, sonniges Licht in den hellen Augen.

Der Weg durchs Dorf schien dem Fremden kürzer als gestern. Sie schritten rüstig dahin, und Reimar plauderte angeregt. Er war hier, auf dem Boden der Heimat, ein ganz anderer, als in der großen Welt. Alsen sagte es ihm lächelnd. Und Reimar nickte fröhlich zustimmend: „Sie mögen recht haben! Ich bin selbst erstaunt darüber. Ich hätt' mir nicht so viel Gefühlsfähigkeit zugetraut — ich bin hier glücklich, schlankweg glücklich, wie ein kleiner Junge in den großen Ferien, der gar nicht daran denken mag, daß nachher die Schule wieder anfängt. Und im Grunde habe ich gar keine rechte Veranlassung zu dieser Gefühlsseligkeit."

Dazu schwieg nun der Freund. Er blickte ernsthaft vor sich nieder, wunderliche Gedanken stiegen in ihm auf, denen er um keinen Preis hätte Ausdruck leihen mögen. Reimar redete weiter, grüßte hie und da die wenigen Leute, denen sie in der sonntäglichen Stille begegneten. Was sich nicht in der Kirche, beim Gottesdienst befand, mochte im Innern der Gehöfte häuslichen Verrichtungen nachgehen. Einmal lachte er hell auf:

„Betrachten Sie, bitte, die knochendürre, alte Dame, die uns dort entgegenkommt!" sagte er hastig. „Das ist meine Kollegin, die alte Frau Lindenbaum, Witwe des früheren, Mutter des jetzigen Dorfschulmeisters — Sie werden bereits beobachtet haben, daß sich Amt und Würden in Oberndorf vom Vater auf den Sohn zu

vererben pflegen! Wenn ich mich wirklich nach Mutters Wunsch hier niedergelassen hätte, wäre Mutter Lindenbaum meine gefährlichste Konkurrentin."

„Ah, die sogenannte weise Frau des Dorfes!"

„Stimmt. Sie heilt rücksichtslos Mensch und Tier mit ein paar geheimnisvollen Salben und ihrem berühmten Nervenschwitz."

„Was — ist denn das?"

„Ein Tränklein, was das Fieber lösen, Transpirationen hervorrufen soll. So eine Art Fliedertee vermutlich. Den Namen Nervenschwitz hat sie selbst erfunden. Denn, Herr Doktor, sagte sie mir mal, eh nicht die Nerven alle schwitzen, eher kommt die Krankheit nicht raus! Sie können ruhig lachen, Herr von Alsen, — Mutter Lindenbaum ist stark taub."

Mutter Lindenbaum begrüßte den jungen Kollegen mit jovialer Herablassung. Er rief ihr im Vorübergehen ein paar scherzhafte Dankesworte zu, daß sie seiner Schwester gestern nachmittag Obdach gewährt. Mutter Lindenbaum nickte und lachte:

„Ja, ja — die beiden Herrschaften kamen grad noch vorm Regen aus dem Walde zurück."

„Sie hat mich wieder nicht richtig verstanden," sagte Reimar weitergehend. „Aber Sie sehen ja plötzlich verstimmt aus, Herr von Alsen?"

„Weil ich Ihnen etwas Ernstes sagen möchte und nicht weiß, wie ich das anfangen soll! Eben kam ich wieder darauf. Den Vorsatz zu sprechen, hatte ich schon diese Nacht gefaßt."

Reimar blieb stehen und sah betroffen in das ernste Gesicht seines Begleiters.

„Ich wäre Ihnen für offene Aussprache sehr dankbar," sagte er zögernd.

Auch der andere zögerte noch einen Moment.

„Lieber Doktor — es ist immer eine heikle Sache mit einer Warnung," hub er dann entschlossen an. „Und doch fühle ich mich Ihnen gegenüber dazu verpflichtet! Die alte Frau, die Sie eben grüßten, hat Sie sehr wohl verstanden. Ich bin überzeugt, daß Ihr jüngstes Fräulein Schwester gestern nicht allein im Walde war, sondern in Begleitung des fremden Herrn, der hier Malstudien treibt. Und ich halte es, wie gesagt, für meine Pflicht, nach Beobachtungen, die ich zufällig habe machen können, Sie zu bitten, den Verkehr Ihrer Fräulein Schwester aufmerksamer zu überwachen."

Reimar war in peinlichster Bestürzung stehen geblieben. Das Blut stieg ihm heiß ins Gesicht. Er suchte sich gewaltsam zu fassen.

„Sie sehen mich — fast sprachlos," stieß er endlich hervor. „Ich bitte Sie dringend, Herr von Alsen, sich näher erklären zu wollen — Sie müssen doch Positives wissen, sonst hätten Sie nichts gesagt."

Alsen dachte nach.

„Nein," sagte er nach einer Pause, „ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen. Dies genügt doch, nicht wahr? Ich zweifle nicht einen Augenblick an der völligen Harmlosigkeit der jungen Dame. Lassen Sie sich genug sein an dem, was ich Ihnen zu verstehen gab, lieber Doktor! Nur das herzliche Interesse, das ich an Ihnen nehme — die innige Verehrung, die ich für Ihre Frau Mutter empfinde, konnten mich auch nur so weit aus

der vorgeschriebenen Diskretion heraustreten lassen! Ich hoffe, Sie verstehen mich recht."

„Vollkommen. Ich weiß, daß meine Mutter und ich Ihnen zum größten Danke verpflichtet sind, Herr von Alsen!"

„Nicht doch! Davon ist keine Rede. Dank sind Sie nur Ihrer Frau Mutter schuldig, denn ohne sie hätte ich schwerlich gesprochen."

„Meiner Mutter! Weiß sie denn —?"

„Sie ahnt nicht das geringste. Aber sie hat nichtsdestoweniger die Veranlassung zu dieser — freundschaftlichen Warnung gegeben. Sie äußerte gestern im Laufe der Unterhaltung, daß es nach ihrer Ansicht oft nur Feigheit — die Furcht, sich Unbequemlichkeiten zuzuziehen, anderen Unangenehmes zu erweisen — wäre, was uns schweigen läßt, wo's unsere Menschenpflicht wäre, zu reden. — Nun, und den Vorwurf der Feigheit konnte ich doch nicht vor mir selber auf mir sitzen lassen, nicht wahr?"

Reimar vermochte nicht, auf den zuletzt leicht scherzenden Ton einzugehen. Aber er überwand sich, noch einmal aufrichtigen Dank auszudrücken und dann von anderen Dingen zu reden. Der Freund verstand ihn und ging sogleich auf das angeschlagene neue Thema ein. So erreichten sie in äußerlich ungetrübter Laune den winzigen Kleinbahnhof, und Reimar geleitete den Gast bis zu dem bereits wartenden Zuge. Noch einmal tauschten sie Dank und freundliche Wünsche. Dann dampfte das drollige Zügelchen mit seinen zahlreichen bunten Insassen dritter Klasse und dem in vornehmer Einsamkeit die zweite allein benutzenden Fremden davon,

und Reimar König kehrte heim. Aber er schlug nach kurzem Besinnen nicht den Rückweg durchs Dorf ein, sondern stieg am Kirchhofe den gewundenen Pfad empor, der auf den Höhenweg führte, jenen lieblichen Promenadenweg, seiner Mutter Stolz und Freude, den sie gestern den Gast geführt hatten.

Mit tiefverdüstertem Gesicht stieg der junge Arzt bergan. Ihn beschäftigte aufs unangenehmste, was der Freund vorhin angedeutet. Er überlegte, wie er des Malers am sichersten habhaft werden, Liesbeth am besten überwachen könnte. Eine hübsche Ferienbeschäftigung, wahrhaftig! Und doch ein Glück, daß er gerade jetzt hier war, um nach dem Rechten zu sehen.

Achtlos all der Schönheit, die ihn umgab, war er oben mit raschen Schritten weitergegangen. Zwischen den einzelnen, schattenden Baumreihen, den Vorläufern des Waldes hindurch, schien ihm die Morgensonne kräftig ins Gesicht. So kam er halbgeblendet, mit geneigtem Kopfe, finster vor sich niederblickend, an einer Ruhebank vorüber, die Frau Margrit auf einem besonders hübschen Punkte aufgestellt hatte, und er beachtete erst, daß die Bank von einem anderen Spaziergänger besetzt war, als er sich mit heller Stimme anrufen hörte.

Da verklärte sich freilich sofort seine düstere Miene, die hellen, scharfen Augen leuchteten in freudigster Überraschung auf — er wandte sich hastig der Bank zu und holte tief und wohltuend Atem. „Inge! Du hier?“ rief er, als traue er seinen Augen noch gar nicht.

Sie lachte.

„In höchst eigener Person. Ich dachte mir, daß

du den Höhenweg zurückkommen würdest, und bin dir mit Pinsch entgegengekommen."

„Das war aber sehr lieb von euch!" sagte Reimar heiter. Er setzte sich neben seine Cousine und warf den leichten Strohhut seitwärts ins Gras. „Komm, Pinsch, für diese gute Idee möchte ich dich einmal streicheln."

Pinsch entzog sich beleidigt der drohenden Liebkosung und rollte sich auf Inges anderer Seite zur struppigen Kugel zusammen. „Ein unliebenswürdiger Gesell!" lachte Reimar. „Ich begreife nie, wie du und Mutter das kleine garstige Geschöpf um euch leiden mögt!"

„Wo sollte er sonst wohl hin? Den nähme doch keiner gern, und er bekäme es nirgends gut — — Grade, weil ihn niemand anders leiden mag, müssen wir doch doppelt gut zu ihm sein."

„Du sprichst manchmal genau wie Mutter, Inge," sagte Reimar nachdenklich.

„Wirklich? Tue ich das? Ich gebe mir aber auch sehr Mühe deshalb!" gestand Inge erfreut. „Nicht so zu reden wie sie, weißt du, aber so zu denken und zu handeln —"

„Wie unsere gute, kleine, phantastische Mama! Wirklich, Inge? Und weißt du, wie Mama mir oft vorkommt? Wie ein großes, liebenswürdiges Kind, das man kaum ernst nehmen kann — bitte, sei nicht böse, ich drücke mich vielleicht nicht richtig aus — ich will gewiß nichts Pietätloses sagen — du weißt, wie lieb ich Mutter habe."

„Ist das liebhaben, wenn man einen Menschen

so gänzlich mißversteht, wie du Mama? Lieben heißt doch verstehen!"

„Meinst du, Inge? Und du verstehst also Mama?"

„Ich gebe mir täglich Mühe, sie noch besser, noch inniger zu verstehen, und ich erlebe immer neue, köstliche Dinge an ihr, und liebe sie deshalb immer mehr. O, Reimar!" — das junge Mädchen drückte beide Hände gegen die Brust und schlug die Augen begeisterungsvoll zu ihm auf — „so wie ich liebt und versteht sie keins von ihren rechten Kindern, kein einziges! Du schon gar nicht — — Und das tut mir in eure und ihre Seele hinein weh — – denn sie leidet noch viel mehr darunter als ich —"

„Mutter! Durch uns leiden!" Reimar schüttelte lebhaft mit dem Kopfe. „Sieh, Inge, das glaube ich dir bestimmt nicht! Das sagst du nur so, um mich dazu zu bringen, ihr äußerlich mehr Liebe zu erweisen. Aber das tue ich ja jetzt, nicht wahr? Du hast mich Ostern so scharf angefaßt und mein Gewissen wachgerüttelt — weißt du noch? Nur du bist daran schuld, daß ich diese ganze Ferienzeit in Oberndorf zubringen will."

„Welch großes Opfer! Wie selbstlos du dir dabei wohl vorkommen magst!"

Reimar errötete.

„Du bist recht streng mit mir, Inge," sagte er leise und wandte den Kopf ab.

Sie blickte rasch zu ihm hinüber. „Das meinte Mutter auch," sagte sie offenherzig.

„Mutter? Habt ihr denn von mir gesprochen?"

„Das tun wir öfter. Ich berede sehr viel mit ihr.

Jeden Abend komme ich noch auf ein halbes Stündchen zu ihr in ihr Schlafzimmer — manchmal wird auch eine Stunde daraus oder mehr, und dann reden wir von diesem oder jenem und studieren zusammen Menschen — —"

„Menschen studiert ihr! Wie macht ihr denn das?"

„Ich tu's unter Mutters Leitung."

„Und wer kam gestern abend dran? Herr von Alsen vermutlich?"

„O, du faßt ja als Scherz auf, was ich ganz ernst meine!" sagte das junge Mädchen langsam, mit einem unwillkürlichen, stolzen Zurückwerfen ihres hochgetragenen Kopfes.

„Nein, nein, gewiß nicht — aber du begreifst, daß ich gern wissen möchte, wie du, wie — ihr über jeden einzelnen von uns urteilt —"

„Urteilen tun wir über keinen! Das ist's ja grade, was Mutter verwirft! Sie sagt, man sollte nur immer zu begreifen versuchen, wie jeder zu dem käme, was er ist — dann bräche man über keinen Menschen in der Welt mehr den Stab!"

„Ihr seid sehr gut, Mutter und du — — und sehr weltunerfahren. — Also über wen spracht ihr gestern?"

Inge bog sich vor und sah ihrem Vetter schelmisch in das heiße Gesicht.

„Du möchtest jetzt gar zu gern hören: über den hohen Heimgekehrten, der uns aus seinem arbeitsreichen Leben ganze vier Ferienwochen schenken will — — aber wir haben wirklich kein einziges Wort

über dich gesprochen! Sondern nur über Herrn von Alsen — Mutter war ganz, glücklich über all das Schöne, Herrliche, Märchenhafte, was er erzählt hatte."

„Dachte ich mir's doch! Kindern muß man Märchen erzählen, wenn man sie gewinnen will! Ich habe allerdings auch nicht für möglich gehalten, daß dieser verschlossene Mensch, von dem ich selbst im Grunde nicht mehr wußte als ihr, so rasch, so völlig aus sich herausgehen konnte!"

„Mutter hat ihn dazu gebracht," sagte Inge sinnend.

„Mag sein. Also den hast du studiert?"

„Nein — der hat uns studiert! Der hat viel mehr gesehen und begriffen, als du und ich ahnen."

„Das ist schon möglich," sagte Reimar mit plötzlich verfinstertem Gesicht. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, einen unbehaglichen Gedanken wegzuwischen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, Inge jetzt, hier, über Liesbeth und ihr Verhältnis zu dem fremden Maler auszufragen — es war so weich und still und voll Sonntagsfrieden um sie beide her.

„Also, Herr von Alsen ist's nicht," sagte er nach kurzer Pause mit erzwungener Lustigkeit. „Darf man fragen, wer nun dein augenblickliches Studienobjekt ist? Franz vermutlich — nicht wahr? Ihr schreibt euch doch mindestens einmal in jeder Woche — — da liest du seine Briefe sicher immer und immer wieder, bis du sie auswendig kannst — und baust dir daraus sein Bild auf."

Jetzt war es Inges weiße Stirn, auf die ein tiefer Schatten fiel. Sie senkte Kopf und Auge, ihr

Blick ruhte auf ihren Händen, die verschlungen im Schoße lagen, auf dem breiten, goldenen Reifen an ihrer Linken.

„Nein!" sagte sie langsam. „Franz ist nicht aus seinen Briefen zu erkennen! Sein Bild muß mir erst wieder klar werden, wenn er nach Weihnachten heimkommt."

„Er war nie ein Held im Briefschreiben," bestätigte Reimar mit wiedergewonnener Heiterkeit. Irgend etwas in Inges ernsten, fast schwermütigen Worten stimmte ihn selber plötzlich leicht und froh.

Inge sah ihn groß an.

„Das bist du auch nicht," sagte sie gemessen. „Deine Briefe sind stets knapp, kurz und kühl und bringen nicht viel von dir selbst — aber sie sind klar und wahr und geben schließlich doch ein ganz richtiges Bild von dir."

Sie brach ab und stand auf. Auch Reimar sprang auf die Füße.

„Müssen wir schon gehen?" fragte er mit leisem Bedauern.

„Mutter wird dich erwarten. Sie hat den ganzen Vormittag noch nichts von dir gehabt. Aber ich will dir vorher noch erzählen, wen ich studiere."

„Nun?"

Abermals traf ihn ein langer, forschender Blick.

„Dich," sagte Inge ruhig.

Er zuckte zusammen vor peinlicher Überraschung.

„Bitte, tue das nicht!" bat er rasch.

„Warum nicht?"

„Weil — weil es mir ein schrecklicher Gedanke

ist — so von dir unter die Lupe genommen zu werden! Ich bin ein höchst unsympathisches, uninteressantes Studienobjekt, Inge, glaube mir das — du wirst nicht eine einzige gute Eigenschaft an mir entdecken."

„Ei, ei! Wie so sehr bescheiden mit einem Male, Herr Doktor! Diese Eigenschaft hätte ich freilich am wenigsten bei dir vermutet — — Siehst du, ich mache bereits interessante Entdeckungen an dir! Ich bin neugierig, was nun weiter zutage kommt!"

Reimar streifte die jetzt neben ihm Schreitende mit einem dunklen Blick.

„Ich warne dich noch einmal — forsche lieber nicht," versetzte er erzwungen scherzend. „Es wird dir vielleicht hinterher leid."

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Ich bin nicht so schnell abzuschrecken," meinte sie gleichmütig. „Kannst du erkennen, wer da vorn eben aus dem Walde herauskam, Reimar? Ich sehe nicht so scharf wie du — ist es nicht Liesbeth?"

„Ja, es ist Liesbeth," sagte Reimar hastig. Er ging rascher, denn Liesbeth hatte ihn nun gleichfalls erkannt und blieb sonderbarerweise nicht auf die beiden wartend stehen, sondern wandte sich wie unbeabsichtigt wieder in den Wald zurück.

„He! Halloh!" rief ihr Bruder und winkte.

Die Aufforderung war zu geräuschvoll, um überhört zu werden. Liesbeth blieb stehen, und neben ihr tauchte jetzt eine zweite Gestalt auf, die bisher von den Bäumen verborgen geblieben war.

„Das ist ja Herr Walden!" sagte Inge erstaunt. „Warum wollte denn Liesbeth da weglaufen?"

Reimar antwortete nicht. Er ging sehr rasch, mit verdunkeltem Gesicht, die Lippen zusammengepreßt, weiter, bis er das Paar erreicht hatte. Dann grüßte er den Fremden außerordentlich kühl, ja hochmütig.

„Stelle mich, bitte, vor!" sagte er in befehlendem Tone zu Liesbeth. Sein scharfer Blick wich nicht vom Antlitz ihres Begleiters. Es sah verlegen und mißmutig aus, während sein Gruß nichts an zuvorkommender Höflichkeit vermissen ließ.

Herr Walden faßte sich rasch und stellte sich mit liebenswürdiger Grazie selbst vor. Ein kurzes Gespräch folgte, dem man auf beiden Seiten den Zwang anmerkte. Liesbeth stand verstummt, mit trotziger Schmollmiene, daneben. Inge nahm ihren Arm und ging mit ihr den Herren voran.

„Was ist mit dir, Liesbeth?" fragte sie halblaut verwundert. „Du bist ja so sonderbar?"

Liesbeth warf den Kopf in den Nacken.

„Ich habe mich geärgert," sagte sie.

„Über Herrn Walden?"

„Über den auch — — warum wollte er denn nicht vorkommen und auch Guten Tag sagen? Aber besonders habe ich mich über Reimar geärgert — er ist gar nicht nett diesmal zu mir — und er war eben auch gar nicht freundlich zu Herrn Walden."

„Aber ich bitte dich!" Inge drehte sich unwillkürlich nach den Herren um. „Er hat ihn doch gleich aufgefordert, mit uns weiterzugehen!"

„Aber wie! Mit einer so unfreundlichen Miene — — Und Herr Walden ist so feinfühlig — es wird ihn gewiß verletzen. Er sagte erst neulich, daß er eine so

weiche Künstlerseele habe, die vor jeder Berührung mit der harten, kalten, ideallosen Außenwelt zurückschrecke."

Inge schüttelte lächelnd das kluge Köpfchen.

„Ganz so sentimental wird er sich wohl nicht ausgedrückt haben!" meinte sie munter. „Das klingt mehr nach Fräulein Liesbeth selbst — — Wo warst du denn eben?"

„Im Walde drin, beim alten Kloster. Ich hatte Herrn Walden gestern versprochen, ihm das zu zeigen. Er kannte es noch nicht, denk' mal. Und dabei liegt's doch nur ein paar hundert Schritte tief drinnen. Aber freilich, die Fahrstraße ist ganz verfallen, und die Lichtung ringsum schon wieder dicht verwachsen."

„Sie halten sich schon längere Zeit in unserer Gegend auf —?" fragte Reimar unterdes den Maler.

Und auf die bejahende Antwort: „Dann müssen Sie mir einmal gestatten, Ihre Skizzen betrachten zu dürfen — meine Damen haben mir schon viel Schönes von Ihrer Kunst erzählt!"

„O, Herr Doktor — die verehrten Damen sind wirklich zu gütig — Sie dürfen nicht zu viel von mir erwarten! Ich habe auch in der letzten Zeit sehr wenig gemalt und kann Ihnen gar nichts von Bedeutung zeigen — ich betrachte den Aufenthalt in Ihrem reizenden Tale mehr als Sommerfrische und Erholung!"

„So, so! Desto liebenswürdiger von Ihnen, meiner Schwester so sehr viel von Ihrer Zeit zu widmen — ich hörte, daß Sie die Güte haben, ihr mit Rat und Tat bei ihren sehr anspruchslosen Malstudien beizustehen."

„O, hat — haben die Damen das auch erwähnt?"

„Aber ich bitte Sie, Herr Walden! Das war meiner Schwester doch naturgemäß das allerwichtigste an Ihrer interessanten Bekanntschaft!“

Der Maler biß sich auf die Lippen.

„Das gnädige Fräulein beglückte mich durch die Erlaubnis, ihr hie und da eine kleine Anleitung geben zu dürfen,“ sagte er geschmeidig. „Sie hat so schöne Anlagen, daß es schade wäre, wenn sie nicht ausgebildet würden.“

„Herr Walden meint, ich müsse nach München kommen und da weiter studieren,“ rief jetzt Liesbeth über die Schulter zurück; sie war langsamer gegangen und hatte Inge gleichfalls zurückgehalten, um am Gespräch der Herren teilnehmen zu können.

„Ich meinte wenigstens, daß ich wohl den Wunsch des gnädigen Fräuleins begreifen könne!“ verbesserte Herr Walden ihre Worte eilig.

„Nun ja — ist das nicht dasselbe? Und Sie haben mir doch auch sehr zugeredet — gestern noch—“

Der Maler blieb stehen und suchte umständlich nach seinem Taschentuch, um sich dann eben so umständlich und sehr langsam weitergehend den goldenen Kneifer zu putzen. Die jungen Mädchen waren, ohne sich umzuschauen, im bisherigen Tempo weiter geschritten. Herr Walden setzte den Kneifer wieder auf, steckte das Tuch ein und lächelte Reimar zu:

„Junge Damen — sind immer äußerst enthusiastisch!“ flüsterte er vertraulich.

Reimar fand weder für Lächeln noch Bemerkung eine Antwort. Er ging schweigend, mit sehr ernster, kalter Miene weiter. Der Mann an seiner Seite

mißfiel ihm gründlich! Er hätte ihm auch ohne Alsens Warnung mißfallen, aber die Warnung ließ ihn noch aufmerksamer beobachten und schärfer urteilen. Wie schlaff und weichlich jeder Zug in diesem hübschgeschnittenen, blonden Gesicht! Dazu der Blick, der immer erst ängstlich im Antlitz des andern nach seiner Meinung forschte, ehe die eigene Ansicht frei herauskam — das zugleich scheue und übertrieben höfliche, fast kriechende Benehmen — — So unsympathisch war dem jungen Arzt dies alles! Er begriff die Vorliebe seiner Mutter nicht und erinnerte sich befriedigt, daß Inge kein Wort des Lobes für den Fremden gehabt habe.

Da, wo der Höhenweg als solcher endigte und sich im eigentlichen Gutsgarten verlor, blieb Herr Walden stehen und nahm unter vielen Dankes- und Entschuldigungsäußerungen Abschied — obgleich es weder zu Dank noch zu Entschuldigung rechte Veranlassung gab. Reimar sah ihn einen flüchtigen Blick mit Liesbeth wechseln und sich dann gleich wieder abwenden. Er trat rasch auf den Fremden zu:

„Wollen Sie uns nicht den heutigen Mittag schenken?“ bat er. „Meine Mutter würde sich sicher freuen.“

Inge blickte erstaunt zu ihrem Vetter auf. Diese fast herzliche Einladung überraschte sie. Liesbeths dunkle Augen sahen freundlich auf den Bruder und von ihm auf ihren Freund.

Aber Herr Walden enttäuschte beide Geschwister. Er lehnte die Einladung mit ein paar flüchtig gemurmelten Entschuldigungen förmlich verlegen ab.

„Nun, dann erwarten wir Sie bestimmt heute

abend — ich werde Sie bei meiner Mutter anmelden," sagte der junge Arzt in einem Tone, der einen Widerspruch kaum zuließ. Seine scharfen Augen wichen nicht einen Moment vom Gesicht des andern. Herr Walden stammelte unter dem Einflusse dieser unbequemen Augen, daß er sich gegen abend die Ehre geben werde, und empfahl sich rasch. Es ging noch ein Seitenweg, außerhalb des umfriedeten Obst- und Gemüsegartens, zur Sohle des Tales hernieder. Den schritt er hastig hinab, ohne sich umzusehen. Die drei blickten ihm wortlos nach. Liesbeths Gesicht hatte sich dunkel gerötet, und in ihren Augen standen Tränen.

„Er kommt heute abend nicht — passe auf!" flüsterte sie Inge zu, während sie nun zum Hause hinabstiegen. Reimar war ein wenig zurückgeblieben, um sich eine Zigarre anzuzünden.

„Wie kommst du darauf? Warum sollte er nicht kommen?" fragte Inge verwundert.

„Du wirst es sehen, er kommt nicht — Ich spür's ganz deutlich! Er ist ja ganz verändert — so kalt und steif und abweisend — und Reimar ist daran schuld — der hat ihn unfreundlich, hochmütig behandelt — Reimar allein ist schuld —"

„Woran ist Reimar schuld?" fragte des Bruders klare, scharfe Stimme dicht hinter Liesbeth. Sie stieß einen kleinen Schrei aus, sah sich scheu nach ihm um und — rannte spornstreichs davon. Bald war sie vor ihnen an der nächsten Wegebiegung verschwunden. Die beiden anderen folgten langsam, Inge verständnislos, Reimar mit immer finstererer Miene. Mit einem Male

blieb er stehen. Inge dachte: Jetzt frägt er mich, was mit Liesbeth los ist. Statt dessen sagte er:

„Herrn Maler Walden hast du wohl noch nicht studiert, Inge?"

Sie mußte lachen. „Nein, dazu hatte ich noch keine Gelegenheit — und auch keine Lust —"

Er blieb ernst.

„Keine Gelegenheit? Verkehrt er denn nicht öfters bei euch? Ich verstand doch gestern so —"

„Er kommt nicht eben häufig und dann nur auf kurze Zeit — eigentlich nur, um Liesbeth abzuholen. Und wenn wir ihn treffen, oder er bei uns ist, nimmt ihn Liesbeth meist völlig in Beschlag — auch Mutter unterhält sich sehr gern mit ihm, und er schwärmt dann mit ihr über irgend einen schönen Punkt in unserer Landschaft oder sagt ihr Freundliches über Liesbeth — Mutter ist ja leicht zu gewinnen!"

„Dir aber gefällt der Mann nicht?"

„Nein, Reimar! Ich sag's dir ganz offen. Und ich fürchte —"

Inge hielt inne und schwankte, ob sie weiterreden sollte.

„Und du fürchtest?" drängte Reimar —

„Daß er Liesbeth dummes Zeug in den Kopf setzt — sie spricht eigentlich von nichts anderem mehr, als daß sie sich zur Künstlerin ausbilden, daß sie hier heraus und nach München wolle!"

„Studienhalber?"

„Natürlich! Weshalb denn sonst?"

„Du glaubst nicht, daß der Maler ihr sonst etwas in den Kopf gesetzt hat?"

„Sonst etwas?" wiederholte Inge verständnislos.

„Nun ja — Liebesgeschichten natürlich!" Reimar machte eine ungeduldige Handbewegung. „Ich habe viel eher Furcht, daß so etwas dahinter steckt."

„Reimar, wie kannst du! —" rief Inge aufrichtig entsetzt. „Es ist ja ein wildfremder Mensch!"

„Ganz recht — und man kann sein Herz nur an jemand verschenken, den man von Kindheit an kennt! Da ist dann kein Irrtum mehr möglich. Du hast ja selbst so gehandelt, Cousine; verzeih, daß ich nicht nur mit deinen Augen sehen kann."

Reimar sprach bitter, mit einem Lächeln, einer wegwerfenden Überlegenheit, die Inge verwundete. Sie kämpfte mit sich, um ihm nicht in gleichem Ton zu antworten, und ging schweigend neben ihm her. Er blickte seitwärts in ihr blasses, ernstes Gesicht und haschte plötzlich nach ihrer Hand:

„Du bist mir böse, Inge — ich habe dich gekränkt!" rief er reuevoll.

Sie rang ihre Empfindlichkeit tapfer nieder.

„Du bist gewiß sehr in Sorge um Liesbeth," versetzte sie sanft. „Das macht dich gereizt — nein, Reimar, ich bin dir nicht böse, du tust mir nur leid. Du siehst gewiß zu schwarz!"

„Wir wollen das hoffen," sagte er ernst. „Jedenfalls werd' ich die Augen heute abend offen behalten und mir Mutters Protégé sehr genau ansehen!"

— Reimar sollte keine Gelegenheit dazu haben. Liesbeth behielt recht. Herr Thomas Walden erschien an diesem Abend nicht im Oberndorfer Gutshause. Ein kleiner Bursche aus dem Dorfe brachte die Nachricht,

daß er nicht ganz wohl sei und auf das Vergnügen, den Damen aufzuwarten, verzichten müsse.

Statt seiner traf schon am Nachmittag der alte Nachbar, Herr von Hainstetten mit seiner gesamten Familie — Frau, Kinder, Schwiegersöhne und Enkel — in Jagdwagen und Break ein. Man blieb natürlich zum Abendessen. Das ganze Haus war voll quirlender Lebendigkeit, Gelächter und fröhlicher Stimmen, die alle vom dröhnenden Baß des alten Herrn übertönt wurden Als die ganze Gesellschaft unter Hurrageschrei, Hüte- und Tücherschwenken wieder abgefahren war, trat eine im Gegensatz förmlich erquickende Stille ein —

Reimar stand auf der Terrasse, blickte in den Abend hinaus und genoß dies wohltuende Schweigen. Seine Mutter trat leise neben ihn und legte eine Hand auf seinen Arm.

„Wie schön, nicht wahr?“ fragte sie. „Sieh, wie die Lilien auf den Rabatten leuchten! Wie silberne Pokale. — Es ist doch wundervoll, daß es so etwas Schönes gibt.“

„Ja, das ist es,“ sagte Reimar leise. „Sieh, Mutter, wie Inge da zwischen all deinen Lilien steht und unhörbar auf und nieder geht — als ob sie eine von ihnen wäre und sich grad' nur vom Erdboden losgelöst hätte — —“

„Da hast du recht, mein Junge! Der Vergleich paßt auf sie! Inge hat sich in den letzten Jahren seelisch so wunderbar entwickelt — wie wird unser Franz glücklich sein, wenn er sie wiedersieht! — Aber was hast du denn? Fehlt dir etwas?“

Reimar hatte eine rasche Bewegung gemacht, die der Mutter Hand von seinem Arme gleiten ließ, und wandte den Kopf mit einem ungeduldigen Seufzer seitwärts. So blickte er vom Garten fort ins erleuchtete Speisezimmer hinein, durch dessen offene Fenster man Helene mit Liesbeths Hilfe Gläser und Silber wegräumen sah.

„Mir fehlt nichts, aber ich möchte dir etwas sagen!“ gab er mit gepreßter Stimme zurück. „Ich wollte dich bitten, Mutter, Liesbeth nicht mehr so viel allein im Walde umherschweifen zu lassen — ich halte das nicht gut für sie.“

Die Mutter blickte ihn aufmerksam an.

„Du meinst, ich lasse Liesbeth zu viel Freiheit?“ fragte sie zögernd.

„Ja, Mutter! Ich möchte dich nicht beunruhigen und erlaube mir keinen Vorwurf — aber Liesbeth erinnert mich gar nicht an deine Lilien, sondern viel eher an eine recht wildwuchernde Feld- oder Wiesenblume.“

Frau Margrit senkte Kopf und Stimme.

„Es mag sein, daß ich zu weit gegangen bin,“ sagte sie sanft und nachdenklich. „Das passiert einem so leicht — — Ich hatte es mir zum Gesetze gemacht, Euch schon von kleinauf möglichst viel Freiheit, Selbstbestimmungsrecht zu lassen und sehr viel Freude — weißt du auch, weshalb, Reimar?“

„Weil du selbst immer solch fröhliches Herz gehabt hast, meine gute, kleine Mama! Und eine freudenreiche Jugend! Die gönnst du nun auch deinen Kindern.“

„Eine freudenreiche Jugend? Ich? O, Reimar, wie wenig hast du da von mir erfahren! Freilich, du warst ja so früh schon fort von mir, mein armer, fleißiger Bub — Eine freudige Jugend hab' ich nicht gehabt, Reimar — Nie hab' ich Mutterzärtlichkeit gekannt, denn deine Großmutter starb ja bei meiner Geburt. Und m e i n e Großmutter war kalt und ernst und streng — bis zum Übermaß — sie meinte es gut, sie hielt dafür, daß ein junger Mensch, ein Mädchen zumal, nicht weltabgeschlossen, nicht abhängig und bescheiden genug erzogen werden könnte. Keinen Schritt durfte ich unbeaufsichtigt aus dem Hause tun — kein freies Wort, kein lautes Lachen war gestattet — ein selbständiger Entschluß undenkbar! Und dann starben beide Großeltern an einem Tage, und ich stand mit achtzehn Jahren ganz allein in einer Welt, die ich nicht kannte — — Nein, da tue ich doch unrecht! Allein stand ich nicht — ich hatte ja meinen guten Hainstetten und seine Frau — und meinen Vormund, den Justizrat — und den braven, alten Fröhlich — — Aber ich hab' doch sehr viel lernen müssen in kurzer Zeit. — Und viel bitteres Lehrgeld wollte ich meinen Kindern ersparen — deshalb erzog ich sie anders."

„Gute Mutter!" Reimar legte den Arm um sie und zog sie an sich. — „Weißt du, daß du noch nie so viel von dir selbst zu mir gesprochen hast, wie eben? Keine Ahnung hatte ich von all diesem. — Jetzt verstehe ich so manches besser! Aber eins begreife ich nun gar nicht: wie du dir bei solcher Erziehung, unter solchen Lebensverhältnissen ein fröhliches Herz bewahren konntest!"

„Das habe ich mir nicht bewahrt, Reimar — das hole ich mir jeden Tag frisch —"

Er blickte verständnislos in ihr Gesicht, das hochaufgerichtet, hell im Mondschein, vor seinen Augen lag.

„Das holst du dir —?" wiederholte er langsam; „ich verstehe nicht recht, Mutter —"

„Und das ist doch so einfach, mein Jung'! Die Fröhlichkeit zum Leben hole ich mir alle Tage frisch — da oben —"

Ihre hellen, klaren Augen sahen gen Himmel und senkten sich dann tief in die seinen.

„Da oben —!" wiederholte sie leise.

Er küßte stumm ihre Stirn.

O, ihr schlichten Seelen, ihr kindlich einfachen — wie habt ihr's gut! dachte er. Ihr geht unbeirrt euren Weg, wo wir anderen oft qualvoll umhertasten — — —

„So gefallt ihr beiden mir," sagte Inge lächelnd, als sie an ihnen vorüberschritt, um den Cousinen im Eßzimmer ihre Hilfe anzubieten.

„Ja, Inge, — ich studiere jetzt Mutter!" rief Reimar ihr nach. Und sie nickte ernsthaft zurück:

„Tue das nur! Es wird euch beiden gut sein!"

Reimar folgte ihr, den Arm immer noch um die Mutter gelegt. Drinnen im Eßzimmer zankte Helene mit Inge, daß sie nicht früher gekommen sei. Die Mutter hielt Reimar leise lachend zurück:

„Mit welcher Blume würdest du unsere Helene vergleichen?" flüsterte sie schelmisch.

„Mit einer Distel — einem Stachelkaktus — einer Aloe!" versetzte der ungalante Bruder prompt.

„O, du bösartiger Junge! Ich weiß einen besseren Vergleich! Vorigen Winter habe ich Hyazinthen treiben wollen, das ist mir mißglückt —“

„Sie sind sitzen geblieben, wie's der Gärtner nennt? Das paßt allerdings ausgezeichnet!“

„Schäme dich — so meinte ich's gar nicht. Nein, ich wollte sagen, sie haben sich nur ganz spät erst und kümmerlich entwickelt, der schöne Blumentrieb war verkümmert — und ich denke mir so, die Blüte ist für die Pflanze, was das Gemüt beim Menschen — ich kann mich nicht gelehrt ausdrücken, aber vielleicht verstehst du's doch, wie ich's meine —“

„O ja, gewiß, Mama. Du willst damit sagen, daß sich Helenes Gemütsleben leider auch nicht erfreulich entwickelt hat — — Nun, an Wärme und Sonnenschein hat's dieser Pflanze doch wahrhaftig nicht gefehlt!“

Frau Margrit seufzte bekümmert.

„Ein Gärtner, den ich um Rat fragte, sagte mir, in mancher Hyazinthe stecke eben nichts anderes drin — da hülfe keine Pflege!“ sagte sie traurig. „Helene hat ganz und gar den Charakter meiner Großmutter geerbt — mir ist manchmal, als sähe ich die in Helene wieder — — Aber weißt du, woran ich dann denke?“ Frau Margrits Augen leuchteten schon wieder auf — „die eine Hyazinthe ist doch noch nachher ganz überraschend, sehr spät zwar, aber desto herrlicher aufgeblüht —“

„Hoffen wir also das beste — nur Mut, die Sache wird schon schief gehen!“ versetzte Reimar humoristisch. Helene und ihr Gemütsleben waren ihm so herzlich gleichgiltig. „Was sind denn für den

morgenden Tag für Pläne geschmiedet, meine Damen? Morgen nachmittag sind wir zur Geburtstagsfeier bei Hainstettens geladen — aber der ganze Vormittag ist doch noch frei —"

„Morgen vormittag wird Gelee und Marmelade eingekocht," erklärte Helene. „Und ich bitte mir aus, daß Liesbeth und Inge helfen, — sonst werden wir nicht bis Mittag fertig."

„Selbstverständlich helfen die beiden!" rief Frau Margrit. „Und ich auch — Reimar muß sich allein amüsieren. Er kann sich mit einem Buch in den Garten setzen. Oder den Pastor besuchen. Wir müssen dies Jahr doppelt viel einmachen, mein Herzensliesschen, weil doch Franz Neujahr heimkommt, — denke mal! Ich hab' ja dann außer dir noch ein zweites Schleckermäulchen im Hause!"

— Reimar schlief in dieser Nacht wundervoll, wie er sich's seit Jahren nicht entsinnen konnte — — der Zauber der Heimat spann ihn immer tiefer in seinen Bann, und durch seine Träume zog es wie Lilienduft.

Am nächsten Morgen hub Helenes großes Einkochen an. Durch Frau Margrits Anwesenheit ward's zum Fest — selbst Liesbeth, die reichlich bequeme, betätigte sich mit fröhlichem Eifer. Am Nachmittag fuhr man zu den Hainstettens — Reimar kutschierte selbst, die Mutter und Tante Marie nahmen den Fond, Helene und Inge den Rücksitz des Wagens ein; Liesbeth kletterte zum Bruder auf den Bock. Herr von Hainstetten empfing Reimars „Fuhre voll Weiblichkeit", wie er's nannte, mit donnerndem Applaus. Es wurde ein sehr fröhlicher Nachmittag und Abend — nur Helene

blieb steif und zurückhaltend — und Liesbeth erschien unruhig und zerstreut. Auf der Heimfahrt sprach sie kein Wort. — Sie fuhren durchs Dorf, und Reimar sah, wie sie ein bestimmtes Haus, das schon in Dunkelheit und völliger Ruhe lag, mit brennenden Augen betrachtete und sich noch lange auf ihrem Sitze umwandte, um darauf zurückzublicken. — Da wußte er, wer in diesem Hause wohnte.

Am Dienstag früh forderte er Liesbeth zu einem weiten Spaziergange auf, und sie ging mit ihm, aber ihr harmloses Geplauder, ihr sorgloses Kinderlachen waren verstummt. Von dem Maler sahen und hörten sie nichts, und niemand im Hause erwähnte seinen Namen. Liesbeth wurde immer blasser und stiller. — — Es gelang ihr nicht, das Haus allein zu verlassen. Immer kam etwas dazwischen — Reimar suchte ihre Gesellschaft — oder die Mutter rief sie, jemand in der Wirtschaft verlangte nach ihr. Es mochte wohl nur Zufall sein; aber das junge Mädchen fühlte sich gleichwohl beengt, unfrei, unter Aufsicht — und ihr trotziges Kindergemüt verhärtete sich.

Am Dienstag gegen Abend wurde das arme fremde Weib begraben. Man hatte keine Papiere, keinen Nachweis irgend welcher Art bei ihr gefunden. Frau Margrit ließ es sich nicht nehmen, der schlichten Beisetzungsfeier beizuwohnen, und auf ihre Bitte sprach auch der alte Pfarrer ein Gebet am Grabe. Reimar hatte die Mutter nicht allein gehen lassen wollen, er erschien gleichfalls bei der Beerdigung, der auch Kruschwitz, der Brave, beiwohnte — sehr ernst, sehr würdevoll, denn Kruschwitz fühlte sich sozusagen als Leid-

tragender. Nachher begleitete Reimar die Mutter ins Dorf — sie hatte einen Gang vor wegen Unterbringung des verlassenen Waisenkindes — er selbst machte einen Umweg hinter der Kirche herum und ging auf schmalem Wiesenpfade neben den Teichen entlang. Der letzte lag nahe der Gartenpforte des Gutes; Frau Margrit hatte eine Bank unter der Lindenallee aufstellen lassen, von der aus man die stille Wasserfläche übersah. Hier saß Liesbeth, so in kummervolles Nachsinnen vergraben, daß sie weder Schritt noch Anruf des Bruders vernahm — — Erst als er eine Hand auf ihre Schulter legte, fuhr sie empor, zeigte ihm ein gänzlich verweintes Gesicht, ein trotzig funkelndes Auge, sprang auf und lief ohne ein Wort davon, in den Garten und das Haus zurück.

Reimar folgte ihr mit entschlossener Miene. So durfte es nicht weitergehen! Er würde morgen ernstlich mit ihr reden. Oder sollte er die Mutter bitten, das zu tun? Dann mußte er sie in seine Besorgnis einweihen, und das wollte er ihr vorläufig gern ersparen. Auch war er sich nicht darüber klar, ob sie die Sache richtig anfassen würde — sie war so wenig geschaffen, weh zu tun! Und Liesbeth mußte man energisch vornehmen, da half nun nichts!

Unruhig, in schweren Gedanken, zog sich der junge Arzt bald nach dem Abendessen in den Garten zurück, wo er einsam eine Zigarre rauchte und die Lilien ihm heut vergebens dufteten — — Als die anderen zu Bett gingen, kehrte auch er ins Haus zurück; aber er suchte noch nicht sein Zimmer auf, sondern den schönen, saalartigen Raum überm Gartensaal, in dem Alsen ge-

schlafen hatte, und wanderte da noch ruhelos eine Weile auf und ab; das eine Fenster stand auf — wieder lag der Mondschein draußen auf dem Garten — er ging ans Fenster und blickte hinaus. Eine weiße Gestalt lehnte an der Gartenpforte — sie schien angestrengt hinauszulauschen — fester Männertritt näherte sich draußen auf der Straße — aber er ging vorüber, ein Säbel klirrte, es war der Ortsgendarm, der heimkehrte — und Liesbeth wankte auf den Sitz unter der Linde zurück, schlug beide Hände vors Gesicht und weinte ihren Kummer und ihre Enttäuschung in heißen Tränen aus. Oben aber stand ihr Bruder und hielt das Fensterkreuz mit zornigem Griff umklammert.

Er wußte jetzt, was Alsen Sonnabend nacht gesehen hatte.

Liesbeth war endlich müde, mit gesenktem Kopf ins Haus geschlichen. Der Bruder begegnete ihr oben im Flur und sah sie durchbohrend an; aber er sprach kein Wort zu ihr, und sie huschte scheu an ihm vorüber in ihr Zimmer. Reimar schlief sehr spät ein; er hatte eine schlechte Nacht. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Nach eilig eingenommenem Frühstück, bei dem er außer Tante Marie niemand von den Damen des Hauses sah — sie hatten lange vor ihm gefrühstückt — nahm er Hut und Stock und ging ins Dorf. An dem Hause, das Liesbeth vorgestern abend so lange angeschaut, machte er Halt. Die Besitzerin, eine etwas schmuddlige ältere Frau, stand am Zaun und hing zweifelhaft reine Wäsche zum Trocknen auf.

„Ist Herr Walden schon auf, Frau Becker?“ fragte er grüßend.

„Schon auf?" Frau Becker grüßte vergnügt wieder. „Der ist schon über alle Berge, Herr Doktor!"

„O, wie schade! Ich wollte ihn gerade zu einem Spaziergang abholen!"

„Zum Spazierengehen?" Frau Becker kam erstaunt näher an den Zaun. „Ja, wissen denn der Herr Doktor nich — hat denn Herr Walden nich bei der Frau Adieu gesagt?"

„Adieu? Ist er denn fort?"

„Nu aber natürlich doch, Herr Doktor — gestern is doch ä Telegramm gekommen — und da muß was Gutes drin gestanden haben, denn der Herr Walden sah sehr vergnügt aus, als er's las — und dann sagte er: Das paßt ja, und dann zu mir: Ich muß gleich morgen früh fort, Mutter Becker! Un dann is er heute in aller Herrgottsfrühe mit'm allerersten Zuge — um vier Uhr — nach Brückenburg abgereist!"

„Abgereist!" wiederholte Reimar tonlos vor Erstaunen. Und Mutter Becker bestätigte noch einmal und wiederholte ihre Erzählung von Anfang an.

Reimar hatte sich unterdes gefaßt.

„Ich danke Ihnen — ich hätte Herrn Walden gern noch einmal gesprochen," erklärte er. „Auf Wiedersehen, Frau Becker."

Er kehrte nach Hause zurück und überlegte unterwegs, was nun zu tun sei. Vor allem mußte er feststellen, ob Liesbeth von dieser plötzlichen Abreise bereits wußte — ob der Maler ihr irgend eine Nachricht hatte zukommen lassen. Ihre Tränen, ihre verstörten Mienen gestern deuteten fast darauf hin. Aber dann hätte sie ihn doch nicht vergeblich an der Gartenpforte erwartet!

Reimar hielt sich bis nach Tische völlig zurück. Dann, als Tante Marie und die Beamten bereits das Eßzimmer verlassen, wandte er sich der Mutter zu, die gerade auch im Begriff war, hinauszugehen.

„Weißt du schon das Neueste, Mutter?" fragte er mit erhobener Stimme.

Sie wandte sich an der Flurtür um.

„Nein — aber erzähl's gleich mal!" rief sie eifrig.

Er sah nicht sie, sondern seine jüngste Schwester an, während er weitersprach:

„Euer Raphael ist von uns geschieden! Herr Thomas Walden ist infolge einer erfreulichen telegraphischen Mitteilung, die er gestern erhielt, heute ganz früh Knall und Fall abgereist!"

Krach! fiel neben dem Büffet die Kaffeekanne zur Erde. Liesbeth, deren Hand sie entglitten war, merkte das gar nicht — sie stand wie entgeistert, ohne sich zu rühren, die weitgeöffneten Augen starr auf den Unglücksboten gerichtet.

Nein, sie hatte nichts von seiner Abreise gewußt. Der Schlag traf sie völlig unvorbereitet. Ein mitleidiges Empfinden wallte in Reimar auf.

„Du siehst blaß aus, Kleine," sagte er liebevoll und tat ein paar Schritte auf sie zu. „Komm, ich gehe ein bißchen mit dir spazieren — das wird dir gut tun."

Sie wich vor ihm zurück — in ihre Gestalt kam plötzlich Leben — ihre Augen sprühten ihn feindselig an:

„Laß mich in Ruhe!" schrie sie grell. „Ich will nichts mit dir zu tun haben — ich hasse dich — du, du hast ihn vertrieben!"

„Aber Liesbeth!“ rief Helene strafend. Frau Margrit stand noch wortlos neben der Tür. Liesbeth stürzte an ihr vorüber aus dem Zimmer und warf die Tür krachend hinter sich ins Schloß. Inge lief ihr weinend nach; aber Liesbeth hatte sich bereits oben in ihrem Zimmer eingeriegelt. Dort blieb sie den ganzen Nachmittag. Weder Bitten noch Ermahnungen konnten sie bestimmen, aufzuschließen. Reimar drohte endlich, die Tür aufzubrechen. Da öffnete sie und stand mit kalkweißem Gesicht, kalt und ruhig vor ihm und der Mutter — in diesem Augenblick sah sie Helene ähnlich.

„Laßt mich nur — ich bin ja ganz vernünftig,“ wehrte sie Frau Margrits ängstliche Fragen ab. „Nur ein wenig Ruhe möchte ich haben — mein Kopf tut mir so weh — morgen bin ich wieder ganz gesund!“

Sie verließen sie endlich, da sie so vernünftig sprach und wirklich nur der Ruhe zu bedürfen schien. Die Mutter überredete sie, sich niederzulegen und brachte sie selbst ins Bett. Antworten tat Liesbeth nicht mehr, auch auf das liebevollste Zureden nicht. Die Mutter sah mehrmals im Laufe des Nachmittags und Abends zu ihr hinein — Liesbeth lag stets wie schlafend, das Gesicht der Wand zugekehrt. Da beruhigte sie sich schließlich und ging zu Reimar, um Näheres von ihm zu erfahren. Aber Reimar lehnte jede Aussprache ab.

„Liesbeth macht ihre erste Enttäuschung durch; das widerfährt schließlich jedem,“ erklärte er kühl. „Laß sie heut nur in Frieden, Mutter, besseres kannst du ihr nicht zuliebe tun. Morgen werden wir schon erfahren, wieviel ihr dieser saubere Windhund in den Kopf gesetzt hat — und morgen magst du ihr meinet-

wegen das romantische Köpfchen ein wenig zurecht-setzen.“

Innerlich beschloß er, daß der „saubere Windhund“ in jedem Falle noch mit ihm zu tun bekommen würde. Aber davon sagte er der Mutter nichts, und so schied sie getröstet von ihm für die Nacht.



IV.

Am nächsten Morgen war Liesbeth verschwunden. Inge, die zuerst in ihr Schlafzimmer kam, fand Kästen und Schränke offen stehen, den Inhalt in wilder Unordnung durcheinander geworfen, das Bett leer, die Insassin entflohen. Ein Zettel lag auf dem Tische: „Sucht mich nicht, ich komme nicht wieder — ich gehe zu ihm.“ Sonst kein Wort, weder der Abbitte, noch der Zärtlichkeit. Inge war im ersten Schreck in den Flur hinausgestürzt, hatte laut nach der Mutter gerufen. Sie war ganz hinten im Obstgarten beim Gärtner und hörte sie nicht. Statt ihrer keuchte Tante Marie die Treppen hinauf, und Reimar öffnete die Tür seines Zimmers und war mit wenigen Schritten neben Inge, die ihm wortlos das verhängnisvolle Zettelchen reichte.

„Liesbeth! Was ist mit Liesbeth?“ schrie Tante Marie ganz außer Atem auf der Schwelle. Sie ließ den anderen gar keine Zeit zu antworten, sie fuhr wild auf das Bett los und dann sinnlos suchend im Zimmer umher, als ob Liesbeth sich irgendwie versteckt habe.

„Sei ruhig, Tante — Liesbeth ist fort,“ sagte Reimar gedämpft. Er ging zur Tür, die die Blind-

hereinfegende offen gelassen hatte. Die Tante sank auf einen Stuhl und rang die Hände.

„Sie hat sich das Leben genommen!" jammerte sie laut.

Reimar schloß die Tür und wandte sich mit zornigen Augen zurück.

„Schweig!" herrschte er sie an. „Es ist nicht nötig, daß die Leute hier schon wissen — — Hat sie etwas von ihren Sachen mitgenommen, Inge?"

„Ja — ihr Hut ist fort — Schirm und Regenmantel auch." Das junge Mädchen kramte hastig zwischen dem wüsten Durcheinander. „Und ihr kleiner Handkoffer ist weg — der steht sonst hier unten im Schranke."

„Liesbeth ist fort — sie lebt nicht mehr!" rief die Tante händeringend. „Ich habe gleich gestern so etwas geahnt — sie sah so verzweifelt aus —"

Reimar trat hart mit dem Fuße auf.

„Willst du das ganze Haus aufmerksam machen?" rief er halblaut. „Wenn man sich das Leben nehmen will, braucht man dazu keinen Koffer zu packen. Außerdem schreibt sie hier, daß sie — verreisen will — Wo ist Mutter, Inge?"

„Ich weiß nicht — ich werde sie sofort suchen."

„Ja, tue das. Du sagst es ihr so, daß sie nicht zu sehr erschrickt, und die Leute nichts merken. Und dich, Tante Marie, bitte ich nun noch einmal ernstlich, dich zu fassen. Du achtest doch sonst so sehr darauf, was die Leute sagen könnten!"

„Ja, da ist es doch auch nicht so ernst!" jammerte die Tante.

Reimar mußte trotz seiner großen Erregung flüchtig lächeln.

„In ernsten Fällen tuts am meisten not! Einen Moment noch, Inge. Bringe Mutter nicht hier herauf — schließe Liesbeths Stube zu und behalte den Schlüssel bei dir — den Zettel gib Mutter. Wir können ihn ihr nicht ersparen. Tante Marie bitte ich noch einmal dringend, sich völlig schweigend zu verhalten — hörst du, Tante? Am besten wärs, wenn man dich hier in Liesbeths Zimmer einsperrte — —"

Tante Marie rauschte tiefbeleidigt in majestätischem Schweigen davon; sie zog sich ins heut unbenutzte Plättzimmer zurück, wo sie zwischen ihren geliebten Wäscheschränken Ströme von Tränen vergoß. Reimar ging neben Inge die Treppe hinunter und trennte sich unten im Flur mit wenigen geflüsterten Worten von ihr:

„Ich habe einen Gang vor, aber ich bin sehr bald zurück — ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Brückenburg und dann nach München."

Er nahm rasch seinen Hut und eilte zur Hoftür hinaus. Nahe dem Hause traf er Herrn Fröhlich, der eben vom Felde herein kam und wohlwollend grüßte.

„Um halb elf möchte ich den Jagdwagen zur Bahn haben, lieber Fröhlich," rief Reimar ihm zu. Der Inspektor nickte gravitätisch.

„Is sie doch allein über die Berge gelaufen!" knurrte er. „Ich dacht' schon, der Herr Doktor käme hinterher —"

Herr Fröhlich pflegte sich außerhalb seiner Berufstätigkeit nicht übermäßig klar auszudrücken. Aber diesmal begriff Reimar doch rasch:

„Ja, meine Schwester wollte durchaus zu Fuße nach Brückenburg gehen!“ sagte er hastig — „anstatt jetzt mit mir zu fahren — Sind Sie ihr begegnet?“

Fröhlich nickte wieder würdevoll.

„Schlag einhalb sechs Uhr — oben bei Waldorf beinahe! Das sieht unserem Fräulein Liesbeth mal wieder ähnlich — —“

Reimar blickte in das gute Gesicht des Getreuen und trat rasch entschlossen auf ihn zu.

„Sie allein haben sie gesehen?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich ganz allein! Ich wollt' grad zu den Holzfällern hinaus. Und da rief ich ihr zu, wo sie denn so früh schon hinwollte. Da winkte sie mir bloß zu: „In die weite Welt, Onkel Fröhlich.“ So is unser Fräulein Liesbeth immer —“

„Ich hab' eine Bitte an Sie, lieber Fröhlich — sagen Sie bitte zu keinem Menschen, außer meiner Mutter, daß Sie die Liesbeth da draußen getroffen haben.“

„Ih, wo werd' ich denn! Das geht doch keinen was an! Was unser Fräulein Liesbeth is — die denkt sich bei so was nichts —“

Reimar wandte sich seufzend ab. Er erinnerte noch einmal an den Wagen und schritt eiligst ins Dorf hinab. Also zu Fuß war das rabiate Geschöpf geflohen — sinn- und gedankenlos — in frühester Morgenstunde zu Fuß über Berg und Tal — anstatt mit dem Vieruhr-Zuge zu fahren, mit dem sich vierundzwanzig Stunden vorher ihr Galan aus dem Staube gemacht hatte. Nun, für Liesbeths Verfolger bedeutete ihr

törichter Fußmarsch einen großen Vorteil. Als sie nach Brückenburg kam — jetzt mußte sie ja da sein — war der Schnellzug nach dem Süden, der Reimar am Sonnabend hergeführt, längst fort — und ehe der nächste kam, hatte Reimar sie eingeholt.

Mutter Becker war sehr erstaunt, daß der Herr Doktor sie abermals aufsuchte. Das freundliche Interesse, das er ihrem vormaligen Mieter schenkte, schmeichelte ihr selbst. Desto betrübter war sie, ihm nicht die gewünschte Adresse verschaffen zu können. Nein, Herr Walden hatte keine zurückgelassen. Überhaupt hatte er bei der überstürzt hastigen Abreise keinerlei Aufklärung gegeben, auch keine Bestellung hinterlassen — Briefe? Nein, die hatte er, so viel Frau Becker wußte, weder geschrieben noch empfangen. Reimar wandte sich schon wieder zum Gehen, da kam die Alte noch rufend und winkend hinterhergehumpelt. Stolz auf ihren guten Einfall, brachte sie ihm ein zerknittertes, schmutziges Fetzchen Papier: das Telegramm, das der Maler vorgestern nachmittag empfangen und zum Knäuel geballt, achtlos in eine der selten gereinigten Zimmerecken geworfen hatte.

Irgend welchen Anhalt gab freilich auch dies Telegramm nicht. Und doch brachte es den jungen Arzt zu bitter ironischem, befriedigtem Auflachen.

„Eine gute Nachricht“, hatte der Empfänger gerufen. Und die Nachricht lautete: „Bärbel krank, Annette besorgt, komme sofort. Mutter.“ Eine merkwürdig gute Nachricht, in der Tat! Reimar wußte es jetzt ganz genau: der schöne Maler hatte freudig die Gelegenheit ergriffen, sich seiner unbequemen Bekannt-

schaft zu entziehen — er war feige, er hatte Angst vor Liesbeths Bruder.

Reimar kehrte nach Hause zurück, überzeugte sich, daß bereits angespannt wurde, und ging noch einmal ins Haus, um das nötigste zusammenzupacken und vorher der Mutter Bescheid zu sagen.

Sie kam ihm blaß und still in ihrem Schreibzimmer entgegen, vollkommen gefaßt und reisefertig. Ihr und sein Handgepäck befand sich schon auf dem runden Sofatische. „Ich fahre mit dir," erklärte sie auf seinen ungläubig erstaunten Blick. „Dachtest du's anders? Ich hab' die Pflicht, mir mein armes, verirrtes Kind selbst wiederzuholen —"

„Dein schlechterzogenes!" klang's vom Fenster her. Frau Margrit zuckte zusammen, drückte beide Hände gegen die Schläfen und warf einen angstvollen, beschwörenden Blick auf die hohe, graue Gestalt vorm Schreibsekretär.

„Sag' mir jetzt nichts mehr, Helene!" bat sie gequält. „Du hast mir schon recht weh getan."

„Ja, die Wahrheit ist nicht immer erfreulich! Ich hab' dich oft genug gewarnt, Mutter — — Liesbeth hat stets zu viel freien Willen gehabt! Und sie hat immer nur getan, was ihr gerade Spaß machte —"

„Sie konnte auch fleißig und willig und eifrig sein, Helene!"

„Wenn's ihr gerade Spaß machte! Das sagte ich ja — Aber für die Arbeit erzogen hast du sie nicht."

„Ich war nur für die Arbeit erzogen worden und habe darunter gelitten — ich wollte meine Kinder

glücklicher machen," sagte Frau Margrit mit schwacher Stimme. Inge umfaßte sie bitterlich weinend.

„Sag Helene, daß sie jetzt schweigen soll, Reimar!" rief sie dem jungen Mann zu. Reimar stand schon neben der Schwester am Schreibtisch.

„Ich verstehe dich nicht, Helene," sagte er finster. „Du wählst die Stunde schlecht, wenn du dich wirklich zu Vorwürfen berechtigt glaubst."

Sie zuckte die Achseln.

„Die Stunde ist gerade recht," gab sie kalt zurück. „Aber ich kann auch schweigen — ich tu's ja meist — nur eben hielt ich's für meine Pflicht, zu reden. Ich habe dies alles vorausgesehen. Nun ist's so weit. Nun treibt sich eure Liesbeth in der Welt umher, nach der sie's immer so sehr verlangte."

„Sie wird elend genug dabei sein," hauchte Frau Margrit mit geschlossenen Augen.

„Elend?" Helene hob die kleine silberne Sparbüchse, mit der sie bisher gespielt, und zeigte sie Reimar.

„Liesbeths — sie hat sie aufgebrochen, um Reisegeld zu haben," erklärte sie dabei. „Ich fand die Büchse unter ihren Sachen. Es war freilich ihr eigenes Geld — — aber sie hat sich doch ganz hübsch für den Ausflug versorgt!"

„Dies ist nicht zu ertragen," sagte Reimar heftig. „Komm, Mama, wenn du wirklich mit mir willst — ich glaube jetzt beinahe selbst, daß es das Richtige ist. Es wäre grausam, dich hier zu lassen!"

Der Wagen fuhr an der Haustür vor. Reimar hob die Mutter hinein und stieg rasch zu ihr — Die Zeit war knapp. Inge hatte sie bis zum Wagen be-

gleitet und schloß selbst den Schlag — noch einmal tauschte sie Blick und wortlosen Gruß mit der Mutter. Reimar bog sich vor und haschte auch nach einem Blick von ihr:

„Armes Kind, du wirst es hier schwer haben in der Ungewißheit und dieser Umgebung!“ sagte er leise. Sie nickte ihm ernst zu:

„Denke jetzt nicht an mich — — ich bin so dankbar, dich neben Mutter zu wissen, daß ich's nicht aussprechen kann! Gott wird mit euch sein.“

Sie trat zurück, die Pferde zogen an, der Wagen donnerte durch die gewölbte Torfahrt. Es war gut, daß die Leute im Dorfe fast alle auf den Wiesen und Feldern beschäftigt waren. Die wenigen, an denen der Gutswagen vorüberbrauste, bemerkten erstaunt, daß „die Frau“ nicht so freundlich wiedergrüßte, wie gewohnt, ja ihren Gruß auch wohl übersah.

Sie erreichten die Station noch gerade zur rechten Zeit, und Frau Margrit kam erst wieder zur Besinnung, als sie bereits im Zuge saßen. Die zweistündige Fahrt ward eine große Geduldsprobe. Auch an der winzigsten Haltestelle hatten sie Aufenthalt. Immer in der Furcht, daß Bekannte einsteigen könnten, daß Antwort und Erklärung nötig wurden, die unwahr sein mußten — — die Bitternis blieb ihnen erspart. Nur Fremde stiegen ein und aus, ihr einziger Abteilgenosse war ein heftig schnarchender Geschäftsreisender. Sie wagten trotz seines seligen Schlummers keine ernste Unterredung. Nur wenige halblaute Worte wechselten sie, die auf ihre Ankunft in Brückenburg Bezug hatten. Reimar tröstete die Mutter: „Sie ist noch da — sie kann noch gar nicht abgereist sein —“

Die Hoffnung trog. Liesbeth hatte in Brückenburg zwar nicht mehr den Schnellzug erreicht, aber einen Personenzug benutzen können, an dessen Existenz ihr Bruder nicht gedacht hatte.

Es war nicht schwer gewesen, das herauszubekommen. Die Oberndorfer Damen waren bekannte und beliebte Persönlichkeiten in der kleinen, lebhaften Stadt, die ihnen hundert weibliche Bedürfnisse liefern mußte, für sie die Verbindung mit der großen Welt bedeutete — Reimar erfuhr auf dem Bahnhofe der Hauptbahn zuerst, daß es noch einen Frühzug nach München gab, der freilich erst am späten Nachmittag dort anlangte — dann, daß seine jüngste Schwester eine Fahrkarte für diesen Zug gelöst hätte.

Der Vorsprung war nicht so erheblich, wie er im ersten Schreck gedacht. Sie kamen nur knapp zwei Stunden nach Liesbeth in München an, wenn sie den Mittagszug benutzten. Reimar kehrte zur Mutter zurück, die still im leeren Wartezimmer saß, und erstattete Bericht. Sie zuckte wohl zusammen, als sie erfuhr, daß ihr Kind nicht mehr hier sei. Aber sie unterbrach Reimar mit keinem Worte bei seiner Auseinandersetzung. Mit gesenktem Haupte saß sie vor ihm auf dem harten Ledersofa des unwirtlichen kleinen Wartezimmers, und die demütige Ergebung, das geduldige Schweigen der sonst so Lebhaften erschütterte ihn tiefer, als Klagen und Tränen —

„Mutter — ich wünschte, ich könnte dir etwas zuliebe tun!“ sagte er plötzlich —

Sie blickte schwach lächelnd zu ihm auf, der jenseits des Tisches vor ihr stand.

„Du tust mir viel zuliebe heut, mein Sohn!" sagte sie sanft. „Ich bin so dankbar, dich zur Seite zu haben, wie ich's gar nicht sagen kann —"

„Gute Mutter! Ich wünschte nur, ich wiederhole es, daß ich dich beruhigen, trösten könnte!"

„Ich bin nicht sehr unruhig, Reimar. Es steht ja alles in Gottes Hand. Er hat mich so wunderbar durch dich getröstet — Er wird auch weiter mit uns sein —"

Reimar, der ungeduldig in dem engen Raum auf und ab ging, blieb abermals stehen, von einer Erinnerung getroffen:

„Dasselbe sagte mir Inge heute morgen, als wir abfuhren —"

„Ja, Inge! Die weiß immer, was wohltut. Als die arme Helene mich mit Vorwürfen überhäufte — die ganze Zeit, während wir auf dich warteten — da nahm sie mich in ihre Arme und flüsterte mir tausend liebe Worte zu, damit ich die anderen nicht hören sollte — wie einen Schild hielt sie ihre Liebe vor mich —"

Reimar tat wieder ein paar hastige Gänge hin und her. Er kämpfte mit einer ungewohnten Weichheit, die ihn zu überwältigen drohte.

„Die *arme Helene*, sagst du!" hub er endlich, am Fenster stehend, mit wiedergewonnener Kälte an. „Du bedauerst sie doch wohl nicht gar, Mutter —!"

„Aber natürlich tue ich das, mein Junge! Von ganzem Herzen tut sie mir leid!"

„Dir leid tun? Das ist alles, was du für sie fühlst?"

„Ja, was sollte ich denn sonst fühlen? Soll ich ihr etwa böse sein?“

Reimar blickte in das liebe, sanfte Gesicht hinüber — in dem seinen zuckte es.

„Ich verstehe nicht, wie du ihr nicht böse sein kannst!“ sagte er langsam. „Böse sein ist noch ein sehr milder Ausdruck — — ich hätte sie vorhin zu Boden schlagen können! Daß sie so zu dir sprechen konnte — in dieser Stunde! Das verstehe ich einfach nicht —“

„Denkst du nicht an das, was wir neulich über sie sprachen? Sonntag abend war's, glaube ich. Helene ist so streng wahrhaftig — und gerecht — und will stets das Beste — es ist sehr gut für mich, daß ich sie zur Seite habe! Es ist immer gut, jemand neben sich zu haben, der uns von Zeit zu Zeit die Wahrheit sagt — wenn's auch im Augenblick weh tut — Helene hat doch in allem recht! Ich bin zu schwach, zu nachgiebig gegen Liesbeth gewesen — das sehe ich jetzt ein, und ich weiß ganz genau, daß du das auch denkst!“

Reimar schwieg. Die Mutter sprach nur aus, was er empfand. Und doch erwachte mit einem Male ein zärtliches Verlangen in ihm, sie vor sich selber zu entschuldigen.

„Du hast es doch erst recht so sehr gut gemeint, lieb Mütterchen,“ sagte er nähertretend. Das ungewohnte Kosewort aus seinem kargen Munde ließ ihr Auge aufleuchten. Sie richtete sich mit einem Anfluge der alten Lebhaftigkeit empor.

„Und das hat Helene etwa nicht? Sie liebt mich so herzlich, wie ihre Naturanlage das nur irgend zu-

läßt — du machst ein ungläubiges Gesicht, du schüttelst den Kopf — es ist doch so, Reimar! Helene hat mich so lieb, daß sie schwer darunter leidet, wenn sie nicht mit mir einverstanden sein kann — sie liebt auch Liesbeth, und ihre Ausfälle heut früh entsprangen im Grunde nur der Sorge um uns, dem Kummer —"

„Eine reizende Art, sein Mitgefühl, eine Liebe auszudrücken!" höhnte Reimar. Die Mutter sah ihn erschrocken und betrübt an. „Ich glaube, Helene weiß gar nicht, was „lieb haben" heißt," fuhr er rasch in gemäßigterem Tone fort.

„Sage das nicht!" Frau Margrit hob mahnend die Hand. „Helene hat das sehr wohl erfahren, nur allzu wohl, Reimar! Du darfst nicht ungerecht über sie urteilen, deshalb will ich dir davon erzählen — — Helene hat einmal einen Mann sehr lieb gehabt. Und sie hat ihm wohl auch gefallen — zuerst. Aber dann hat ihr unglückseliges, kaltes, sprödes Wesen, was sich so gar nicht anpassen und unterordnen kann, ihn zurückgestoßen — und dann hat er eine andere kennen gelernt, die weich und schmiegsam war, und die geheiratet — und ist sehr glücklich mit ihr geworden —"

„Fritz Hainstetten! Ist es möglich, Mutter, daß du Fritz Hainstetten meinst?"

„Ja, mein Junge — da du's doch erraten hast — er war's. Die alten Hainstettens hätten es wohl sehr gewünscht, daß aus ihrem Ältesten und meiner Helene ein Paar würde — Aber es war besser so, wie's gekommen ist. Für den Fritz wenigstens. Helene leidet schwer darunter."

„Aber das muß doch schon sehr lange her sein!

Fritz ist doch mindestens schon acht Jahre verheiratet!"

„Ganz recht — es sind wohl bald zehn Jahre seitdem vergangen. Aber Helene hat nie überwunden und vergessen — nie. Sie ist so zähe in allem — sie wird nicht fertig damit. Und man muß doch schließlich fertig werden, wenn etwas Neues kommen soll — — Siehst du, das ist es, weshalb all' ihre Blüten erstickt und verkümmert sind, wie bei meinen armen Hyazinthen — und deshalb tut mir Helene so in tiefster Seele leid, und ich halte gern von ihr aus — und deshalb ist es auch gut, daß sie sich so frei und kräftig in meinem Hause betätigen kann — sie lebt ja nur in der Arbeit. — Es ist eigentlich drollig, wenn man's bedenkt: sie zankt mich aus, daß ich meinen Kindern zu viel Freiheit gönnte — — und nimmt's dabei als selbstverständlich, daß ich sie ganz frei schalten und walten lasse im Hause, und sie mir Vorwürfe machen darf und gute Ratschläge geben — so daß sie im Grunde ihre Mutter tyrannisiert — —"

Reimar zog den Tisch zurück, setzte sich neben die Mutter aufs Sofa und legte seinen Arm um sie.

„O Mutter!" sagte er und küßte ihre Wange — „du pflückst noch von den Dornen Rosen!"

Da brach für einen Moment das alte, liebe Schelmenlächeln durch:

„Ja, du törichter Junge — wo wachsen denn sonst welche?" rief Frau Margrit — —

Die Munterkeit hielt nicht an — ein Pfiff auf dem Bahnhof draußen, die vorbeirollende Rangier-

maschine eines Güterzuges ließen sie erschreckt zusammenzucken. Aber doch hatte ihr das lebhafte Gespräch gutgetan. Reimar konnte sie jetzt überreden, etwas zu genießen, was sie bisher mit trauriger Hartnäckigkeit abgelehnt hatte. — Dann kam der Augenblick, der sie auf den Bahnsteig hinausrief — Wieder kam es Frau Margrit wie ein Traum vor, als sie, die Reiseungewohnte, nun im brausenden D-Zuge schnell und sicher untergebracht ward.

Trotz der fliegendraschen Fahrt vergingen ihnen die Stunden mit bleierner Schwere. Sie hatten keine Möglichkeit, mehr als ein paar flüchtige, gleichgiltige Worte zu wechseln. Rings um sie her ging Geschwätz und Gelächter der Mitreisenden. Reimar vermochte nichts zu tun, die Mutter davor zu schützen, ihr in irgend einer Weise wohlzutun; — er konnte schließlich den Anblick ihres blaß und matter werdenden Gesichts nicht mehr ertragen. Er sprang auf und lief draußen in dem engen Gange auf und nieder, so vollgestopft auch der von Menschen war. Auch der Speisewagen war jetzt, gegen Abend, überfüllt. Er brachte der Mutter eine kleine Erquickung, ein Brötchen, ein Glas Wein, ein paar Früchte — sie genoß alles dankbar und gehorsam. Dann sah er wieder zu ihr hinein und nickte ihr ermutigend zu:

„In zehn Minuten sind wir in München!" rief er halblaut. Sie ward noch blasser, senkte das Haupt sehr tief, so daß der Schleier über ihr Gesicht fiel, und saß unbeweglich mit im Schoß gefalteten Händen — Er wußte, daß sie gebetet hatte, als sie sich jetzt auf seinen erneuten Zuruf emporrichtete und er hineinkam,

ihr Handgepäck zusammen zu suchen. — Er las es aus den sanften, stillen, friedvollen Zügen, die der zurückgeschlagene Schleier vor ihm enthüllte.

Als sie an seinem Arme auf den großen lärm- und menschenerfüllten Platz vor dem Münchener Hauptbahnhofe hinaustrat, drückte sie sich freilich ängstlich erschauernd näher an ihn. Aber das war mehr ein körperliches Bangegefühl, von dem ihre Seele nichts wußte. Er empfand das ganz klar. Er hatte noch niemals einen andern Menschen so klar, so vollständig erkannt und verstanden, wie seine Mutter in diesen Stunden gemeinsamer Qual.

Im nächsten Zigarrenladen erfuhr Reimar aus dem Adreßbuch die Wohnung des Malers Thomas Walden — — dann nahmen sie eine Droschke und rasselten ihrem Ziel zu, in einer Fahrt, die beiden fast endlos dünkte. Endlich hielt der Fiaker in einer hübschen Vorstadt weit draußen vor einem schmucken Häuschen — Frau Margrit hatte weder auf Straßennamen noch Hausnummer geachtet — Reimar half der Mutter hinaus, befahl dem Kutscher zu warten, und stieß das unverschlossene Gitterpförtchen des schmalen Vorgartens auf. Wenige Stufen führten zur Haustür empor. Reimar überzeugte sich noch einmal, daß der Name des Malers auf dem blankgeputzten Schilde neben der Hausklingel stand, und läutete. Wieder kam es ihnen wie eine Ewigkeit vor, bis die Haustür sich langsam öffnete. — Gegen die Schwüle des Sommerabends draußen hauchte es ihnen aus halbdunklem Flur eisigkalt entgegen, wie aus einem Grabe — Frau Margrit schauderte abermals zusammen, selbst Reimar vermochte

ein peinlich beklemmendes Gefühl nicht abzuwehren. Im Dämmerlicht erschien vor ihnen eine sehr einfach gekleidete, gewöhnlich, aber verständig ausschauende alte Frau, die Reimar sofort für die Wirtschafterin des Malers hielt.

Er faßte an den Hut und grüßte nachlässig. Die Alte musterte ihn mit unheimlich scharfen Augen.

„Wir wünschen Herrn Walden zu sprechen — hier ist meine Karte," sagte Reimar kurz.

„Jetzt? So spät am Abend?" Die Alte warf einen flüchtigen Blick auf die Karte, einen neugierigen auf den Sprechenden. „Was wollen Sie denn von ihm?"

„Das können wir nur Herrn Walden selber sagen."

„So! — Er ist aber jetzt nicht zu sprechen — er ist augenblicklich verhindert."

„Dann werden wir warten. Melden Sie uns an. Wir gehen nicht fort! Wir müssen ihn absolut selber sprechen."

„Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns erlauben wollten, zu warten, liebe Frau; es handelt sich um sehr Dringliches," sagte jetzt Frau Margrit mit bebender Stimme.

Die neugierig funkelnden Blicke der Alten wanderten zu ihr hinüber. Es lag etwas in dem milden, betrübten Gesicht, was das ihre sanfter werden ließ.

„Es tut mir wirklich leid, Madame — Sie können ihn wirklich nicht sprechen," sagte sie einen Schein freundlicher. „Oder handelt sichs um ein Bild? Dann vielleicht —"

Frau Margrit wollte rasch verneinen — Reimar kam ihr zuvor.

„Es handelt sich um — etwas Ähnliches," sagte er ungeduldig. „Ich bin überzeugt, daß Herr Walden uns annimmt. Bestellen Sie ihm nur, daß ich unter keinen Umständen dies Haus wieder verließe, ohne ihn gesprochen zu haben!"

Die Alte wandte sich unentschlossen der Treppe im Hintergrunde zu, blieb zögernd stehen:

„Es ist nur — unsere Bärbel ist krank," murmelte sie.

„O, — Sie sind seine Mutter — verzeihen Sie!" rief Frau Margrit warm. „Wir dachten — wir wußten nicht — Bärbel — das ist Ihre Tochter, nicht wahr?"

Die alte Frau maß sie mit erstauntem Blick:

„Die Bärbel ist mein Enkelchen — ich bin Herrn Waldens Schwiegermutter —"

„Seine Schwiegermutter! O, wir wußten nicht, daß er verheiratet gewesen ist!"

„Gewesen?" Die Alte sah immer erstaunter aus. „Er ist doch mit meiner Tochter verheiratet — sie ist in die Kirche gegangen, — er ist so lange oben bei dem kranken Kind — meine Tochter wollte ein Gebet fürs Bärbel tun, und da mußte er ihr versprechen, derweile oben zu bleiben."

„Er ist verheiratet!" rief Reimar in fassungsloser Überraschung und Empörung. „Das — das ist allerdings — unglaublich, Mutter!"

„Das ist — furchtbar!" stammelte Frau Margrit mit schwacher Stimme und tastete nach einem Halt — die Blicke der alten Frau gingen argwöhnisch zwischen den beiden hin und her.

„Was ist denn da Furchtbares dran? Weshalb wollen Sie's denn nicht glauben?" fragte sie mit Recht gereizt. „Der Thomas ist seit fünf Jahren mit meiner Annette verheiratet — und soll recht froh und dankbar sein, daß er sie gekriegt hat — solch armer Schlucker, solch elender Farbenkleckser, wie er bis dahin war!! Die feine Villa hier, mit dem Atelier" — die Alte sprachs Ateljö aus — „die hab' ich den beiden erst gekauft — was er mit seine paar Bilder verdient, davon kann er sich kaum die Stiefel besohlen lassen —"

Die Alte hätte noch lange in diesem Tone weiterreden können — all die zuerst angenommene, würdevolle Haltung ließ sie in Stich, sie war jetzt nur noch ein altes, keifendes Weib von niederer Herkunft — Frau Margrit und Reimar wären auch kaum im stande gewesen, sie zu unterbrechen, so überwältigt hatte sie die unerwartete Aufklärung. Aber Herr Thomas Walden selber kam ihnen jetzt zu Hilfe. Sein schöner, blonder Kopf erschien oben über dem Treppengeländer:

„Was ist denn los? Mit wem sprichst du denn so laut, Mutter?" rief er hinunter. „Du weckst ja Bärbel auf — soll ich herunterkommen?"

Sie hastete ihm schon entgegen.

„Ja ja — komm nur!" rief sie giftig. „Da sind Leute da, die nicht glauben wollen, daß du mein Schwiegersohn bist! Steck ihnen mal ein Licht auf —"

Der Maler kam rasch die Treppe vollends hinunter — stutzte, als er die Fremden sah, erkannte sie und erschrak — nicht so heftig, wie Reimar vermutet und erwartet hatte; aber man unterschied doch eine peinliche Verlegenheit in seinen schlaffen Zügen.

„Ah, die Herrschaften aus Oberndorf!“ sagte er grüßend. „Eine unverhoffte Ehre — darf ich bitten? Die Herrschaften haben wohl die Güte, hier in mein Zimmer einzutreten, — ich bitte um Verzeihung, daß ich so lange warten ließ — —“

Er brachte das alles verwirrt, leicht stammelnd hervor, sichtlich bestrebt, sie so rasch als möglich in sein Privatzimmer, aus dem Bereich der scharfen, schwiegermütterlichen Augen zu bringen. Reimar vereitelte seine Anstrengungen nicht, er folgte stumm der Mutter in das bezeichnete Zimmer, Herr Walden kam hinterher und schloß die Tür sehr sorgfältig.

Jetzt trat Reimar dicht vor ihn hin.

„Wir kommen, um meine Schwester von Ihnen zurückzufordern!“ begann er mit eisiger Stimme. „Sie haben sie durch den empörendsten Betrug hierher gelockt.“

„Hergelockt?“ stammelte der Maler — dies letzte Wort Reimars schien ihn vollständig zu betäuben. Er starrte die beiden abwechselnd an. „Hergelockt? Ihr Fräulein Schwester?“ wiederholte er wie geistesabwesend.

Reimar trat hart mit dem Fuße auf.

„Wollen Sie gar noch leugnen, daß sie hier ist?“ rief er in steigender Empörung.

Der Maler sah angstvoll zur Tür. Er mochte ahnen, daß die Ohren seiner Schwiegermutter ihr sehr nahe waren.

„Bitte, nicht so laut“, bat er. „Hier — hier — sollte Ihr Fräulein Schwester sein? Bei mir? Bei uns? Aber, Herr Doktor, ich verstehe Sie nicht — ich wüßte gar nicht, wie dies möglich wäre!“

„Ja freilich, — hier im Hause wird sie allerdings nicht sein! Aber Sie müssen wissen, daß sie Ihnen nachgereist ist — Sie haben sie dazu überredet!“

„Ich? Ich? Aber ich schwöre Ihnen, Herr Doktor — da muß ein höchst peinliches Mißverständnis obwalten! Ich bin vorgestern telegraphisch nach Hause gerufen worden, weil mein Töchterchen erkrankt war, und hatte leider keine Zeit mehr, mich von den Herrschaften zu verabschieden.“

„Nein — dazu haben Sie doch nicht die Stirn gehabt! Sie behaupten also, daß Sie nichts von dem Entschlusse meiner Schwester gewußt haben?“

„Von welchem Entschlusse denn? Mein Gott, Sie sehen mich so bestürzt — ich habe das gnädige Fräulein seit Sonntag mittag nicht mehr gesehen — da sprach sie in Ihrer Gegenwart den Wunsch aus, einmal nach München zu kommen und dort ihre Malstudien fortzusetzen — ich habe vielleicht den Fehler begangen, ihr zu letzterem wenigstens zuzureden, aber — —“

„Sie haben ihr recht kräftig zugeredet, mein Herr! So sehr, daß meine Schwester bei der Nachricht, daß Sie abgereist seien, sofort den Entschluß faßte — und ausführte —, Ihnen nachzureisen — — sie ist seit einigen Stunden in München, und ich will von Ihnen erfahren, wo sie sich jetzt aufhält — weiter zunächst nichts! Aber das will ich von Ihnen sogleich wissen!“

„Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keine Ahnung habe — — wie sollte ich denn das wissen! Ich bitte Sie!“ Der schöne Mann trocknete sich den

Angstschweiß von der Stirn und schielte dazwischen nach der Tür, hinter der es verdächtig raschelte.

„Sie hat Ihnen nicht geschrieben?"

„Nein doch — nein! Sie weiß ja gar nicht meine Adresse.

„Und Sie leugnen auch, ihr in böser Absicht verschwiegen zu haben, daß Sie Gatte und Familienvater sind, um desto sicherer Ihr Spiel mit ihr treiben zu können?"

Ein kaum merkliches Lächeln geschmeichelter Eitelkeit huschte um Thomas Waldens Mund. So schwach es war, so rasch es von der bisherigen Bangigkeit und Verwirrung auch wieder verschlungen ward — Reimar hatte es doch erkannt, und eine Wut packte ihn, die ihn treiben wollte, sich auf den gewissenlosen Feigling zu stürzen und ihm ins Gesicht zu schlagen.

Seine Mutter begriff oder ahnte diese Regung und legte sanft zurückhaltend eine Hand auf seinen Arm.

„Laß uns hier fortgehen, Reimar," bat sie leise mit erschöpfter Stimme. „Wir haben hier nichts mehr zu tun — wir müssen jetzt nur noch mein armes Kind suchen —"

Sie unterbrach sich zusammenfahrend. Durchdringend und grell schlug im Zimmer selbst eine Klingel an. Reimar blickte sich um und sah, daß sich ein Telephon im Zimmer befand, zu dem sich der Maler jetzt eiligst verfügte.

„Es wird doch nicht — meine Frau — ?" murmelte er, während er den Hörer abhängte. Gleich darauf verklärte sich sein Gesicht, er winkte Reimar eilfertig herbei:

„Wollen Sie bitte den anderen Hörer nehmen, damit Sie sich selbst überzeugen können?“ bat er halblaut. „Ich werde von der Akademie angerufen — ein Fräulein Liesbeth König ist dort und wünscht mich zu sprechen —“

„Lassen Sie ihr sagen, daß sie in kürzester Zeit abgeholt würde — weiter nichts!“ befahl Reimar. Er blieb am Telephon stehen, während der Maler den erhaltenen Auftrag mit einer gewissen fröhlichen Leichtigkeit ausführte. Dann wandte er sich der Mutter zu, die stumm, mit gefalteten Händen, ein Dankgebet in der Seele, mitten im Zimmer stand.

„Komm, Mutter,“ sagte er laut mit vollkommen wiedergewonnener Ruhe. „Wir holen sie uns jetzt; du hast ganz recht: Hier haben wir nichts mehr zu tun! Stillschweigende Verachtung ist alles, was uns für das Verhalten dieses Herrn übrig bleibt.“

Er ging voran, an dem Maler vorbei, dessen blasse Stirn sich gerötet hatte wie unter einem Peitschenhieb. Aber er erwiderte nichts, er senkte Kopf und Blick, er schlich wie ein geprügelter Hund hinter Mutter und Sohn her aus dem Zimmer.

Als Reimar die Haustür für Frau Margrit öffnete, kam ihnen von außen her eine junge, auffallend elegant gekleidete Frau entgegen, deren reizloses, sommersprossiges Gesicht wenig zu dem überladenen Putz stimmte. Sie maß die beiden Fremden mit den scharfen, neugierig funkelnden Augen ihrer Mutter, die jetzt aus irgend einem Winkel im Flur hervorkam und kreischend zu erzählen begann, ehe noch die Haustür hinter Reimar König ins Schloß gefallen.

Draußen im Wagen faßte Frau Margrit flehend beide Hände des Sohnes.

„Du willst den Mann nicht weiter zur Rede stellen? Du hast das eben nicht nur gesagt, um mich zu beruhigen?“ fragte sie dringend. „Ich hatte vorhin solche Herzensangst, mein geliebter Junge, daß du dich an ihm vergreifen — oder ihn fordern könntest.“

Reimar lachte kurz und hart auf.

„Nein, Mutter — du kannst ganz ruhig darüber sein! Vorhin gab's allerdings einen Moment, wo ich gern handgreiflich geworden wäre — aber das ist vorüber, und ich meine, wir können Herrn Thomas den beiden Erinnyen überlassen, die in diesem Augenblick über ihn hergefallen sind! Sie werden unsere Rache an ihm kühlen! Einer Forderung würde dieser tapfere Held übrigens gar nicht standhalten — er ist heilfroh, daß er mir so glücklich entkam, nach einer Beleidigung, die ein bessrer Mann nicht eingesteckt hätte. Wir haben jetzt nur noch Liesbeth einzufangen und ihr den Kopf wieder zurechtzusetzen!“

„Sie wird sehr unglücklich sein,“ flüsterte die Mutter mit Tränen in den Augen.

„Geschieht ihr recht!“ versetzte der Bruder hart. „Sie hat nichts Besseres verdient, als daß sie sich jetzt eine ganze Weile lang die Augen aus dem Kopf schämt.“

Frau Margrit schwieg seufzend. Wieder dünkte sie die Fahrt endlos lang. Ihr Herz bebte, als der Wagen schließlich hielt, Reimar hinaussprang, im Innern des langgestreckten Prachtgebäudes verschwand. Er hatte den Wunsch geäußert, daß die Mutter draußen

im Wagen warten möge. Sie hatte sich gehorsam gefügt, aber nun, als er fort war, überfiel sie eine steigende Unruhe — quälende Angst, ob es ihm auch gelingen werde, Liesbeth zu überzeugen und mitzubringen. Schon war sie im Begriff, gleichfalls auszusteigen, blindlings hinter dem Verschwundenen herzugehen — da tauchten ihre Kinder vor dem Wagenschlage auf. Reimar mit kalt überlegener Miene, Liesbeth glühendrot, zitternd an allen Gliedern, trotzigem Unglauben in den kindlichen Zügen.

„Sie meint, ich wollte sie betrügen — sag du ihr die Wahrheit, Mutter," bemerkte Reimar halblaut, während er den Schlag öffnete und Liesbeth durch eine Handbewegung aufforderte, einzusteigen.

Das junge Mädchen blieb verstockt stehen.

„Ist es wahr, Mama, daß ihr von ihm kommt — daß er weiß und damit einverstanden ist, daß ihr mich zurückholen wollt?" fragte sie mit lauter, klingender Stimme.

„Ja, mein Herzenskind — es ist wahr. Er ist völlig damit einverstanden, daß du in deine liebe Heimat zurückkehrst, wo wir's dir nun doppelt lieb machen wollen — — Aber komm, steige zu mir ein, ich hab' so eine Herzenssehnsucht, dich in meine Arme zu schließen —"

Die warmen Liebestöne verfehlten ihre Wirkung nicht ganz. Liesbeth stand noch einen Augenblick unentschlossen — sie blickte auf die Mutter, die sich ihr mit tränengefüllten Augen, liebevoll ausgestreckten Händen entgegenneigte — sie wußte, daß sie ihr glauben durfte, daß noch nie ein unwahres Wort über diese sanften

Lippen gekommen war — im nächsten Augenblick saß sie neben der Mutter, ruhte in ihren Armen, an ihrem Herzen.

„Na, endlich!“ sagte Reimar trocken. Er stieg nun gleichfalls ein und gab dem Kutscher die Adresse eines Hotels, in der Nähe des Zentralbahnhofes, das ihm empfohlen worden war. Sie fuhren in völligem Schweigen durch die schwüle Abendluft der großen Stadt. Im Hotel angelangt, folgte Liesbeth in demselben betäubten Stillschweigen der Mutter in das angewiesene Zimmer, während Reimar noch mit dem Portier sprach. Gleich darauf trat er gleichfalls in das Zimmer der beiden Damen, und im selben Augenblick kam Leben in die Gestalt des jungen Mädchens; der Bann wich von ihr, sie wandte sich mit aufglühenden Augen zu dem Bruder:

„Du hast ihn gezwungen, auf mich zu verzichten!“ schluchzte sie. „Du hast ihn von Anfang an nicht leiden können — du, du allein hast unser Glück zerstört!“

„Mein geliebtes Kind,“ begann Frau Margrit; Reimar unterbrach sie ungeduldig.

„Bitte, Mutter — laß mich jetzt,“ sagte er schroff. „Mit Gefühlsschwelgerei kommen wir hier nicht vom Fleck! Liesbeth soll sogleich wissen, woran sie ist. Herr Thomas Walden ist allerdings gezwungen gewesen, auf dich zu verzichten, wie du's nennst, Liesbeth! Aber nicht durch meine Schuld, sondern durch die einfache, nackte Tatsache, daß er bereits seit fünf Jahren verheiratet ist! Eine Tatsache, die er in Oberndorf nicht für nötig befunden hatte, dir oder irgend

sonst jemand mitzuteilen. Ich hoffe, du siehst nun ein — —"

„Reimar, höre auf!" rief Frau Margrit bange. Sie stürzte auf Liesbeth zu, die erst unbeweglich, wie versteinert gestanden hatte — dann mit einem leise zitternden Seufzer, einem irren Lächeln ganz langsam auf den Sessel sank, neben dem sie gestanden. Dort lag sie nun, von der Mutter Arm umfaßt, mit zurückgeworfenem Haupte, schwer und röchelnd atmend, nicht besinnungslos, aber Todesqual in den halbgebrochenen Augen.

In Reimar sprach jetzt nur noch der Arzt. Er war sorgsam und umsichtig um die Kranke beschäftigt, die Mutter ging ihm geschickt zur Hand. Bald lag Liesbeth entkleidet auf dem Bette, Frau Margrit rieb ihr die kalten Hände und Füße. Reimar prüfte von Zeit zu Zeit den schwachen unregelmäßigen Puls- und Herzschlag, dazwischen schrieb er ein Rezept, schickte einen Boten damit fort und holte seine Instrumententasche heraus, die ihn nie verließ.

Die Mutter blickte mit angsterfüllten Augen zu ihm auf.

„Was willst du tun?" flüsterte sie.

„Eine beruhigende Einspritzung machen. Ängstige dich nicht unnötig, Mama. Ein leichter Herzkrampf, weiter nichts. Kein Wunder nach all den Aufregungen der letzten Tage, dem wahnsinnigen Lauf heute morgen, der stickigheißen Fahrt! Liesbeth hat doch sonst noch nie am Herzen gelitten."

„Doch! Doch! In früheren Jahren öfters. Da klagte sie immer über Herzklopfen und Atemnot, und

ich fragte den alten Sanitätsrat in Brückenburg — du warst damals noch in Kiel. Er riet, sie vor jeder Überanstrengung zu hüten und so viel als möglich in unserer freien, schönen Waldluft draußen zu lassen. Da wurde es auch besser, seit Jahr und Tag ganz gut, so daß ich nicht einmal Ostern mit dir davon sprach. O, Reimar, wir hätten sie sanfter vorbereiten müssen!"

„Wir?" Reimar lachte kurz auf. „Der Vorwurf trifft wohl nur mich, Mutter! Laß uns jetzt kein überflüssiges Mitleid mit Liesbeth haben — sie hat sich dies alles selbst zugezogen. Völlige Ruhe wird sie bald wieder herstellen."

Die Mutter erwiderte nichts mehr. Sie folgte umsichtig allen seinen Anordnungen — die Kranke ward allgemach ruhiger — nach der Einspritzung versank sie bald in tiefen, festen Schlaf. Reimar saß noch eine Weile an ihrem Bett, sorgsam den Pulsschlag kontrollierend; endlich stand er befriedigt auf, steckte die Uhr ein, gab der Mutter die letzten Verhaltungsmaßregeln und zog sich in sein danebenliegendes Zimmer zurück.

Er vermochte erst spät einzuschlafen. Es war sehr schwül in dem kleinen Hotelzimmer, und das geöffnete Fenster brachte keine kühlere Luft, nur Dunst und Lärm der Straße hinein. Reimar dachte bedauernd an die würzige Waldfrische daheim, an den Rosen- und Liliendust des mütterlichen Gartens, und der Groll wuchs in ihm gegen Liesbeth, der sie diese anstrengende, unangenehme Hetzjagd verdankten, und auch ein wenig gegen die Mutter, die durch ihre Nachsicht und allzu

große Güte Liesbeths tollen Streich mit verschuldet hatte.

Er erwachte erst spät am Morgen, und sein erster Blick fiel auf Frau Margrit, die lächelnd und rosig an seinem Bette saß und ihn mit liebevollen Augen betrachtete.

„Du hier, Mutter?“ rief er, richtete sich hastig auf und prüfte, sofort völlig wach und klar, mit seinem scharfen Blick ihr Aussehen.

„Es scheint ja sehr gut zu gehen — ihr hattet eine gute Nacht?“ fragte er sofort.

Frau Margrit nickte freudeleuchtend.

„Eine sehr gute — — Liesbeth hat einfach durchgeschlafen! Und jetzt ist sie schon eine ganze Weile wach und so lieb und demütig und ergeben — wir haben schon wundervoll miteinander geredet, Reimar! Sie sieht alles völlig ein, was ich ihr vorstellte und — Reimar — es kommt alles so rein und kindlich bei ihr zu Tage — sie hat sich so gar nicht die Folgen ihrer Flucht überlegt — sie ist blindlings, wie verzaubert, davongelaufen, ohne sich im geringsten klar zu machen, was sie eigentlich nun hier wollte! Ich bin so froh, daß ich das jetzt ganz genau weiß — ich habe freilich kaum einen Moment anderes vermutet —“

„Liesbeth ist ein völlig überspanntes, unglaublich törichtes Geschöpf — aber daß ihr Herz im Grunde rein geblieben ist, daran habe ich gleichfalls nicht weiter gezweifelt. Sie war aber gerade durch ihre gänzliche Weltunkenntnis und Vertrauensseligkeit um so leichtere Beute für den sauberen Kumpan, der ihr all' diesen Unfug in den Kopf gesetzt hat!“

„Soll ich dir einmal sagen, was ich denke, Reimar? Der Maler ist auch viel weniger schuldig, als du annahmst! — Es war ja sehr unrecht von ihm, daß er sich für unverheiratet ausgab und unserem Kind allerlei Torheiten weismachte — aber ich glaube, sie hat auch jede Schmeichelei, jedes hingeworfene Wort in ihrer Treuherzigkeit für goldecht genommen — das ist doch eigentlich ein Lob für Liesbeth und entschuldigt zugleich den Maler, der nicht wissen mochte, wie ernst und wahrhaftig sie empfindet — —"

Reimar betrachtete die lebhaft sprechende Mutter mit einer Mischung von Rührung und Spott.

„O, du Armenadvokat!" sagte er schließlich lächelnd, „du wäschest noch den schlimmsten Spitzbuben weiß! — Aber ich glaube, du hast diesmal wirklich nicht unrecht, Mutter. Herr Walden wird künftig nicht so leicht ohne Trauring reisen, und unsere Liesbeth wird sich ihr romantisches Abenteuer als Warnung dienen lassen und nächstes Mal vernünftiger sein. Aber eins möchte ich noch mit dir sprechen, Mutter —"

Er hatte mit ihr bereden wollen, wie sie ihre und Liesbeths Münchener Reise dem Hauspersonal und der Nachbarschaft am besten erklären könnten, ohne Liesbeth bloßzustellen. Aber Frau Margrit kehrte aus momentaner Gedankenversunkenheit mit einem süßen, fragenden Lächeln zurück, das ihn fast verwirrte; ihm war plötzlich, als käme die Mutter und ihr Lächeln aus Regionen, die weit jenseits all' seiner kleinen weltlichen Bedenken und Sorgen lagen – Er fühlte sich auf einmal außer stande, davon in diesem Augenblick anzufangen. Er faßte nach ihrer Hand und zog sie spielend an sich:

„Ich möchte wohl wissen, was du eben dachtest, Mama!“ bemerkte er halb scherzend.

Das Lächeln vertiefte sich und ward strahlender, wie von innen heraus durchleuchtet — Sie sagte:

„Ich bin heut früh so unbeschreiblich dankbar, Reimar!“

„Dankbar? Nun, nun — es ging ja schließlich noch gut genug ab; — aber so schrecklich zu freuen brauchen wir uns deshalb doch auch gerade nicht! Wenn nicht noch ein paar gute Zufälle zusammengekommen wären —“

„Zufälle! O, mein Herzensjunge! Wie kannst du das Zufall nennen! Das war doch alles Fügung — wunderbare, göttlich gute Fügung!“

Reimar konnte nicht umhin, leicht die Achseln zu zucken.

„Schön — nenne es so,“ gab er kühl zur Antwort. „Ich meine freilich, wenn ich nicht gerade um diese Zeit nach Hause gekommen und dem biederen Walden infolgedessen der Boden zu heiß geworden wäre, würde das Spiel ruhig weitergedauert haben — wir wollen nicht bei der Erörterung verweilen, wie weit – und alle himmlische Fügung hätte dann Liesbeth und unser ganzes Haus nicht vor Schmach bewahrt!“

„Aber das ist ja gerade die göttliche Fügung — daß du just um diese Zeit kommen mußtest!“ rief Frau Margrit. „Und dafür bin ich eben so dankbar — es ist ja köstlich, wenn man sieht, wie immer eins ins andere greift, eins das andere nach sich zieht, bis alles so herrlich geschah, wie's der Vater im Himmel haben wollte!“

Reimar hatte vorhin gelächelt, jetzt sah er sehr ernst vor sich hin:

„Du bist ein glücklicher Mensch, Mutter, du schmückst dir dies armselige Leben wundervoll aus. Der hat's gut, wer glauben kann, was nicht da ist —“

„Aber es ist doch da! Ich seh's doch! Ich hab's doch!“

„Gewiß! Weil du's glaubst, ist es für dich da! Denke ja nicht, daß ich mit dir rechten will, Mama — — Aber nun möchte ich aufstehen und Toilette machen und nachher gleich nach Liesbeth sehen; sie soll liegen bleiben, bis ich komme.“

„Werden wir heut vormittag noch fahren können, Reimar? Liesbeth verlangt es so sehr heim —“

„Sie wird sich gedulden, bis ich bestimmt habe. Am Tage lasse ich sie keinesfalls reisen, dazu ist es viel zu heiß. Wir fahren frühestens heut abend, die Nacht durch.“

Die Untersuchung befriedigte den jungen Arzt höchlichst. Liesbeth war matt und still, aber die beunruhigenden Symptome verschwunden. Reimar gestattete ihr aufzustehen, und sie brachten einen großen Teil des Tages im Englischen Garten zu, den Rest still in ihren Hotelzimmern. Liesbeth zeigte eine fast krankhafte Menschenscheu, auch dem Bruder wich sie aus, so viel sie konnte; ihr Benehmen gegen ihn war ein Gemisch von Furcht und Scham. Der Mutter dagegen lief sie, nach Reimars Ausspruch, wie ein Hündchen nach, ihr gegenüber erschien sie weich, hingebend, schutz- und trostbedürftig wie ein kleines Kind. Sie verließen München am späten Abend; Reimar hatte keine Schlaf-

wagenplätze genommen, aus Rücksicht auf Liesbeths Zustand; er schätzte es für besser, wenn sie sitzend im gewöhnlichen Bahnabteil reiste. Frau Margrit hielt sie fast die ganze nächtliche Fahrt über in den Armen, und Liesbeth schlief zusammengekauert, an die Teure geschmiegt, wie sie's als Kind getan hätte.

Sie erreichten Brückenburg so frühzeitig am nächsten Morgen, daß sie noch den ersten, gleich darauf abgehenden Kleinbahnzug benutzen konnten. Der telegraphisch bestellte Wagen erwartete sie an der Oberndorfer Station. Liesbeth erwachte wie aus einem Traum, als sie in raschem Trabe durchs Dorf fuhren und rechts und links lauter wohlbekannte altvertraute Gesichter und Dinge sie grüßten. Sie saß ganz starr aufgerichtet, mit sehr blassem, merkwürdig spitz gewordenem Gesicht, die Augen schreckhaft aufgerissen, wie jemand, der aus halbem Dahindämmern in die Wirklichkeit zurückgerufen wird. Sie kamen jetzt am Beckerschen Hause vorüber — Liesbeth zuckte zusammen — auf einmal stieß sie einen Schrei aus, der selbst Reimar erschütterte, und warf sich laut aufweinend in der Mutter Arme:

„Ich hab' ihn doch — sehr lieb gehabt, Mutter —“ schluchzte sie kaum verständlich —

Frau Margrit hielt sie liebevoll an sich gedrückt, ihre Tränen mischten sich mit denen des armen Kindes. So erreichten sie den Hof des Herrenhauses. Niemand als Inge empfing sie.

Helene hatte die Dienstboten mit hartem Scheltwort an die Arbeit gescheucht; sie selbst war ins Speisezimmer gegangen, als der Wagen durch die Einfahrt

donnerte, und hatte die Flurtür hinter sich geschlossen. Drinnen beschäftigte sie sich mit dem sauber und reichlich vorbereiteten Frühstück für die drei Reisenden, als gäbe es sonst nichts in der Welt von Interesse für sie. Sie zwang sich, gar nicht nach dem Flur hinauszuhören, sie w o l l t e nichts hören, nichts sehen, sie wollte das Speisezimmer wieder verlassen, sobald sie hier fertig war, und ehe die anderen kamen.

Aber da öffnete Inge schon die Tür. Oben im Hause kramten die Dienstmädchen, aus dem langen Korridor, der nach dem Wirtschaftsflügel führte, hastete Tante Marie herbei; so rettete Inge das verstörte, tränenüberströmte Gesicht der armen Liesbeth in das nächste beste Zimmer. Liesbeth taumelte hinein, Inge half ihr und der Mutter Hut und Staubmantel abzulegen — Helene stand kerzengrad, unbeweglich neben dem Büfett. Reimar wandte sich aufrichtig erfreut dem behaglichen Frühstückstisch zu.

„Ei, wie einladend!“ rief er händereibend. „Das wird uns allen gut tun — — komm' Liesbeth, sei vernünftig! Du bekommst jetzt ein wenig Bouillon und ein Glas Wein.“

Mehr als sein knapper Befehl wirkten Frau Margrits und Inges liebevolle Trostworte und Bitten. Liesbeth kam gehorsam näher und setzte sich mit niedergeschlagenen Augen neben die Mutter. Inge nahm den Stuhl auf ihrer anderen Seite und bediente sie mit zärtlichster Aufmerksamkeit. Helene stand noch da, wie vorher. Jetzt warf sie den Kopf zurück, ein verweisender, strafender Blick streifte Inge; sie ging mit ihren großen, energischen Schritten zur Tür. Reimar rief sie zurück.

„Wo willst du denn hin, Helene?“ sagte er laut und lustig. „Komm doch und frühstücke mit uns!“

Helene blieb stehen. Wieder streifte ein eisig abweisender Blick die Gesichter der anderen.

„Also nun ist alles schon wieder gut?“ fragte sie schneidend. „Und das Prinzeßchen wird gehätschelt und gepflegt, als habe sie Gott weiß was für eine Heldentat begangen. Nun gut! Tut was ihr wollt! Aber mich laßt in Ruhe! Ich mag mich nicht — mit so einer an einen Tisch setzen —“

Der plötzliche Ausfall lähmte die Anwesenden förmlich. Inge blickte auf die kaltherzige Richterin, als traue sie ihren Ohren, ihrem Verständnis nicht. Frau Margrit stand mit bebenden Knieen auf.

„Schäme dich, Helene!“ rief sie. „Unser Heiland hat mit Zöllnern und Sündern an einem Tisch gesessen!“ Sie wollte kräftig weiter sprechen — da klang ein leiser, zitternder Wehlaut durch das große Zimmer, durchdringend, so schwach er war — — Liesbeth war bei den letzten verurteilenden Worten der Schwester ganz langsam von ihrem Sitze aufgestanden, als würde sie wider Willen emporgezogen — sie stand ein paar Atemzüge hindurch regungslos — dann brach der schwache, wehe Seufzer von ihren blassen Lippen, den keiner der anderen je wieder vergaß — sie faßte mit der Hand nach dem Herzen und knickte zusammen wie eine gebrochene Blume — Inge vermochte nicht, sie zu halten; sie glitt an ihr nieder, und Inge warf sich mit ihr zu Boden und fing sie so halb auf. Reimar war jetzt um den Tisch herum da und lag neben ihnen auf den Knieen.

Helene lehnte mit kalkweißem Gesicht am Türpfosten. Niemand vermochte eine Minute hindurch zu sprechen. Frau Margrit war auf ihren Stuhl zurückgefallen und saß da wie gelähmt. „Sie ist ohnmächtig geworden!“ stammelte sie endlich.

Reimar blickte auf, so blaß wie sie.

„Nein,“ sagte er mit schwerer, undeutlicher Zunge, „sie ist nicht ohnmächtig — sie ist tot! Ein Herzschlag hat sie getötet.“



V.

Nun schlief Liesbeth König schon acht Tage neben der früh heimgegangenen Schwester auf dem Friedhof von Oberndorf. Das junge, heiße, unbeherrschte Herz hatte das Geheimnis der Ruhe gelernt; das Mutterherz, das sonst so friedvoll schlug, kämpfte einen schweren, stillen, fast lautlosen Kampf — — und erwarb sich in heißem Ringen den Frieden neu — —

Und dann tat es sich von neuem auf und ward sich bewußt, was die anderen litten — die anderen in dem jetzt so stillen Hause, das sonst von Liesbeths Lerchengesang, ihrem übermütigen Lachen, ihrer treuherzigen Kinderfröhlichkeit widergehallt hatte — — was die anderen litten und besonders die Eine — — und das Mutterherz ward groß und stark und mächtig wie zuvor!

— Inge ging durchs Dorf zum Pfarrhause. Der alte Geistliche war ihr väterlicher Freund und treuester Ratgeber gewesen in allen Dingen, in denen die Mutter nicht selbst helfen konnte oder sollte, seit dem Tage schon, an dem das siebenjährige Waisenkind an Stelle der erkrankten Frau Margrit von dem alten Herrn in die neue, schönere Heimat geholt wurde. Damals

hatte sich ein Band zwischen dem ehrwürdigen Greise und seinem Schützling geknüpft, das jedes der folgenden zwölf Jahre nur fester schlang.

Das Wetter war seit einigen Tagen trübe und regnerisch geworden, und so saß der alte Herr nicht auf seinem gewohnten Nachmittagsplätzchen unter der großen Linde vor der Haustür, sondern in der geschützten Veranda auf der Rückseite des Hauses. Seine Wirtschafterin, die Inge im Flur begrüßte — die Haustür stand am Tage immer auf — wies das junge Mädchen zurecht, ohne sie anzumelden; derartige Formalitäten blieben in Oberndorf unbekannt.

Inge ging also nach leisem Anklopfen durch das kleine Arbeitszimmer hindurch nach der Veranda und sah erst in dem Moment, in dem sie die Schwelle überschritt, daß der Pfarrer nicht allein war — ihr Vetter Reimar saß neben dem alten Herrn und sprang bei ihrer unvermuteten Erscheinung mit einem Ausruf empor.

Der Pfarrer, der mit dem Rücken gegen die Tür saß, wandte sich verwundert um. Da sah und erkannte auch er den lieblichen Besucher, und er versuchte sich so rasch als möglich zu erheben, zur ritterlichen Bewillkommung. Aber Inge war schon neben ihm und drückte ihn lächelnd in seinen Sessel zurück.

„Wenn Sie sich stören lassen, gehe ich gleich wieder fort!“ drohte sie heiter. Der alte Herr wehrte lachend. Sie nahm einen Korbsessel, den Reimar ihr zurechtschob, und setzte sich neben den Pfarrer, während sie Reimar Gruß und Dank zunickte.

„Das ist ja eine unverhoffte Freude!“ sagte der

alte Herr behaglich. „Sie waren lange nicht bei mir, mein Kind."

Inge wurde ernst.

„Ich bin kaum eine Viertelstunde von Mutter fortgegangen, Herr Pfarrer. Es tut ihr gut, wenn ich um sie bin, auch wenn sie ganz still sitzt und nicht sprechen mag —"

„Das glaube ich wohl, mein liebes Töchterchen! Kann's der armen Mutter sehr nachfühlen — — Und heut nachmittag haben Sie sie nun doch ein wenig allein gelassen, um sich nach mir umzusehen? Das ist lieb von Ihnen!"

„Ich komme nicht eigentlich deshalb," sagte Inge aufrichtig. „Mutter liest Briefe, die sie bekommen hat, und ich habe auch einen erhalten, über den ich gern mit Ihnen gesprochen hätte —"

Sie stockte und hielt plötzlich inne. Ihr Blick flog unsicher zu Reimar hinüber. Er spürte, wie ihm das Blut jäh ins Gesicht stieg, und sprang abermals sehr rasch auf die Füße.

„Sie gestatten wohl, daß ich Sie jetzt verlassen, Herr Pfarrer!" rief er, ohne Inge anzusehen. „Ich weiß Sie ja jetzt in so guter Gesellschaft, daß ich überflüssig bin."

Das sollte nur scherzhaft klingen, aber Inges feines Ohr hörte doch die Bitterkeit heraus. Sie streckte ihm in raschem Entschlusse die Hand hin.

„Nein — bleibe, bitte!" rief sie lebhaft. „Wirklich, Reimar — du tust mir einen Gefallen, wenn du bleibst. Was ich mit dem Herrn Pfarrer zu reden habe, geht auch dich an — dich so gut, wie uns alle — —

Ich weiß gar nicht, wie ich darauf noch nicht gekommen war. Ich hatte nur erst den einen klaren Gedanken, daß ich Mutter jetzt nichts davon sagen dürfte — und dann, daß ich dringend Rat und Beistand brauchte — deshalb kam ich her."

„Und das war recht von Ihnen, liebes Kind! Gut, daß Sie unsern lieben Doktor gleich hier trafen — an den hätte ich Sie wahrscheinlich doch verwiesen. Es handelt sich sicher um eine Familienangelegenheit?"

Inge entging der feine Tadel nicht. Sie errötete und sah den alten Freund doch offen an:

„Es ist freilich eine Familienangelegenheit — eine Sache, die die ganze Familie angeht — und ich hätte mich wohl gleich an Reimar wenden sollen, Herr Pfarrer! Es ist ja klar, daß er den ersten Anspruch nach Mutter darauf hat, so lange er hier ist — — Aber es handelt sich auch noch um etwas anderes dabei, und da wußte ich nicht gleich — — ich habe einen Brief von — Franz bekommen, der mich sehr beunruhigt."

„Von Franz! Ei sieh da!" Der alte Herr wiegte den Kopf hin und her und sah das junge Mädchen aus seinen wunderbar junggebliebenen kleinen Augen sehr scharf an. „Und — was schreibt er denn, was Sie beunruhigen kann?"

Inge holte mit einem schweren Seufzer ihren Brief aus der Kleidertasche und schickte sich an, ihn auseinander zu falten. Da legte sich Reimars Hand abwehrend auf ihren Arm.

„Was Franz dir schreibt, geht mich nun wirklich gar nichts an, Cousine!" sprach er hastig. „Ich bitte

dich, mich gehen zu lassen. Franz wäre gewiß nicht damit einverstanden, daß du mir etwas aus seinen Briefen vorläsest!“

Inge blickte ihn betroffen und unangenehm berührt an, sie sah ebenso rot und verwirrt aus, wie er.

„Ich will gar nicht vorlesen — ich will nur von etwas erzählen, was er schreibt!“ versetzte sie scheu. „Warum darf ich denn das nicht, Reimar? Es ist doch dein Bruder, um den sichs handelt, und um seine Zukunftspläne — —“

„Hat er schon wieder neue?“ fragte der Pfarrer kopfschüttelnd. „Ein unruhiger Geist, unser Franz — Sie müssen mir's nicht übelnehmen, lieber Doktor, daß ich ihn so nenne — ich betrachte Sie alle immer ein bißchen wie meine Kinder, und wenn ich mit Ihrer Mama oder Fräulein Inge von Ihnen rede, nenne ich Sie auch immer noch mit Vornamen.“ Der alte Herr lächelte und schnitt Reimars höfliche Zwischenrede durch eine Handbewegung ab. „Ich komme von einem Thema ins andere — der Fehler des Alters“, sprach er mit feiner Selbstverspottung weiter. „Sie wollten uns von Franz und seinen neuen Plänen berichten, liebe Inge.“

„Ja, Herr Pfarrer. Er schreibt mir hier, daß er ganz im Anfang des nächsten Jahres nach der Heimat zurückkehren würde und schon jetzt den größten Widerwillen gegen den ledernen Kommiß, wie er es nennt, spürt. Er fühle, daß er für den preußischen Exerzierplatz, das Kaserneneinerlei verdorben wäre, daß er sich hier nie wieder einleben würde, daß er das Soldatenleben überhaupt bis zum Halse überhabe —“

„O, o! Das ist ja sehr bedauerlich! Und was hat er denn nun vor? Was will er dann anfangen?"

„Er meint —", Inge sprach jetzt sehr langsam und zögernd, „er meint, daß er — am liebsten doch noch Landwirt würde — sich hier einarbeitete und nachher Mama die ganze Gutslast abnähme."

Der alte Pfarrer stand sehr rasch auf.

„Nein, nein!" rief er erregt mit abwehrend ausgestreckten Händen, „das nicht! Das auf keinen Fall! Das gäbe ein Unglück, wie ichs nicht zum zweiten Mal erleben möchte."

Er hielt plötzlich inne und begann heftig zu husten und sich zu räuspern. Die Anstrengung trieb dem ehrwürdigen Alten das Blut ins Gesicht. Er zog das buntseidene Schnupftuch und verschanzte sich für eine kurze Weile dahinter. Die beiden jungen Leute saßen unbeweglich vor Erstaunen und blickten abwechselnd ihn und sich an.

Endlich hatte sich der lebhafte alte Herr soweit gefaßt, daß er das Tuch wegstecken und den alten Sitz wieder einnehmen konnte.

„Wovon sprachen wir noch gleich," hub er in leichtem Tone an. „Ach ja — ganz recht — Ihr Bräutigam möchte nun also doch auf einen seiner früheren Pläne zurückgreifen und Landwirt werden. Ja, mein liebes Kind, da ist's doch eine Hauptsache, was Sie selber davon halten —"

Inge sah vor sich nieder.

„Das — weiß ich eben selbst noch nicht!" gab sie zögernd zurück. „Franz meint es gewiß sehr gut und denkt wohl hauptsächlich an Mutter — er schreibt ihr

selbst noch kein Wort davon, er möchte sie damit überraschen, wenn er heimkommt, und es ist ja wohl auch sicher, daß Mama sich freuen würde — — aber trotzdem ist eine große Unruhe in mir — dieser plötzliche Stimmungswechsel macht mir bange, und irgend etwas in mir warnt mich, gleich freudig zuzustimmen, wie Franz das von mir erwartet."

Der Pfarrer nickte ein paar Mal hintereinander kräftig mit dem weißen Haupte.

„Da haben Sie ganz recht — ich verstehe Sie vollkommen!" bestätigte er mit Nachdruck. Wieder rang der prächtige, temperamentvolle Greis hart mit sich selber, ehe er gemäßigter weitersprach: „Aber unser Doktor sagt kein Wort — ich möchte doch auch wissen, wie er darüber denkt!"

„Ist da ein Zweifel möglich?" rief Reimar. Er war sehr blaß geworden, sein Blick ging an den beiden anderen vorbei und heftete sich starr auf das blühende Gewirr der Klematisranken an der Veranda. „Ich kann nur zustimmen — freudigst, von ganzem Herzen, zustimmen — — Es war stets Mutters Lieblingswunsch, daß einer von uns Söhnen Oberndorf übernehme. Ich muß sie dauernd enttäuschen, Franzens Absicht wird sie also aufs höchste erfreuen — — und du selbst, Inge, liebst ja Oberndorf so sehr, du wirst dich nirgends anders so glücklich fühlen wie hier — — Du scheinst mir immer wie mit Oberndorf verwachsen, und Mutter verlöre dich dann nicht —"

„Die Frau folgt dem geliebten Manne, wohin ihn immer sein Beruf führt, und denkt zuletzt erst an sich selbst," sagte der Pfarrer nicht ohne Schärfe. Er sah

verstimmt aus, so, als ob Reimars Antwort ihn irgendwie enttäuscht habe. „Auch an die liebe Mutter dürfen wir jetzt nicht zuerst denken — sondern zunächst an Franz selber — das tun auch Sie gewiß, mein Kind —“

„Ja, Herr Pfarrer, ganz gewiß! Wie dürfte ich anders — — Für Mutter und mich wäre es ja das höchste Glück, wenn wir uns nie zu trennen brauchten. Und daß ich trotzdem nicht froh werden kann über seinen Plan, das ist's ja gerade, was mich beunruhigt!“

Inge saß vorgebeugt und blickte dem alten Freunde angstvoll, mit trüben, fragenden Augen in das weißumrahmte, rosige Gesicht.

Er antwortete nicht sofort — er zog wieder das Schnupftuch, putzte das Augenglas, das vor ihm auf einem Zeitungsblatt gelegen, und schien ganz und gar in diese Beschäftigung vertieft.

„Sie sind beide felsenfest davon überzeugt, daß Ihre Mutter einverstanden wäre?“ fragte er schließlich, ohne aufzusehen.

„Aber natürlich doch!“ rief Reimar. Inge machte nur eine Gebärde des Erstaunens.

„So! So!“ Der Herr Pfarrer putzte noch immer an seinem Kneifer herum. „Das ist sonderbar, sehr sonderbar — denn ich bin noch ganz und gar nicht davon überzeugt!“

„Aber Herr Pfarrer!“ rief Inge, „Franz ist doch — —“

„Franz ist durchaus das Ebenbild seines Vaters — innerlich wie äußerlich,“ unterbrach der geistliche Herr

mit einer sehr entschiedenen Handbewegung. Der Kneifer lag wieder auf dem Zeitungsblatte, das Tuch ward zum Knäuel zusammengepreßt und mit großer Hast in einer Tasche verstaut. Die Hände des alten Herrn zitterten dabei, aber sein Blick war wieder scharf und klar, seine Stimme klang sehr bestimmt und sicher — „Franz ist seines Vaters Ebenbild," wiederholte er noch energischer. „Und er wird sich auf die Dauer — auf die Dauer! Verstehen Sie mich wohl! — hier ebenso wenig glücklich fühlen, wie der — — Um sich in einem Berufe vollkommen befriedigt zu fühlen, muß man ihn auszufüllen vermögen, meine lieben, jungen Freunde! Sonst bleibt man eben ewig ein Dilettant. Ihr Vater, mein lieber Doktor, blieb einer, lassen Sie mich das in dieser Stunde, die ernster, bedeutungsvoller ist, als Sie vielleicht ahnen, einmal aussprechen — Und Franz würde auch einer bleiben —"

„Der Dilettant fühlt sich oft am glücklichsten, er ist am schnellsten befriedigt," sagte Reimar finster.

Der alte Herr bog sich lebhaft vor und nötigte ihm den vollen, feurigen Blick seiner klugen Augen auf.

„Wollen Sie dem Dilettanten das Wort reden — Sie?" fragte er stark betonend. „Sie, der Sie aus voller Seele in Ihrem Berufe aufgehen, in strengster Gewissenhaftigkeit?"

Reimar wandte sich verlegen ab.

„Sie dürfen mir nicht schmeicheln, Herr Pfarrer — von Ihnen klingt's mir wie Spott," sagte er leise.

Ein köstlich humoristisches Lächeln spielte um die dünnen Lippen des Greises.

„Ich schmeichle weder, noch spotte ich! Ich sage

ganz einfach die Wahrheit — — Und wenn's Sie beruhigt, will ich Sie zugleich versichern, daß ich Ihre zahlreichen Fehler und Schwächen, mein lieber Reimar, ebenso gut, nein, besser kenne, als Sie selbst. — — Also Franz wäre hier nicht glücklich, weil er seinen Platz nicht ausfüllen, die Tätigkeit seinen Erwartungen nicht entsprechen, die Eintönigkeit des Landlebens ihn erdrücken — kurz, weil er sich, ganz klar gesprochen, hier bei uns langweilen würde! Franz ist —" hier senkte sich die Stimme des alten Herrn wieder, er sprach langsam, zaudernd, als suche er nach den richtigen Worten — „Franz ist — Augenblicksmensch. Impulsiv, zu allem Guten bereit, aber — nicht ausdauernd. Wenn der Gedanke, der ihn zur Zeit völlig beherrscht, den Reiz der Neuheit verloren hat, so wirft er — so erfaßt er leicht einen anderen. Eine glückliche Gabe, wo sie hinpaßt! Hierher — paßt sie nicht. Hier geht alles seinen althergebrachten, von der Natur, den Verhältnissen vorgeschriebenen Pflichtgang —"

Inge stand auf und ging bis zum Eingang der Veranda. Dort lehnte sie an einem Pfosten und blickte in den kleinen, dämmerigen Obstgarten hinaus, in dem irgend ein Vögelchen sein verspätetes Liebeslied sang, und ihr Herz ward schwer und kalt, als griffe eine eisige Hand danach und drückte es zusammen.

„Ich soll ihm also schreiben, daß ich mit Ihnen beiden sprach, und daß wir seinen Entschluß für übereilt halten," sagte sie, ohne sich umzudrehen.

„Tun Sie das, mein Kind. Es wird zu Ihrer aller Heil sein. Raten Sie ihm so innig, so entschieden ab, wie das nur in Ihren Kräften steht. Sie haben

doch sicher den größten Einfluß auf ihn — — Das war wenigstens von Anfang an meine Hoffnung."

Der alte Herr ließ bei den letzten Worten die Stimme so völlig sinken, daß nur Reimar sie noch hörte. Er wandte langsam den Kopf zu seinem Nachbarn und blickte ihn fragend, in einer sonderbaren Verwirrung der Gedanken an — der alte Freund war ihm heute mehr als einmal unverständlich erschienen, oder zum mindesten verblüffend unerwartet in seinen Aussprüchen. Nun grübelte er seiner letzten Rede nach und vergaß dabei, sogleich lebhaft zu widersprechen, was doch im Anfang seine Absicht gewesen war.

„Ich rate Ihnen ferner, der Mama nichts von diesem beabsichtigten Berufswechsel mitzuteilen!" fuhr der Pfarrer fort. „Ich fürchte, daß es sie betrüben würde, zum mindesten beunruhigen."

„Ja — sie würde finden, daß Franz nicht — in strengster Gewissenhaftigkeit handelt!" sagte Inge leise, und ihre eigenen Worte taten ihr weh, wie sie langsam und schwer in ihr Ohr fielen. „Er beginge ein Unrecht — an sich und an den anderen —"

Reimar erhob sich hastig.

„Ich weiß, was du jetzt meinst, Inge," sagte er schweratmend. „Du denkst daran, daß ich der älteste Sohn bin, daß es mir nicht lieb sein könnte, Oberndorf ganz und gar an Franz abzutreten — —, daß ich fürchte, er könnte das Gut herunterwirtschaften — — Aber ich versichere dich, ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich hier gar nicht an mich selber denke. Noch einmal: ich verzichte völlig, von ganzem Herzen darauf — es könnte mir nichts lieber sein, als Obern-

dorf in deinem — in eurem Besitze zu wissen! Du mußt mir das glauben, Inge, wenn du mir nicht sehr unrecht und sehr weh tun willst."

Sie war bei seinen ersten Worten herumgefahren und starrte ihn sprachlos an, so lange er redete. Als er jetzt schwieg, schlug sie beide Hände zusammen, als ob das Erstaunen sie noch immer überwältige, und ihr Blick wich nicht von seinem Gesicht:

„Was soll das heißen, Reimar?" rief sie. „Ich verstehe dich gar nicht — — Ich habe doch natürlich nicht einen einzigen Augenblick an die Möglichkeit gedacht, daß du Oberndorf Franz nicht gern und freudig gäbst, wenn das zu seinem Glücke wäre!"

„Wirklich nicht, Inge? Das ist sehr lieb von dir! Das macht mich — sehr froh! Ich dachte schon, weil du zum Herrn Pfarrer gingst, anstatt mit mir über den Brief zu sprechen — daß du mich für zu stark beteiligt hieltest, um selbstlos urteilen zu können!"

„Aber wie konntest du das nur! Wie sollte ich auf solchen Gedanken gekommen sein! Nicht wahr, Herr Pfarrer? Das wäre doch ganz unmöglich!"

„Von Ihnen — ja. Mein lieber Doktor, es gibt Seelen, die so rein sind, daß sie auch bei anderen das Geringe nicht für möglich halten! Solch ein Gemüt besitzt zum Beispiel Ihre Mutter, meine verehrte Freundin. Wer sonst noch, überlasse ich Ihrer schätzenswerten Urteilskraft. Sie wollen schon gehen, kleine Inge? Ich darf Sie nicht halten, da Sie zur Mama zurück müssen. Grüßen Sie sie von mir und — noch einmal — sagen Sie ihr nichts von dem Inhalt dieses Briefes."

„Nein, Herr Pfarrer. Ich werde Ihrem Rate in allem folgen. Vielen Dank! Ich fühle, Sie haben mir gut geraten.“

Der alte Herr hielt die Hand fest, die sie ihm zum Abschied reichte und blickte ernsthaft in das liebliche Gesicht, über dem noch immer der Schatten lag — der Schatten, den auch ihre Aussprache nicht wegzuscheuchen vermocht hatte. Er fühlte ein Bangen in sich erwachen um dies holde junge Geschöpf, das er mit Vatertreue liebte — ein ahnendes, quälendes Bangen — Er hätte ihr so gerne ein Wort des Verständnisses, des Trostes gesagt. Er fand keins. Der feine Menschenkenner wagte keins. Es hätte wecken können, was noch schlummerte — was vielleicht nicht geweckt werden durfte — —

Schon hatte Inge die Hand zurückgezogen, befremdet durch sein ungewohntes Schweigen, und sich Reimar zugewandt.

„Du bleibst wohl noch hier?“ fragte sie schüchtern. Ihr war's noch immer, als habe sie ihn vorhin gekränkt, als sie nicht gleich freudig sein Vertrauen suchte! Hätte er sonst annehmen dürfen, daß sie solch törichtes, sinnloses Zeug von ihm dächte?

„Du magst mich wohl nicht mitnehmen?“ fragte Reimar zurück, mit dem Versuche zu scherzen, und doch befangen wie sie.

Sie griff hastig nach ihrem Regenschirm, der in einer Ecke lehnte.

„Du darfst sogar den Schirm halten,“ versicherte sie lächelnd, froh, daß er wieder versöhnt schien. So gingen sie zusammen fort, und der alte Pfarrherr

setzte sich in seinen Lehnstuhl zurück, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefe, ernste Gedanken — in Gedanken, die ihn weit in die Vergangenheit zurückführten und vorwärts in die dunkle sorgenschwere Zukunft.

„Wie wunderlich der alte Herr heut war!" sagte Reimar, als er mit Inge am Arm die Dorfstraße hinabging. Ein feiner, warmer Regen sprühte hernieder, vor dem der gemeinsame Schirm sie schützen mußte.

Inge schwieg und sah geradeaus.

„Er hat so manches gesagt, was mir gänzlich neu war," fuhr Reimar nach einer Pause fort. „Neu und unverständlich — — Er tat ja gerade so — es kam wenigstens so heraus — als ob meine Eltern nicht glücklich mit einander gewesen wären! Die Möglichkeit ist mir noch nie im Leben eingefallen!"

„Es gibt manches, das uns noch nie im Leben eingefallen war," sagte Inge gedankenverloren. Dann blickte sie lebhafter auf: „Was der Herr Pfarrer über deinen Vater sprach — nein, nur andeutete — davon hörte ich freilich schon manchmal, ohne Wert darauf zu legen — durch gelegentliche Äußerungen von Tante Marie! Ich konnte mir nie ein Bild von ihm machen. Äußerlich wohl — wie sehr Franz ihm ähnlich sieht, zeigt ja sein Porträt im Gartensaal. Aber ich hörte heute zum allerersten Male, daß Franz — ihm auch seelisch gleicht. Und dann — aber nein! Darüber kann ich nicht mit dir reden — —"

„Betrifft es Franz? Dann allerdings —"

„Nein, es betrifft deinen Vater. Und da tut es dir vielleicht weh, wenn ich es ausspreche —"

„Warum? Bin ich nicht dein Bruder? Wirst du nicht auch meiner Eltern Kind?“

„Nun denn ja — — Ist es dir noch nie aufgefallen, Reimar, daß des Vaters Bild im Gartensaal hängt, statt in Mamas kleinem Schreibzimmer, wo sie doch die Bilder von uns Kindern allen gesammelt hat? Spricht sie eigentlich je von ihm? Nur, wenn man direkt nach ihm fragt! Hat sie dir oder mir, oder sonst einem von uns je ein klares Charakterbild von ihm entworfen? Er ist uns fremd geblieben — so fremd, daß die zufällige Äußerung eines Fernerstehenden uns in Erstaunen versetzt — — Hab' ich nicht recht? Ist das nicht alles sehr sonderbar?“

„Du beobachtest sehr scharf, Inge — Ich hab' an all' dieses nie vorher gedacht.“

„Weil du draußen warst — und weil du nie sehr viel Gedanken für uns hier haben konntest. Deine Interessen, deine Aufgaben, deine Absichten lagen immer wo anders als bei uns! Glaub' mir, das hab' ich als Kind sehr lebhaft empfunden, wenn du 'mal als Student zu den Ferien heimkamst — — Und nachher bist du ja kaum wieder dagewesen, als flüchtig einmal zu Rosys Hochzeit, wo alles im Festtrubel unterging — Ich — wir waren dir völlig fremd geworden, als du endlich in diesem Frühling wiederkamst!“

„Ja, du warst das allerdings, Inge. Ich erkannte dich ja auf den ersten Blick gar nicht wieder! — — Der kleine, scheue, ungewandte Backfisch, wie er mir im Gedächtnis lebte, trat mir als erwachsene, ruhige, vornehm selbstbeherrschte junge Dame entgegen, mit der Brautwürde noch außerdem geschmückt — — Und

bald nachher öffneten sich die bisher so ängstlich geschlossenen Lippen, und ich bekam eine Strafrede wegen Herzenskälte und Lieblosigkeit gegen Mama zu hören, die kein gutes Haar an mir ließ und mich grenzenlos zerknirschte!"

„Ich war viel zu hart — ich durfte dich nicht verurteilen, ohne deine Verteidigung anzuhören. Die übernahm dann Mutter! Aber ganz hat selbst sie dich nicht reinwaschen können."

„Nein, wahrhaftig nicht! Rührend genug, daß sie's überhaupt versuchte — — Mein Gewissen ist nun einmal erwacht, Inge — durch dich — und erzählt mir Bände über alle meine Unterlassungssünden. Ich kann gar nicht mehr gutmachen!"

„Welch Glück, daß du jetzt hier warst," sagte Inge sinnend. „Wie viel bist du Mutter während eurer Reise und in den schwersten Tagen nachher gewesen — — Sie kann des Lobes und Dankes nicht genug finden!"

„Wenn sie das nur nicht tun wollte, Inge! Es beschämt mich so entsetzlich — ich komme mir dann immer ganz klein und erbärmlich vor —"

Ein Schelmenblick huschte an der stattlichen Gestalt des jungen Arztes empor.

„Ob das dem Herrn Doktor nicht zuweilen ganz heilsam ist?" fragte Inges süße Stimme leise.

Reimar drückte ihren Arm unwillkürlich fester an sich.

„Du hast auch Mutters Blick und Lächeln, Inge — es macht mich glücklich, sie durch dich kennen zu lernen, in dir wiederzufinden —"

„Ein Mensch, der mit dreißig Jahren anfängt,

seine Mutter kennen zu lernen! Gib mir jetzt den Schirm, Reimar, es hat momentan aufgehört mit Regen und du wirst trocken nach Hause kommen. Ich muß hier hinein, zu Kellerbrings, mich nach unserm polnischen Findelkind umschauen! Mutter wünscht das. Sie dachte heut zum ersten Male wieder daran."

„Wie kam Mutter eigentlich dazu, das Würmchen gerade hierher zu bringen, statt zu armen Leuten, denen man ein Kostgeld hätte geben können und damit noch ein bißchen helfen?"

„Das war ja gerade ein so wundervoller Einfall Mamas! Kellerbrings sind so wohlhabend, daß die junge Frau so gut wie nichts selbst zu tun braucht. Kinder haben sie auch nicht — so daß sie den größten Teil des Tages am Fenster saß und stickte. Und dabei fühlte sie sich mißmutig und unbefriedigt, und wenn der Mann nach Hause kam, zankten sie sich — — Da hat Mama sie überredet, das Kind ins Haus zu nehmen, und seitdem ist Frau Kellerbring wie umgewandelt und geht ganz in ihrer neuen Würde auf."

„Ja, aber wie gelang's Mama, sie zu überreden? Den Mann zumal?"

„O, weißt du, wenn Mama sich einmal etwas vorgenommen hat — da ist schwer widerstehen. Sie hatte auch gerade an dem Sonnabend, an dem du mit Herrn v. Alsen ankamst, das junge Ehepaar zu sich gerufen und ihm gehörig die Leviten gelesen —"

„Wie Fräulein Inge dem Vetter!"

„Weniger heftig und dafür wirksamer. Die Leutchen haben's wohl zuerst Mama zuliebe getan. Aber gestern traf ich Frau Kellerbring mit ihrem

Pflegetöchterchen auf dem Arme, so strahlend glücklich und ehrlich stolz, daß sie selbst erklärte, sie gebe es nie wieder her!"

„Was Mama alles fertig bringt! — Ich werde jetzt zu ihr gehen, Inge, und dich so gut als möglich vertreten, bis du wiederkommst."

„Ja, tue das, Reimar — es wird sie freuen. Sie sagte noch gestern abend, daß es sie so glücklich mache, wenn du bei ihr säßest und ihr etwas erzähltest."

„Und weißt du, worüber ich mit ihr reden muß, Inge? Immer und immer wieder über Liesbeths Krankheit — — Es tut ihr förmlich wohl, wenn ich ihr alles streng wissenschaftlich auseinandersetze — daß ich mit dem Sanitätsrat eine Aussprache gehabt, daß wir uns beide ganz und gar über die Natur des Herzleidens einig seien — und worin dies Leiden bestanden — je mehr Fremdwörter und wissenschaftliche Ausdrücke ich gebrauche, desto lieber ist ihr's. — Als ich zum Beispiel zum ersten Male von Angina pectoris sprach, wiederholte sie sich das Wort immer wieder, als ob ihr der Klang gefiele — — Unsere süße, kindergute Mama mit ihrer wundervollen Herzenseinfalt!"

Inge sah rasch zu dem Vetter auf, der noch immer mit dem Schirm in der Hand vor ihr stand.

„Weißt du, wie du das vor vierzehn Tagen ausgedrückt hättest?" fragte sie und fuhr, ehe er antworten konnte, rasch fort: „Die liebe, törichte, kleine Mama mit ihrer unglaublichen Naivität! Ganz dasselbe im Grunde und klingt doch gewaltig anders — nicht wahr?"

„Ja, Inge — Adieu, Inge!"

„Auf Wiedersehen, Reimar — — Bist du mir böse?"

„Nicht im geringsten! Ich habe nur eben wieder eine Lektion bekommen — ich studiere ja jetzt doch! Mutter und manches andere noch — — Studierst du mich eigentlich noch, Inge?"

Das junge Mädchen errötete und nahm ihm rasch den Schirm fort.

„Ich hab' keine Zeit mehr dazu," sagte sie abwehrend. „Geh jetzt zur Mutter, Reimar."

Und Doktor Reimar König, der Selbstherrliche, trottete gehorsam nach Hause, zufrieden, zu tun, was Inge ihm geheißen, wie nur der vielverspottete Pinsch — — Frau Margrit saß am Fenster ihres Schreibzimmers und las in einem Briefe, als Reimar eintrat.

„Von Franz!" sagte sie freudig aufblickend. „Er schreibt so liebevoll und herzlich, als ob er geahnt hätte, daß mir das jetzt besonders not täte — — Dabei ist sein Brief gerade sechs Wochen unterwegs! Und als er ihn schrieb, war hier alles noch Sonnenschein und Heiterkeit — Wie wunderbar das ist, nicht wahr? Der gute, alte Herzensjunge!"

„Was schreibt er denn?" fragte Reimar und setzte sich ein wenig hinter die Mutter in eine Ecke des alten harten Ledersofas.

„O, tausend Scherz- und Koseworte — und daß er sich diesmal so unbeschreiblich auf die Heimkehr freut, wie noch nie — aus China ging er geradezu ungern fort. Nun, jetzt gibt's freilich noch einen mächtigeren Magneten für ihn in der Heimat, als seine

alte Mutter! Von seinem Leben dort erzählt er nicht viel — darüber wird er wohl an Inge geschrieben haben. Sie bekam einen Brief mit derselben Post. Aber willst du den hier nicht selber lesen?"

„Später, Mama — danke dir. Jetzt möchte ich lieber ein bißchen mit dir plaudern. Ich traf mit Inge beim Herrn Pfarrer zusammen und sie erzählte uns bereits von Franzens Brief. Liest dir Inge die Briefe ihres Bräutigams vor?"

„O nein — wo denkst du hin, mein Junge! Auf den Gedanken · ist noch keins von uns beiden gekommen — — Du sagst das sehr richtig: die Briefe ihres Bräutigams. Wenn er an Inge schreibt, schreibt er doch nicht als mein Sohn. Das muß man wohl unterscheiden! Inge bestellt mir gewöhnlich nnr seine Grüße; manchmal erzählt sie auch einiges. Aber in der letzten Zeit tut sie das fast nie mehr."

Reimar saß ein paar Augenblicke schweigend da und trommelte mit den Fingern auf der Tischdecke.

„Ich möchte dich einmal etwas fragen, Mutter," begann er plötzlich, „wenn's dir recht ist!"

Sie wandte sich halb um, so daß sie ihn ansehen konnte, und setzte sich aufmerksam zurecht, die Hände im Schoß gefaltet.

„Wie sollte mir das nicht recht sein, mein Junge — Frage nur alles, was du willst! Mir ist immer, als hätte ich schrecklich viel mit dir zu reden."

„Ja, nicht wahr, wir haben lange Zeit versäumt? Ich wenigstens hätte viel nachzuholen — — Ich bin ja im Grunde ganz fremd hier geworden!"

„Unseren Herzen nicht, mein geliebter Junge —"

„Wirklich nicht, Mutter? Wirklich nicht? Nun, so erzähle mir einmal —“ Reimar hatte sagen wollen: Vom Vater — da schloß ihm eine plötzliche, mahnende Bangigkeit die Lippen und er vollendete statt dessen rasch: „Von Franz!“ Und verbesserte dann wieder „von seiner Verlobung mit Inge, meine ich! Wie kam die eigentlich so rasch zu stande?“

„Zu stande? Lieber Junge — sie war plötzlich da — mir so überraschend wie den anderen allen und vielleicht Inge selbst — — Franz war doch in China gewesen, hatte sich dort heftig erkältet und bekam nach der Rückkehr längeren Erholungsurlaub. Erst blieb er noch eine Zeit lang an der Riviera, um sich auszukurieren, dann kam er hierher — und da sah er Inge, die beim vorigen Besuch, zu Rosys Hochzeit, noch ein unbeholfenes Backfischchen gewesen war, als aufblühendes siebzehnjähriges Mädchen wieder — War's da schließlich ein Wunder, daß er sie lieb gewann? Und dann warb er eben um sie — in seiner feurigen, hinreißenden Art — Ich nahm es erst für jungenhafte Schwärmerei, wie er sie schon öfters verspürt hatte — er war ja erst dreiundzwanzig Jahre alt! Aber es saß doch tiefer bei ihm, als je zuvor — und eines Tages kamen sie beide zu mir, meinen Segen zu erbitten. Franz behauptete immer, er habe Inge das Jawort geradezu abgezwungen!“

Frau Margrit hatte lebhaft und heiter erzählt. Reimar hörte unbeweglich zu, den Ellbogen auf die Sofalehne, den Kopf in die Hand gestützt, so daß ihr sein Gesicht verborgen blieb.

„Und du glaubst nun, daß auch Inge seine —

Schwärmerei jetzt teilt?" fragte er nach minutenlanger Pause. „Daß er sich fest darauf verlassen kann?"

„Aber Reimar! Wäre sie sonst seine Braut? Und er liebt sie so zärtlich — — Sie ist ja viel kühler als er — äußerlich zum mindesten — — Aber Inge fühlt unsäglich tief und treu — Sie ist ein sehr fester Charakter — Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß sie je auch nur eine Handbreit von dem abwiche, was sie einmal für Recht erkannt hat."

„Gewiß, daran zweifle ich nicht im geringsten! Ich meinte eigentlich auch etwas anderes mit meiner Frage — Laß nur, Mutter! Ich weiß selbst nicht mehr recht, was. Jedenfalls könnte ich's dir nicht verständlich machen. Sag' mir statt dessen: Hältst du denn auch Franz für einen — starken Charakter? Für jemand, der ganz fest und klar und seines Weges sicher ist?"

Jetzt war's Frau Margrit, die längere Zeit schwieg. Reimar hatte die Hand sinken lassen und sah mit innerem Vorwurfe, wie sich ihr sanftes Gesicht beschattete. Er sprang auf.

„Laß — bitte," sagte er hastig. „Es war unrecht von mir, so von ihm zu reden. Franz ist ein viel liebenswürdigerer, gutherzigerer Mensch als ich —"

„Deshalb verkenne ich seine Fehler nicht, Reimar! Nein, er ist noch nicht fest und klar und sicher, wie du sagtest. Er war's wenigstens noch nicht, als er nach Afrika ging — er wird's aber werden, wenn er jetzt zurückkommt. Das fühle ich ganz deutlich. Er schreibt so viel von seinem Verantwortlichkeitsgefühl Inge gegenüber — wie er nur ihr leben wollte künftig! Du mußt das wirklich selber lesen —"

„Der Mann lebt zuerst seiner Arbeit, Mutter! Und Franz ist Soldat — er hat sich seinen Beruf selbst gewählt und gehört ihm nun. Oder bist du anderer Ansicht?"

„Wahrhaftig nicht! Gottlob, daß er endlich den richtigen Beruf fand! Denke dir doch, Reimar, daß das gute Kind einmal Geistlicher werden wollte — unser lieber Herr Pfarrer hat's ihm selber ausgeredet, weil er ihn gar nicht dafür geeignet hielt. Dann kannte er eine Zeitlang nichts Schöneres, als die Forstlaufbahn — da hatten's unsere Wälder ihm angetan. — Und als du einmal als Student begeistert über den ärztlichen Beruf geschrieben, hätte er am liebsten auch gleich Medizin studiert!"

Frau Margrit lachte leise, während sie sich das alles zurückrief. Ihr Sohn blieb ganz ernst. Er ging mit großen Schritten auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in unerfreuliches Nachdenken versunken.

„Es klopft!" sagte er plötzlich, stehen bleibend.

„Es wird Fröhlich sein, der mit der Wochenabrechnung kommt. Soll ich ihn noch für eine Viertelstunde wegschicken, Reimar? Er ist heut früher als sonst da."

„Nein, Mutter, laß dich bitte ja nicht durch mich stören. Ich gehe in den Garten, es regnet ja nicht mehr. Kommen Sie nur herein, lieber Fröhlich!"

Aber es war nicht der biedere Inspektor, der jetzt in der von Reimar geöffneten Zimmertür erschien.

„Helene!" rief Frau Margrit frohbewegt. Sie streckte der hohen, dunklen Gestalt beide Hände ent-

gegen. „Das ist recht, mein Kind, daß du dich endlich einmal nach deiner alten Mama umsiehst —"

Helene trat ganz langsam über die Schwelle und schloß die Tür sorgfältig. Dann tat sie ein paar Schritte bis in die Mitte des Zimmers hinein, mit herabhängenden Armen, den Blick auf die Mutter geheftet, in derselben automatenhaften Starrheit, in der sie seit Liesbeths Tode herumging wie eine Schlafwandlerin — angstvoll nur jede Berührung mit der Außenwelt, jede Anrede, jede Gefühlsäußerung vermeidend, die Mutter vor allem fliehend, als drohe ihr durch sie Vernichtung!

Nun stand sie nahe dem Sitze Frau Margrits, immer mit derselben Haltung und Gebärde, und ihre Augen, die sich so lange vor der Mutter Blick niedergeschlagen, hingen jetzt groß und voll an dem gütigen Antlitze.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Mutter," sprach sie eintönig.

In Frau Margrits blasser gewordene Wangen stieg ein sanftes Rot.

„Ich kann mir denken, was du mit mir reden willst," sagte sie hastig, in leichter Verlegenheit. „Setze dich gemütlich zu mir, Kind, und laß uns alles in Ruhe besprechen — du darfst nicht denken, daß ich dich jemals falsch verstanden habe — du hast immer alles sehr gut gemeint, und ich möchte dir so gerne helfen —"

Helene rührte sich nicht. Nur den Kopf wandte sie langsam ab, als könne sie den Anblick dieses milden Gesichts, dieser bittenden Augen nicht ertragen. Ihr starrer Blick streifte Reimar —

„Stört dich unser Junge?" fragte die Mutter sanft. „Er wird es nicht übel nehmen — er wird es sehr wohl verstehen, wenn du ihn bittest, dich allein bei mir zu lassen!"

Reimar ging stumm der Türe zu. Helene hob eine Hand, um ihn zurückzuhalten.

„Reimar soll hören, was ich zu sagen habe. Es ist etwas anderes, als du denkst, Mutter — — Du meinst, ich will mich von dir trösten lassen, nicht wahr? Und du willst mich gern versichern, daß du mir verzeihst — — Meine Härte hat deine Lieblingstochter in den Tod getrieben, und du verzeihst mir — —"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, Helene. Wenn du zu hart warst in der ersten Heftigkeit — wenn du damit vor deinem eigenen Gewissen eine Schuld auf dich geladen hast — du büßt es ja so schon viel schwerer, als irgend einer von uns jemals ein Versehen. Ich glaube überhaupt, daß du dirs zu schwer machst — — Reimar soll dir erzählen, wie schwer herzleidend unsere Liesbeth war, ohne daß wirs recht ahnten — — Wir hätten vielleicht ihren Bitten nicht nachgeben und noch ein paar Tage in München bleiben sollen, ehe wir heimkehrten — So wirkte viel zusammen, sie kränker zu machen, und jeder von uns trägt einen Teil der Schuld! Aber ich meine, man soll gar nicht so viel von Schuld reden — es gibt überhaupt viel weniger Schuld in der Welt, als wir uns denken — —"

Helene wandte sich mit einem bitteren Lächeln zu Reimar.

„Kannst du das anhören?" fragte sie mit einer Stimme, in der Hohn mit Verzweiflung kämpfte.

„Kannst du dir vorstellen, daß ich das anhören soll? Immer wieder, sobald sie nur glaubt, daß ich einen Trost nötig habe? Du bist ja ein kluger Mann, Reimar, ein welterfahrener Arzt! Hältst du für möglich, daß man dabei seinen Verstand behält?"

„Helene, mein armes, unglückliches Kind! Du verstehst mich nicht!"

„Doch, Mutter — ich verstehe dich. Ganz und gar. Du bist nur Lieb und Güte und Nachsicht. Und grade das — vermag ich nicht zu ertragen. Du hast auch im ersten Schreck und Schmerz kein böses Wort für mich gehabt nach dem einen: „Schäme dich, Helene". Kein einziges mehr. Nur Mitleid und Erbarmen und den Wunsch, mich vor mir selber zu entschuldigen! Und das, Mutter — das vernichtet mich; das nimmt mir alle Kraft, allen Mut zum Weiterleben. Das macht mich so klein, wie ich's nicht ertrage, zu sein — — Ich kann nicht weich und demütig und gehorsam meine Verzeihung von dir annehmen und dabei wissen, daß ich sie nicht verdiene, daß ich dich unglücklich gemacht habe —"

„Du hast mich nicht unglücklich gemacht, mein Kind! Gott hat mir ein Unglück geschickt — und dir eins — und nun wollen wir's zusammen tragen."

„Nein, Mutter! Das wollen wir nicht. Weil wir's nicht können! Du kannst nicht vergessen, wenn du's auch vergibst, was ich dir zuleide getan habe — — Und ich kann nicht vergessen, daß ich's tat. Das steht für alle Zeiten zwischen uns, so wie ich nun einmal

bin — und bleiben werde — gib dich da keiner Täuschung hin!"

Frau Margrit senkte tief das ergrauende Haupt.

„Und was soll da nun werden?" fragte sie leise.

„Das einzige, was uns beiden helfen kann, Mutter! Ich komme, um dir zu sagen, daß ich von hier fortgehen will!"

„Fort? Von mir? Von Oberndorf?"

„Ja. Ich will wo anders eine Arbeit, einen Lebenszweck suchen. Du findest immer eine treue Wirtschafterin, Mutter, und das war das einzige, was ich dir in Oberndorf habe sein können. Nicht durch eure Schuld, ganz allein durch meine! Das fühle ich viel klarer als du selbst. Ich will nach London gehen zu meiner Pensionsfreundin Lucy Watson. Sie leitet ein großes Fremdenpensionat und braucht Hilfe. Dorthin passe ich. Sie und ich — wir ähneln uns und verlangen eins vom andern nicht mehr, als er geben kann. Sie ist die einzige Freundin, die ich je besessen habe."

„Du hättest noch eine zweite haben können, Helene," sagte Reimar. Er trat neben der Mutter Stuhl, die weinend zusammengesunken war. „Fasse dich, liebe, liebe Mama!" bat er erschüttert. „Ich kann dich nicht so leiden sehen — —"

Sie hob in seinen Armen mühsam den Kopf und sah ihn an. Und ihr Blick sprach: Ahnst du überhaupt, was ich schon gelitten habe? Was ihr mich alle schon habt leiden machen? Der sanfte Mund blieb stumm. Sie nahm seine Hand und preßte sie gegen

ihre Wange und streckte die andere Hand Helene entgegen:

„Komm zu mir! Bleibe bei mir!“ flehte sie. „Komm ein einziges Mal in meine Arme, mein geliebtes Kind!“

Noch eine Sekunde stand das Mädchen zaudernd. Dann — ein gurgelnder, schluchzender Aufschrei — Helene stürzte vor der Weinenden nieder und drückte sich fest in die mütterlichen Arme, an den Busen, an dem sie seit ihrer Kindheit nicht mehr geruht. Ihr Kopf lag auf Frau Margrits Schulter, ihre ganze Gestalt bebte wie im Krampfe. Die Tränen der Mutter fielen auf ihr dunkles Haar, geflüsterte Liebesworte strichen an ihrem Ohr vorüber. Nur wenige Atemzüge hindurch. Dann sprang sie jäh wieder empor, ihr blasses Gesicht erstarrte von neuem, die Augenlider senkten sich schwer herab:

„Ich danke dir, Mutter — nun kann ich gehen!“ sagte Helene ganz leise. „Leb' wohl —“

Sie schritt zur Tür und ohne sich umzusehen hinaus. Frau Margrit saß ein paar Augenblicke wie versteinert — dann griff sie fassungslos nach Reimars Hand:

„Sie geht! Sie geht doch!“ rief sie.

„Ja, Mutter! Und wir dürfen sie nicht halten!“ sagte der junge Mann ernst. „Glaube mir, — es ist so am besten für alle — für Helene zumal. Sie hat das ganz richtig erkannt! Wie sie einmal ist, wäre sie an deinem Anblick, an ihrem Schuldbewußtsein hier langsam zu Grunde gegangen. Laß sie gehen — noch einmal: es ist zu ihrem Besten! Du wirst das auch bald einsehen, armes Mütterchen!“

Sie schlug den matten, tränenerfüllten Blick voll zu ihm auf.

„Zu ihrem Besten!“ hauchte sie fast tonlos. „Ja, so heißt es immer — — Und dann läßt man seine Kinder ziehen und verliert sie, an den Tod oder an das Leben — eins nach dem andern — eins nach dem andern!“



VI.

Zum Weihnachtsfeste kam Reimar König abermals nach Oberndorf. Das drittemal in diesem Jahre! Übermächtig zogs ihn nach der Heimat zurück. Er fand sich nicht mehr zurecht in seinem Berliner Freundes- und Bekanntenkreise, er schritt wie ein halb Geistesabwesender durch die seiner Obhut anvertrauten weiten Krankensäle, seine Arbeit mutete ihn fremd an, als wärs nicht mehr die langgewohnte, liebgewordene. Äußerlich merkte man kaum etwas davon. Dafür war ihm Pflichtgefühl und Beruf zu vollständig eins. Aber er selbst empfand dunkel die Veränderung, die geheime Unruhe, die ihm im Blute steckte, ein quälendes Bangen, das nicht ohne tiefverborgene Süße war. Er legte sich keine Rechenschaft darüber ab. Er hatte gar keine Zeit dazu. Er tat seine Arbeit wie sonst und gab sich daneben jenem dunklen, ziellosen Traumleben hin, das klares Nachdenken, festes Erfassen ängstlich von sich wies — weil es ja daran hätte sterben müssen!

Daß er Weihnachten in Oberndorf zubringen mußte, war ihm von vornherein ganz selbstverständlich. Er war es ja seiner Mutter schuldig, dies Fest mit ihr zu feiern, das durch den Tod ihrer jüngsten, die Tren-

nung von ihrer ältesten Tochter so einsam für sie geworden war, wie kaum je eins zuvor. — — Er schwelgte in dem Bewußtsein, wieviel näher er ihr in diesem letzten Jahre wieder gekommen sei — näher als je seit der unmündigen Kindheit — wie er ihr viel mehr sein könne und wolle als vorher — und wie beglückend das für sie beide sei. Auch auf der Reise wiederholte er sich das immer und immer wieder, erklärte sich selber damit das betäubende Glücksgefühl, das ihn mit jeder Stunde der Heimat näher mehr erfüllte — und betrog sich so hartnäckig, wie nur sehr willensstarke, klaräugige Naturen das unter einem übermächtigen Zwange vermögen.

Erst am Vormittag des vierundzwanzigsten Dezembers traf er auf der Kleinbahnstation von Oberndorf ein. Ja, er hatte sein Kommen den Lieben daheim großer Arbeitslast wegen bis zum letzten Augenblick überhaupt nicht bestimmt zusagen können — obgleichs seinem innersten Menschen von Anfang an völlig klar blieb, daß er unter allen Umständen kommen würde. Er hatte auch nicht telegraphiert, wie er's ursprünglich gestern abend geplant. Er hatte sich's plötzlich wunderschön gedacht, sie zu überraschen, unvermutet zu der lieben Mutter ins Zimmer zu treten — — Nun fand er gar keinen Wagen an der Station vor.

Ihm wars recht so. Er ging gern zu Fuß. Das Wetter war kalt, klar, mit scharfem Wechsel zwischen Licht und Schatten, ohne einen Hauch von Schnee oder Nässe, dürr und hart, wie die Wirklichkeit. Kein weicher Weihnachtsschimmer, kein lindes, weißes Betttuch über der irdischen Unzulänglichkeit. Und doch

solch geheimnisvolle Erwartung in den Dingen, solch kindische Weihnachtsfreude — — Er legte sie in die Umwelt hinein. Er war so reich heute in sich selber, daß er sich die ganze Welt damit auszuschmücken vermochte — — So schritt er beflügelten Fußes dem Dorfe zu, auf der häßlichen, staubigen Landstraße und grüßte jeden, der im Alltagskleid vorüberkam, als trüge er schon das Feiertagsgewand: so festfroh, so verheißungsvoll!

Nun kam er am Friedhof vorbei, und seine Seele zwang sich zu ernstem Erinnern und dachte doch nur an die Rosen, die Inge damals weinend über der Schwester Grab gestreut — da tat sich die Friedhofspforte auf, eine dunkle, schlanke Gestalt glitt hinaus — für einen Moment setzte Reimars Herzschlag aus — dann erkannte er die trauernde Gestalt. Er war mit ein paar Schritten neben ihr und rief mit inniger Stimme: „Mutter!" Und Frau Margrit fuhr freudig herum, grüßte ihn mit aufstrahlenden Augen, konnte sich gar nicht genug tun an Ausrufen froher Überraschung.

„Wir fürchteten schon, du würdest gar nicht kommen können!" fuhr sie fort, als sie an seinem Arme die Dorfstraße heraufschritt. „Das heißt, Tante Marie und ich waren besorgt — Inge sagte immer, du kämst ganz bestimmt."

„So! Tat sie das?" Reimar drückte den Arm der Mutter fester an sich. „Gute Mutter, du ahnst gar nicht, wie ich mich auf dies Weihnachten gefreut habe! Ja — wahrhaftig: gefreut! Nicht wahr, das ist sonderbar? Dies Fest ist doch eigentlich ein

recht trübes für uns — für dich zumal, mein armes Mütterchen."

Sie blickte froh und dankbar zu ihm auf.

„Nein, mein Junge, — es soll kein trübes für uns sein! Auch für mich nicht — — Darüber bin ich mir grad eben so recht klar geworden. An unseren Gräbern! Und als ich dann herauskam und du plötzlich vor mir standest — glaubst du, daß es mir da nicht doppelt leicht wurde, ein frohes Herz zu fassen? Du weißt, ich bin keine eifrige Kirchhofsgängerin — ich suche meine Toten nicht da — aber heute mußte ich doch meinen kleinen Mädchen ein paar Blumen aufs Grab legen. Ich tats auch, um mich hier in der Stille sammeln zu können. Ich konnte heut hier draußen besser an sie denken, weißt du! Im Hause wirtschaftet Tante Marie heute so schrecklich aufgeregt herum; da findet man kein ruhiges Plätzchen, in das sie nicht plötzlich hineinschneite. Wir haben auch sehr viel zu tun — vor Tische werden noch die alten Frauen beschert, nach dem Essen vierundfünfzig Dorfkinder."

Frau Margrit lachte leise auf. Der rasche Gang durch die herbe, scharfe Luft rötete ihre Wangen; sie sah frisch und blühend aus, und Reimar freute sich dessen und dachte doch zugleich mit unbewußtem Achselzucken: Sie ist wirklich selbst wie ein Kind, diese liebe, kleine Mama!

„Wie schön, daß du so fröhlich mit den Kindern — und mit uns feiern magst," sagte er mit leiser Ironie, „das hätte ich gar nicht erwartet."

Sie sah ihn groß an.

„Wir *sollen* fröhlich sein mit den Fröhlichen!"

betonte sie sanft. „Da hab ich meinen Schmerz dahinten," sie wies mit einer Kopfbewegung nach dem Friedhof zurück, „gelassen, wo er hingehört — — und gehöre nun euch. Das ist doch so einfach, nicht wahr, so selbstverständlich!"

Reimar schwieg. Eine leise Beschämung strafte ihn für seine nur ihm selbst fühlbare Überhebung — das kindliche Herz an seiner Seite triumphierte immer wieder über alle Weisheit dieser Welt — —

Es ward ein wunderschöner Heiliger Abend, voll Lichterglanz und Tannenduft und Weihnachtsfrieden. Im Gartensaal stand der mächtige Weihnachtsbaum, wie alle Jahre, Inge spielte die alten Lieder, die durch jedes deutschen Kindes Träume ziehen, die Leute vom Hofe und die Dienerschaft des Hauses sangen dazu, mehr gutgemeint und kräftig, als grade wohlklingend, der Hausfrau sanfte Heiterkeit durchstrahlte alles. Tante Maries geräuschvolle Geschäftigkeit konnte die Friedensstimmung nicht stören; sie gab nur den herzhafteren Unterton. Reimar fand mit Erstaunen und Rührung auf seinem Weihnachtstische ein wertvolles medizinisches Werk, dessen Besitz er sich schon lange gewünscht hatte.

„Eichhorst, Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie", las er laut aus dem aufgeschlagenen ersten Bande. Kopfschüttelnd blickte er sich zur Mutter um: „Ja, Mama, ich bitte dich! Mein Lieblingswunsch — — wie in aller Welt hast du denn das ausfindig gemacht?"

Sie stand schon mit freudeglänzenden Augen neben ihm.

„Ja, das war eine schwierige Geschichte," erzählte sie wichtig und nickte voll Eifer mit dem Kopfe. „Du

hattest im Sommer mal von dem Werke gesprochen und daß du's gerne besäßest. Nun solltest du's natürlich zu Weihnachten bekommen, das stand gleich bei mir fest. Aber zum Unglück hatte ich den Titel nicht behalten — wie kann man sich denn solch gelehrtes Zeug merken, wenn man nicht selbst ein Gelehrter ist? Ich wußte bloß noch, daß der Verfasser so was mit „Eichen" war, und daß es ein Handbuch sein sollte von einer Wissenschaft, die hinten mit „gie" aufhört, — und weils der alte Schmidt in Brückenburg nicht herausbekam und ich mir sonst nicht zu helfen wußte, schrieb ich ganz einfach an deinen Geheimrat —"

„An meinen — Geheimrat! ? Aber, Mama, ich bitte dich — um des Himmels willen! Wie konntest du nur!"

„Nun, da war doch nichts dabei — —? Ich fragte nur ganz höflich und bescheiden bei ihm an, was das für eine Wissenschaft wäre, die hinten mit „gie" aufhört und worüber ein Mann, der mit „Eichen" anfängt, ein Handbuch geschrieben hat — ich wollte dir das als Weihnachtsüberraschung aufbauen! Na, und da war ich eben auch vor die richtige Schmiede gekommen — der Geheimrat wußte gleich, was ich meinte — oder vielmehr, was du gemeint hattest."

„Und da schickte er dir also Bescheid? Schrieb er selbst?"

„Einen ganz reizenden Brief. Er bot sich sogar an, mir das Werk zu verschaffen, falls ich es hier nicht bekäme — aber das war glücklicherweise nicht nötig. Als Herr Schmidt erst wußte, wie es hieß, konnte er's gleich besorgen. Das schrieb ich auch dem Geheimrat, als ich mich bedankte."

„Und deshalb lächelte er so schelmisch beim Abschied und bat, ihn meiner Frau Mutter zu empfehlen — das hatte er bisher noch nie getan. O, Mutter, du ahnst gar nicht, wie einzig du bist!“

„Wenn sie's täte, wäre sie's nicht mehr,“ sagte Inge, die leise lächelnd an den beiden zärtlich Umschlungenen vorüberstrich.

Es war selten, daß Inge in diesen Tagen lächelte. Reimar fand sie sehr verändert. Sie war blasser, magerer geworden, ihre stille, feine Heiterkeit, die ihn bei seinen beiden früheren Besuchen so oft entzückt hatte, trat fast gar nicht mehr hervor; statt dessen hatte sie ein nervöses, unruhiges Wesen angenommen, sie erschien zerstreut, oft gänzlich gedankenlos oder in finsteres Nachsinnen verloren. Dazwischen raffte sie sich zusammen, sobald ihr Zustand ihr bewußt ward, und zwang sich dann zur Gesprächigkeit, zu einem Frohsinn, von dem ihre Seele nichts wußte.

Am zweiten Weihnachtstage nahm Reimar die Mutter beiseite.

„Was ist mit Inge?“ fragte er dringlich.

Frau Margrit blickte ihn erschrocken an.

„Gefällt sie dir nicht? Findest du, daß sie nicht wohl aussieht?“

„Das auch — aber vor allem gefällt mir ihr Wesen nicht. Weiß du, was ihr fehlt?“

Frau Margrit zuckte seufzend die Achseln.

„Sie spricht nie mehr ein Wort über sich selbst — seit Monaten schon! Sie zieht sich ganz in sich selbst zurück — — Jetzt, wo ich über sie nachdenke, wird mir das erst recht klar. Wir haben, seitdem Helene

fort ist, so viel mehr zu tun, da kommt man nicht zum Beobachten — — Glaubst du, daß sie zu viel tut? Ich schone sie aber nach Kräften — —"

„Das glaube ich dir wohl! Sie sieht auch eher aus, als ob ein seelisches Leiden sie quälte."

„Sie hat sich sehr um Liesbeth gegrämt, Reimar. Aber ich fürchte, es steckt noch etwas anderes dahinter. Im Vertrauen, sie scheint mit Franz ein kleines Zerwürfnis gehabt zu haben, irgend so ein unbedeutendes Mißverständnis, wie es wohl mal zwischen Brautleuten vorkommt."

„Woher — schließt du das, Mama?"

Frau Margrit blickte grübelnd vor sich nieder.

„Sie spricht so gut wie gar nicht mehr von ihm," sagte sie zögernd. „Im Oktober kam ein Brief von ihm, der wohl eine Verstimmung hervorgerufen hat. Sie erzählte mir kein Wort, sie vergaß sogar, seine Grüße zu bestellen. Natürlich fragte ich nicht danach. Aber das wirds wohl gewesen sein, Reimar! Wenn man sich jahrelang nur brieflich aussprechen kann — und jeder Brief sechs Wochen unterwegs ist, so daß man erst nach einem Vierteljahr Antwort hat, kommt ein Mißverständnis nur zu leicht — — Gott sei Dank, daß Franz im nächsten Monat zurückkommt! Dann wird alles gut werden."

„Ist es schon ganz bestimmt, daß er dann kommt?"

„Er schriebs im letzten Briefe. Der kam vor sieben oder acht Wochen. Zum Fest hoffte ich bestimmt noch einmal auf Nachricht — jetzt muß er ja bereits abgereist sein. Nun, der Brief kann ja noch jeden Tag ankommen, und wenn Franz erst selbst da ist, wird

unser Bräutchen schon wieder helle Augen haben. — Mach dir nur keine Sorgen um sie, du guter Junge. Vielleicht ist's auch nur die Sehnsucht nach Franz, die sie so still macht. Ja, ja, gewiß — die wirds sein."

Die beruhigenden Worte der Mutter verfehlten ihren Zweck. Reimars Sorge um Inges Befinden verringerte sich zwar; er sah jetzt mit der Mutter Augen und glaubte — mit bitterironischem Lächeln gab er's zu —, daß sie recht habe, daß nur bräutliches Sehnen Inges Wangen blasser und schmaler machte. Aber statt dessen wuchs eine tiefe, marternde Mißstimmung in ihm auf, unheilbar, weil grundlos, wie er sich selbst sagte. Sie verdüsterte ihm die nächsten Tage mehr und mehr, sie trieb ihn ruhelos zu weiten, einsamen Spaziergängen, sie machte ihn grillig und unfreundlich und brachte ihn dadurch wieder zu quälenden Selbstvorwürfen, die ihn weich werden ließen und in dieser Verfassung liebreich und aufmerksam gegen die Mutter und Tante Marie, während er Inge soviel als möglich auswich.

Am Silvestermorgen redete sie ihn plötzlich an. Sie begegneten sich im Flur, wo er sich gerade zum Ausgehen fertig machte. Inge hatte erst stumm nickend an ihm vorübergehen wollen, blieb aber nach kurzem inneren Kampfe vor ihm stehen.

„Was habe ich dir zuleide getan, Reimar?" fragte sie leise und schlug die umschatteten Augen mit ernstem Vorwurfe zu ihm auf.

Er erschrak so heftig, daß er zusammenfuhr.

„Ich verstehe nicht — wie meinst du das?" fragte er ganz verwirrt zurück. „Was könntest du mir zuleide tun?"

„Ja, das möchte ich eben wissen! Absichtlich geschahs sicher nicht. Aber du bist diesmal so wenig herzlich und freundlich zu mir, daß ich's wirklich annehmen muß! Das tut mir sehr weh, Reimar —“

„Inge, liebe Inge!“ rief er und faßte ihre beiden Hände. Ihm war, als ob eine warme Quelle aus seinem erstarrten Herzen spränge. „Sag nicht, daß ich dir weh getan habe, Inge“, fuhr er fort und drückte ihre Hände an seine Brust. „Niemand möchte ich weniger gern weh tun als dir. Ich dachte nur — mir war so zu Mute, als ob — als ob du weniger Anteilnahme für uns andere hättest, als sonst — — Du gingst so still deiner Wege und warst mit deinen Gedanken gar nicht mehr bei uns.“

Sie entzog ihm ihre Hände und wandte sich von ihm.

„Wie kommst du nur auf so etwas!“ sagte sie abwehrend, ohne ihn anzusehen. „Ich habe euch doch immer alle gleich lieb — — Es ist nur — es war nur — mir geht so vielerlei im Sinn herum, wovon ich mit niemand sprechen mag. Dumme Gedanken, die gewiß gar keine Ursache haben — — Aber deshalb bin ich doch die alte Inge, und du brauchst gar nicht stolz und fremd zu tun, du gelehrter, großer Herr du!“

Sie stand noch immer abgewandt, aber ihr Blick streifte ihn jetzt — es lag etwas von der alten, anmutigen Neckluft darin, die ihn stets berauschte, und ein neues, geheimes Feuer, vor dem er fast erschrak. Seine eigenen Augen leuchteten auf, als er näher zu ihr trat.

„Was kann ich tun, um dir zu beweisen, daß ich nicht gar so stolz und hochmütig bin?“ fragte er im gleichen scherzenden Tone.

Inge wies auf den Hut, den er schon wieder in der Hand hielt.

„Mich mitnehmen kannst du, wenn du noch einen Augenblick warten magst — ich wollte gerade auch spazieren gehen!“ erklärte sie heiter. Während sie die Treppe hinaufhuschte, um sich für den Spaziergang anzuziehen, trat Reimar an eins der großen Fenster und starrte auf den Hof hinaus — der ganze Hof erschien ihm plötzlich in warmes, sonniges, goldenleuchtendes Licht getaucht, obgleich er durch eine schlichte, farblose Scheibe in graue Alltäglichkeit hineinsah.

Inge war nach wenigen Minuten wieder unten, im enganliegenden Wintermäntelchen, statt des Hutes eine kleine weißwollene Mütze auf die blonden Flechten gedrückt. Fröhlich plaudernd schritten sie ums Haus herum — die Tür des Gartensaals war im Winter mit Decken und Matten gegen die Kälte verwahrt und deshalb unpassierbar — sie kamen durchs Außenpförtchen in den Garten und schritten auf den wohlbekannten Steigen zu Inges Lieblingspromenade, dem Höhenweg hinauf.

Noch immer war kein Schnee gefallen, und die Landschaft erschien öde, tot und kalt. Die beiden Spaziergänger kümmerte das nicht. Scherzend und plaudernd erreichten sie die Höhe — es war, als trüge sie die reine, herbe Luft empor, so leicht ward ihnen heut das Wandern. Oben angelangt, bog Inge bald vom eigentlichen Promenadenwege ab und drang unter munterem Zuruf seitwärts in den Wald ein.

„Wohin führst du mich eigentlich?“ fragte Reimar lächelnd, als er sie wieder eingeholt hatte und nun

Seite an Seite mit ihr auf schmalem Steige dahinschritt.

„Besinnst du dich wirklich gar nicht?" Sie maß ihn mit einem dunklen Blicke. „Freilich, im Sommer kommt man hier kaum durch, so wildverwachsen ist alles wieder, und im Winter warst du ja seit langen Jahren nicht hier — — dies ist der Fußweg nach dem alten Kloster, der Fahrweg geht im Bogen durch den Wald, der ist über eine halbe Stunde länger."

„Ach, das Kloster!" rief Reimar. „Ganz recht, dorthin bin ich seit vielen Jahren nicht mehr gekommen — Du brauchst deshalb aber immer noch nicht zu tun, als ob ich ein Fremder wäre, dem du die Gegend erklären mußt, du Schelm! Jetzt könnte ich dich direkt zum Kloster hinführen —"

„Kunststück! Es gibt ja keinen andern Fußweg als diesen!" lachte Inge. Immer wieder brach die beseligende Empfindung einer fast übermütigen Lebensfreude bei beiden durch. Sie drangen unter Scherzreden, die wie beschwingte Pfeile hin und her flogen, tiefer in den Wald ein; Reimar ging halb vor der jungen Cousine, um die Zweige zurückzuhalten, die ihr zartes Gesicht gar zu ungefüge bedrohten. Sie schlüpfte gewandt wie ein Eichhörnchen hindurch; er folgte, und hinter ihnen schlugen die dürren Äste wieder mit leisem Knistern aneinander. Sonst wars totenstill im Wald, kein Lufthauch regte sich, die ernsten, kahlen alten Bäume standen erstarrt, das Unterholz, im Sommer der Sitz vieltausendfältigen Lebens, war nichts als eine tote Masse. Wie ein erstickend enger Gürtel umschloß der Wald das schmale, unregelmäßige Wiesenviereck,

auf dem sich in gewaltigen grauen Steinquadern der alte Klosterbau erhob. Sie standen plötzlich dicht davor, und Reimar umging ihn vergebens, um einen Überblick zu gewinnen — die kleinen Trabanten des Waldes, die Vorläufer der Baumriesen, standen allzu nahe und allzu dicht.

„Hier muß aber viel ausgeholzt werden!" sagte Reimar, als er zu dem jungen Mädchen zurückkehrte, das wartend auf einem Baumstumpfe saß.

Sie fuhr aus tiefen Gedanken empor.

„Wozu?" fragte sie, und abermals traf ihn ein trüber, rätselhafter Blick. „Das hätte doch keinen Zweck! In zehn oder zwanzig Jahren wäre alles abermals zugewachsen. Und da doch niemand je darin wohnen wird —", sie brach ab und wies mit der Hand auf das prächtige, aber völlig von Schlinggewächsen überwucherte Portal, vor dem Reimar betrachtend stand. „Sieht es nicht ganz so aus, wie Dornröschens Schloß?" sprach sie fast flüsternd weiter. „Ich sitze gern hier — es ist wie ein Märchen! Und im Sommer — da hab ich auch ein Märchen hier erlebt — —"

Reimar setzte sich auf den nächsten Sitzplatz, einen mitelgroßen, etwas wackeligen Feldstein, schlang beide Arme um die Knie, um sich mehr Halt zu geben und blickte heiter zu Inge hinüber.

„Erzähle mir das mal!" bat er. „Ich bin schrecklich neugierig — — Ein Märchen, was du erlebtest? Sind dir die Elfen erschienen? Oder ein Heinzelmännchen? Ein Heinzelmännchen, das dich für Schneewittchen hielt?"

„Mit meinen blonden Haaren? Schneewittchen war bekanntlich total brünett, mein Herr."

„Richtig! Du bist auch eher Dornröschen oder Titania, die Elfenkönigin! Also, was ist dir hier in deinem Reiche begegnet?" Er hatte sagen wollen: „Frau Königin", und biß sich statt dessen so heftig auf die Lippe, daß es schmerzte.

Inge sah gedankenverloren geradeaus.

„Der Vergangenheit bin ich begegnet," sprach sie eintönig.

„Welcher Vergangenheit?" drängte Reimar. Und als sie noch zaudernd schwieg, warf er den Kopf zurück:

„Es scheint dir wieder leid geworden zu sein mit deiner Erzählung!" sagte er scharf.

Sie schüttelte ruhig den Kopf.

„Leid nicht! Ich hatte mir schon lange gewünscht, dir's erzählen zu können, und ich habe dich deshalb hergeführt. Ich wußte nur eben nicht recht, wie beginnen — — — Reimar, du bist der einzige, dem ich davon reden kann! Und mir ist immer, als müßtest du's wissen — — Ich bin im Sommer, kurz nach deiner Abreise, hier an dieser selben Stelle, dem Arzte begegnet, der der Jugendfreund deines Vaters gewesen war und vor über einem Vierteljahrhundert aus dem alten Kloster ein Sanatorium machen wollte!"

Reimar stieß einen Ausruf größter Überraschung aus.

„Aber das ist ja hochinteressant!" rief er. „Der hatte sich also mal wieder hergefunden? Und Mama weiß nichts davon?"

„Ich habe ihr kein Wort davon erzählt."

„Aber ich begreife nicht — — Ah so! Ich verstehe! Der gute Kollege war vermutlich etwas heruntergekommen — eine gescheiterte Existenz. Du wolltest Mamas allzu weiches Herz nicht beunruhigen — — Hoffentlich hat er dich nicht angebettelt, kleine Inge! Dein Herz ist von der nämlichen geringen Standhaftigkeit, fürchte ich —"

„Willst du mich einmal ruhig anhören, ohne mich zu unterbrechen? Der Mann, den ich an dieser Stätte der Erinnerung traf, ist ein vornehmer, älterer Herr von untadelhaftem Aussehen und Benehmen. Er war im eigenen Automobil durch das Gebirge hierher gekommen. Er ist Professor an einer norddeutschen Universität, und ich bin überzeugt, daß du seinen Namen schon oftmals als einen der ersten Ärzte Deutschlands gehört hast."

„Du willst mir den Namen nicht nennen?"

„Der Name tut nichts zur Sache, Reimar — es ist vielleicht besser, wenn du ihn nicht weißt. Du bleibst dann unbefangen Mama gegenüber, die nichts von dieser Begegnung wissen soll, weil der Professor das so wünschte —"

„Das ist aber doch sehr sonderbar, Inge! Bist du auch nicht getäuscht worden? Wie kam er denn dazu, dich anzureden?"

„Ich fand sein Bild nachher in einer Zeitschrift, unter denen verschiedener anderer großer Gelehrten, einen Beweis, den ich nicht nötig hatte — — Und er redete mich an, in tiefer Erschütterung, weil er mich für eine Tochter deiner Mutter hielt."

Reimar nickte.

„Du siehst ihr ähnlicher, als irgend eins von uns — du bist überhaupt mehr Blut von ihrem Blute, Geist von ihrem Geiste, als ihre leiblichen Kinder, Inge! Der Professor redete dich also an —"

„Ja. Ich fand ihn hier auf diesem Baumstumpfe sitzen, und er erschrak so, als ich plötzlich vor ihm auftauchte, daß er mit einem Schrei aufsprang. Dann freilich nahm er sich sogleich wieder zusammen, grüßte sehr höflich und entschuldigte sich — stellte sich vor und bat um meinen Namen — ich müsse unbedingt eine Tochter der Frau Margrit König auf Oberndorf sein! Ich sagte ihm, wer ich bin, und daß Liesbeth, die er vermutlich meine, vor wenigen Wochen gestorben sei. Da erschrak er von neuem heftig und schien tief mit uns zu fühlen. Du mußt überhaupt wissen, daß etwas unendlich Anziehendes, Gütiges, Verständnisinniges in seiner ganzen Art lag — mir war, als müsse man ihm sehr gut sein — er hat so wundervolle, klare, tiefe Augen, mit denen er einen bis auf den Grund der Seele zu blicken schien — — So sprachen wir wohl eine halbe Stunde miteinander, das heißt, er fragte und ich erzählte. Von jedem einzelnen von euch wollte er hören, vor allem aber von der Mutter selbst! Und zum Schlusse dankte er mir und bat mich, ihr nichts von seinem Besuch zu erzählen. Sein Weg habe ihn in der Nähe vorübergeführt und da habe er den Wunsch nicht unterdrücken können, den Ort wiederzusehen, an dem er vor sechsundzwanzig Jahren beinahe sein Lebensziel gefunden — er habe wohl auch die Hoffnung gehegt, der Mutter noch einmal zu begegnen, aber nun habe ich statt ihrer seinen

Weg gekreuzt, und das sei ihm wie ein Wink des Schicksals, sie in ihrer tiefen Trauer um ihr Kind nicht durch alte Erinnerungen zu stören. Dann schieden wir wie alte Freunde, er ging und wandte sich noch einmal um, grüßte stumm und sah erst mich, dann dies Haus mit einem langen, langen Blick an. Und da wußte ich mit einem Male, Reimar, weshalb er damals sein Lebensziel, wie er's genannt, nicht hier gefunden hatte! So gewiß wußte ich's, als habe er mir's gesagt."

„Was war denn das, Inge?"

„Er hat unsere Mutter lieb gehabt, Reimar! Lieber, als er durfte — — sie war doch seines Freundes Frau — — Und da ging er — brach seine angefangene Lebensarbeit ab und ging fort. Nun weißt du, weshalb ich seine Bitte erfüllen mußte und ihr nichts von dieser Begegnung gesagt habe!"

Reimar war aufgesprungen und ging schweigend, schweratmend auf und ab.

„Also das war es!" sagte er endlich abgebrochen. Er blieb an einem Baum gelehnt stehen, schlug die Arme übereinander und blickte grübelnd zu Boden. „Wie wunderlich einem dabei zumute ist, wenn man plötzlich einen Einblick in die längstvergangene Jugendzeit der Eltern tut!" fuhr er nach einer Pause lebhafter fort. „Nicht wahr, Inge? Man hat sich vorher gar nicht erst vorstellen können, daß sie auch einmal so jung waren wie wir jetzt — und gehofft und gelitten haben, wie wir —"

Er brach abermals ab und tat wieder ein paar rasche Gänge auf und nieder. Mit einem Male blieb er vor Inge stehen:

„Jetzt weiß ich auch, weshalb Mutter innig gewünscht hat, daß ich hier das Sanatorium neu gründete," sagte er träumerisch, „ich sollte die Aufgabe durchführen, die der Freund unvollendet hatte lassen müssen — sie hat ihn eben auch geliebt!"

Inge schnellte aus ihrer Gedankenverlorenheit empor und stellte sich mit empört blitzenden Augen vor den Vetter.

„Wie kannst du so etwas nur aussprechen!" rief sie tiefverletzt. „Wie kannst du für möglich halten, daß Mama — unsere Mutter — jemals ihre Pflicht vergessen hat! Sie einen andern Mann lieben, als den sie lieben durfte — Pfui, Reimar! Du beschmutzt deiner Mutter Bild mit dem Gedanken!"

Reimar stand totenblaß da und blickte das Mädchen an, das in jugendlicher Strenge den Stab brach — — Ein ungeheurer Druck senkte sich wuchtend auf seine Seele.

Er wußte jetzt, was ihm selbst von ihr geschehen war. Er erkannte mit einem Schlage sein eigenes ganzes Schicksal.

„Das — vermagst du wohl nicht ganz richtig zu beurteilen, Inge!" sagte er heiser. „Es gibt eine Leidenschaft, die viel stärker ist als der stärkste Wille."

„Die darf's nicht geben! Ich bin böse mit dir, Reimar — ich verstehe dich nicht! Wie kannst du so reden! Du bist ja gar nicht der alte Reimar mehr!"

„Nein — der bin ich wohl nicht mehr! Aber du hast recht, liebe Cousine — ich spreche ungereimtes Zeug. Natürlich war Mama — einer Gedankensünde so unfähig, wie du's jetzt wärst. Komm, laß uns nach

Hause gehen. Zum längeren Aufenthalt ist es doch zu kalt."

Er ging voran, den engen Pfad zurück, und Inge folgte ihm etwas betreten. Er hatte so verstört ausgesehen, seine Stimme hatte so wunderbar geklungen — sie mochte doch wohl zu heftig gewesen sein. Nun hatte sie ihm abermals wehe getan, und sie fühlte seinen Schmerz in der eigenen Brust mit. Das dumpfe Schweigen erstickte sie.

„Bist du mir jetzt sehr böse?" fragte sie ganz leise. Er fuhr herum, sah sie an, reichte ihr die Hand und schüttelte stumm, mit zusammengebissenen Zähnen den Kopf. Dann ging er rasch weiter — er achtete diesmal nicht sorgsam auf die lästigen Zweige, Inge mußte sich selbst ihrer erwehren. Als sie wieder draußen auf dem breiteren Promenadenwege waren, atmeten beide auf. Aber der Tausch war nicht erfreulich. Hier im Freien fiel sie der Wind an, der sich urplötzlich aufgemacht hatte und dicke, weißlichgraue Wolken über das Tal trieb. Sie gingen eilig, in völligem Schweigen dahin. Am Eingang des Gartens kam ihnen der kleine Pinsch entgegengeschossen, der Inge endlich ausfindig gemacht hatte und nun freudekläffend an ihr in die Höhe sprang. Sie bückte sich, streichelte das Tierchen, und ihre Tränen fielen auf sein häßliches, gelbes Fell. Reimar stieg ohne sich umzuschauen in den Garten hinab. Inge blieb nun ganz und gar zurück und er erreichte allein das Haus. Im Flur begegnete er der aufgeregten Tante Marie.

„Du sollst gleich mal nach oben zu deiner Mutter kommen — und wo ist nur Inge?" rief sie. „Ich

möchte wissen, wo ihr immer steckt! Wenn man euch grade braucht, seid ihr nie da."

„Inge kommt auch sofort; wir waren spazieren gegangen. Was ist denn los?"

„Briefe sind gekommen — Briefe von Franz! Hier — der ist für Inge."

Reimar zog die Hand, die er schon danach ausgestreckt hatte, jäh zurück.

„Gib ihn Inge bitte selbst — ich gehe zur Mutter," sagte er tonlos. Er stieg die Treppe hinan, mit schweren Schritten, müde, wie ein alter Mann. Frau Margrit hatte im Winter ein behagliches Zimmer im ersten Stock als Wohnstube eingerichtet, das sonniger und wärmer war, als die riesigen Räume im Erdgeschoß.

Die Mutter saß auf dem Sofa, ihr Brief lag vor ihr auf dem Tische. Sie sah betrübt und unruhig aus und blickte Reimar wie hilfesuchend entgegen.

„Gut, daß du kommst — ich hab mich schon ordentlich nach dir gebangt!" rief sie ihm zu. „Komm, mein lieber Junge, setze dich zu mir — ich hab etwas Wichtiges mit dir zu bereden."

Er gehorchte mechanisch.

„Du hast Nachricht von Franz? Gehts ihm gut? Ist er abgereist?" fragte er mit müder Stimme.

„Er muß jetzt schon seit Wochen unterwegs sein. Gesundheitlich gehts ihm, wie er schreibt, ausgezeichnet. Aber etwas anderes ist's, was mich bekümmert, Reimar! Franz schreibt so bitter, so ärgerlich — die Verstimmung zwischen Inge und ihm, von der ich neulich zu dir sprach, scheint doch ernster zu sein, als wir dachten.

Und die Ursache? Inge hat sich einem Plane widersetzt, den er für seine Zukunft gefaßt hatte! Da — lies selbst."

Reimar las den langen, schlechtgeschriebenen Brief ohne ein Zeichen des Erstaunens oder Unwillens. Die Mutter, die ängstlich in sein Gesicht sah, während er sich durch die in sichtlicher Überstürzung hingeworfenen Zeilen arbeitete, atmete auf, als er das Schreiben ruhig wieder zusammenlegte.

„Franz teilt dir, wie ich sehe, gar nicht mit, was für einen Plan er gehabt hat," sagte er.

„Nein! Er beruft sich auf einen früheren Brief, der verloren gegangen sein muß — oder den er vielleicht vergessen hat zu schreiben. Das ist ihm auch früher schon passiert. Er spricht immer nur von der „wunderschönen Idee, die durch Inges Eigensinn zu Wasser geworden ist" — — ich verstehe das alles gar nicht."

„Franz hat die Offizierskarriere aufgeben und Oberndorf selbst übernehmen wollen, Mutter!"

Frau Margrit sank so jäh erblassend in die Sofaecke zurück, daß Reimar eine Ohnmacht fürchtete. Aber als er sich besorgt über sie neigte, begegnete ihm ein völlig klarer, wenn auch todestrauriger Blick.

„Und Inge?" stammelte die Mutter.

„Inge sprach in meiner Gegenwart schon im Juli mit dem alten Pfarrer davon. Er riet entschieden ab und bestimmte Inge, in diesem Sinne an Franz zu schreiben. Der Pfarrer wollte auch nicht, daß du davon erführst — er meinte, es würde dich beunruhigen — —"

Frau Margrit nickte langsam, mit einem so bittern Lächeln, wie Reimar noch keins auf ihrem freundlichen Antlitz gesehen.

„Und was sagte Inge?“ wiederholte sie.

„Inge war von vornherein gleichfalls gegen diesen Plan eingenommen. Sie versuchte uns zu erklären, daß irgend etwas in ihr sie warnte, Franz nachzugeben — daß sie das sichere Empfinden habe, sein Entschluß könne nicht zum guten Ende führen.“

Wieder das trostlose Lächeln, das schwermütige Kopfnicken.

„Inge ist klug — klüger als andere Leute im gleichen Alter!“ sprach Frau Margrit.

„Also du bist auch dagegen, Mutter?“

„Ja, ja, mein Sohn!“

„Und was willst du nun tun?“

„An Franz darüber schreiben. Er trifft am einundzwanzigsten Januar ungefähr in Neapel ein. Von da kehrt er mit der Bahn zurück. In Neapel treffen ihn unsere Briefe. Willst du mir Inge schicken, Reimar? Sie wird ihren Brief jetzt auch gelesen haben. Franz muß einsehen, daß sie recht hat, daß er seinem Beruf treu bleiben muß. Und Inge muß ihm das in liebevoller, herzlicher Weise sagen. Er beklagt sich ja so bitter über ihre Kälte, ihre harte, strafende, fast verächtliche Art und Weise. Wir müssen den beiden lieben Trotzköpfen etwas Vernunft beibringen, Reimar —“

Frau Margrit hatte sehr fest und entschieden gesprochen. Die letzten Worte klangen schon wieder in ihrem alten herzlichen Ton aus. Sie lächelte sogar,

als sie den Brief abermals hochnahm, ohne Bitterkeit diesmal.

„Franz übertreibt sicher. So schlimm, wie er's macht, wird Inge schon nicht gewesen sein! Es sähe ihr ja ganz und gar nicht ähnlich — — Weißt du, was ich finde, Reimar? Die beiden sollten nach seiner Rückkehr so bald als möglich heiraten — das wäre das Allerbeste."

„Das wäre es ganz gewiß, Mutter. Sorge nur dafür. Ich wollte dir übrigens gerade sagen, daß ich schon heute reisen muß, Mama! Ich bin — ich möchte am zweiten Januar einen sehr interessanten Vortrag in der medizinischen Gesellschaft mit anhören, von dem ich heute in der Zeitung las. Wenn ich morgen erst fahre, wird mir das zu viel. Ich habe sehr viel zu tun in der nächsten Zeit. Ich fahre heute nachmittag, damit ich den Berliner Nachtzug noch erreiche."

Reimar sprach noch eine Weile so fort, ganz gedankenlos, ohne die Mutter anzusehen. Und sie hörte ebenso zerstreut zu, wie er sprach; ihre Gedanken weilten bei dem fernen Sohne; sie hatte kaum ein flüchtiges Bedauern für Reimars verfrühte Abreise. Er empfand das und verließ sie erleichterten Herzens und doch mit nagender Bitterkeit in der Seele.

„Sie brauchen mich hier alle nicht," dachte er. Ein Mädchen, dem er im Flur begegnete, sagte ihm, daß Inge mit ihren Briefen in den Gartensaal gegangen sei. Einen Augenblick dachte er daran, sie durch das Mädchen zur Mutter rufen zu lassen. Aber er ging doch schließlich selbst zu ihr hinein. Die kleine

Schwäche durfte er sich wohl noch gönnen, ehe er freiwillig in die Verbannung ging!

Er fand sie erst gar nicht in dem großen Raume, dessen Mitte der gewaltige Weihnachtsbaum ausfüllte, der heute abend noch einmal brennen sollte. Als er sich schon zum Weggehen wandte, klang aus der entferntesten Fensternische ein leiser, schluchzender Klagelaut an sein Ohr und riß ihn zu ihr hinüber.

Vor dem kleinen kissenbedeckten Bänkchen der Mutter lag Inge auf den Knien, beide Arme auf dem Sitze, den blonden Kopf darauf gedrückt, in wildem, leidenschaftlichem Weinen aufgelöst, das ihre ganze, zarte Gestalt erschütterte.

Er kniete neben ihr, umschlang sie mit bebenden Armen und versuchte vergebens, sie aufzurichten. Auch an ihm flog jede Fiber, seine Hände waren schwach, wie die eines kleinen Kindes, er wußte gar nicht mehr, was er tat, was er sprach.

„Inge, Geliebte! Meine süße, einzige Inge! Weine nicht so! Ich kann das nicht ertragen!" flehte er mit erstickter Stimme. „Sieh mich nur einmal an — ich vergehe sonst — Liebe! Geliebte! Ich möchte für dich sterben, Inge — —"

Die heißen Liebesworte, bewußtlos gestammelt, gingen ebenso unverstanden an ihrem Ohr vorüber. Nur seine Nähe empfand sie instinktmäßig, und ein süßberuhigendes Gefühl des Geborgenseins überflutete sie.

Das qualvolle Schluchzen hörte auf, der Krampf löste sich in milderem Weinen. Ihr Kopf hob sich langsam, aus dem entstellten Gesicht sahen ihn zwei große, verwirrte, hilfeflehende Augen an.

„Du bist's, Reimar!“ hauchte sie. „O Reimar — ich bin sehr elend —“

Wieder wollte sich das blonde Haupt hinabneigen, doch Reimar kam ihr zuvor. Die verbrecherischen Liebesworte waren vor ihrem reinen, angstvollen Kinderblick verstummt. Aber das arme, blonde Köpfchen zog er zu sich herüber und bettete es an seiner Brust. Sie schloß die Augen und lag ganz still, die Stirn an seine Schultern gelehnt. Ganz still rannen auch die Tränen jetzt unter den geschlossenen Augenlidern hervor. Er blickte darauf hernieder und dachte, daß er es nicht ertragen würde, sie so zu halten, ohne diese Tränen fortzuküssen — — Da faßte er die letzte Kraft zusammen, sprang auf und zog sie, die schwankend aufzustehen versuchte, mit sich empor. Aber aus seinen Armen ließ er sie nicht, ganz fest, ganz nahe hielt er sie, und sie rührte sich auch nicht, sie stand willenlos an ihn geschmiegt, und ihre Reden waren nur flüsterndes Hauchen:

„Franz hat geschrieben, Reimar —“

„Ja, Inge, ich weiß. Er hat dir sehr weh getan —“

„Sehr weh, Reimar! So weh, daß es gar nicht wieder gut werden kann —“

„Es wird wieder gut werden, Inge! Er meint es nicht böse — er weiß nicht, was er tut —“

Da stieß sie ihn zurück und richtete sich hoch auf. „Er weiß nicht, was er tut!“ rief sie, warf den Kopf zurück und preßte in neu ausbrechender Verzweiflung beide Hände gegen die Brust. „Er weiß nicht, was er tut! O Reimar — verstehst du denn nicht? Das

ist's ja gerade, was so weh tut — daß er das nicht weiß — — Wie ein Kind ist er, wie ein törichtes, unreifes Kind, was schmollt und trotzt, weil man ihm nicht gleich seinen Willen tun will — — Was hab ich denn von ihm verlangt? Ernste Selbstprüfung, weiter nichts! Und ich versprach ihm zugleich, daß ich mich selber ernstlich prüfen wollte — Ich wies ihn auf dein Beispiel hin, wie fest und klar und zielbewußt du immer gewesen seist —"

„Auf mich! Auf mein Beispiel! Ach Inge — ich bin nicht fest und klar, wie du denkst — ich bin ein armer, haltloser, hoffnungsloser Mensch in dieser Stunde!"

„Du auch?" Sie neigte sich vor und blickte ihm, der finster, mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stand, angstvoll in das bleiche Gesicht. „Du auch? Und an dir wollte ich mich doch aufrichten — und festhalten — — An dir kann man das doch! Du sollst mir sagen, was ich tun — und denken — und fühlen soll — — Ich war ja ein Kind damals, als er mich nahm, ein dummes, unwissendes, kleines Mädchen, das nicht wußte, was es tat — Und er ist mir so fremd jetzt, so schrecklich fremd: Mir ist so bange vor der Zukunft — Reimar, du mußt mir helfen —"

„Ich? Um Gottes willen! Kein Mensch kann dir weniger helfen und raten, als ich, Inge!"

„Warum nicht? Ich verstehe dich nicht! Warum nicht?"

„Weil — weil — weil ich dich jetzt verlassen muß, Inge — — Ich — ich reise heute noch ab —"

„Du reist ab — heute noch!" wiederholte sie tonlos. Ihre Arme sanken herab, ihre Augen verschleierten

sich, Blick und Ausdruck waren die eines verirrten, todesbangen Kindes. Er konnte sie nicht so sehen, er wandte den Kopf:

„Ja, Inge, ich muß abreisen, das ist meine Pflicht. Ich darf nicht bleiben."

„Und was wird dann aus mir? Ich brauche dich doch! So glücklich war ich, als du Heiligabend kamst! In all meiner Not und Unruhe glücklich, weil du da warst — —"

„Inge, Inge! Kind, du weißt ja nicht, was du sprichst in deiner furchtbaren Aufregung! Du hast doch Mutter — sie wird dir beistehen. Gehe zu ihr. Sie verlangt nach dir."

Er sprach immer mit abgewandtem Gesicht, mühselig, mit unter tausend Qualen erzwungener Fassung.

Sie rang verzweifelt die Hände:

„Daß du das nicht verstehst!" stöhnte sie. „Mutter kann mir hier doch nicht helfen — in dieser einzigen Sache nicht! Sie hat ihn zu lieb dazu — er war immer ihr Liebling — sie kann mich nicht verstehen —"

„Und ich kann dir nicht helfen, Inge, weil — —. Nein doch! Lebewohl."

Er ging mit schwankenden Schritten der Türe zu; seine Kraft war zu Ende. Inge flog hinter ihm her, sie faßte seinen Arm mit ihren beiden flehenden Händen, mit zurückgeworfenem Kopfe sah sie ihn an:

„Du gehst wirklich?"

„Ich muß ja, Inge — mach's mir nicht noch schwerer — es ist ja schon so wahnsinnig schwer —"

„Aber du kommst wieder? Bald?"

„Später — vielleicht —"

„Nicht bald? Nicht, wenn Er kommt?"

Er schwieg. Sie las die Antwort in seinen entstellten Zügen. Ihre Augen taten sich ganz weit auf, als sähen sie ein unentrückbares Schrecknis.

„Du kommst überhaupt nicht wieder — du verläßt mich," sagte sie heiser. „Leugne nicht! Ich weiß es jetzt. Ich hab dich verloren. Ach! Ich hab dich ja nie gehabt! Du hast ja niemals etwas von der armen, kleinen Inge wissen wollen —"

„Inge! Mein Gott! Das ist übermenschlich!" schrie Reimar auf. Im nächsten Augenblick — keins von ihnen wußte später, wie es geschehen, — lag sie in seinen Armen, und seine Küsse verschlossen ihr Mund und Augen. Sie duldete es, stillselig, mit geschlossenen Lidern; er fühlte den sanften Gegendruck ihrer Lippen — glühende Wellen schlugen über seinem Haupte zusammen.

„Nun weißt du alles!" flüsterte er zwischen seinen Küssen. „Ich hab dich lieb, Inge, unaussprechlich lieb, Inge! So lieb, daß ich nicht bleiben darf, daß ich fort muß von dir."

Da war das Wort gesprochen, das den Bann zerriß. Seine Arme lösten sich von ihrer schlanken Gestalt. Sie wichen auseinander, sie blickten sich an in starrem Entsetzen, eins so blaß, so entstellt wie das andere.

Dann brach das Mädchen mit einem Wehlaut zusammen, und Reimar taumelte aus dem Zimmer, ohne zu wissen, wohin ihn seine Füße trugen.

VII.

Die nächsten Monate vergingen ihm wie ein wüster, dumpfer Traum. Als er Oberndorf verließ, wirbelten die ersten Schneeflocken vom bleigrauen Himmel. Während der ganzen Heimfahrt nach Berlin tanzte das weiße Gestöber vor seinem Coupéfenster auf und nieder — ein Chaos zweckloser, leichtvergänglicher Gestalten, wie die Gedanken in gleichem Wirbel durch sein zermartertes Herz und Gehirn. Angelangt stürzte er sich in seine Arbeit wie einer, der ertrinken will, in das erlösende Naß — — Aber das Allheilmittel wirkte diesmal nur als narkotischer Trank, der seine Zeit andauerte und dann in größerer Heftigkeit als bisher den alten Schmerz wieder erwachen ließ.

Entsetzlich waren die stillen Stunden in seinem eigenen, toteinsamen Heim, das er in der Nähe der großen Klinik seines Geheimrats im zweiten Stock einer Mietskaserne bewohnte. Er floh dies Heim, das keins war, so viel als nur irgend möglich. Er gewöhnte sich daran, jeden Abend außer dem Hause zuzubringen, er vermochte nicht mehr allein zu sein. Ein wildes, verzweifeltes Trotzgefühl hielt ihn aufrecht und zerrieb ihn zugleich. Jede Zerstreuung, jede Be-

täubung hinterließ den schalen Nachgeschmack, den nur die Arbeit ihm ersparte. Da kehrte er zu ihr zurück und vergrub sich in Büchern und Studien und lachte darüber, wie ohnmächtig im Grunde auch das war — — —

Nichts fürchtete er in dieser Zeit so sehr, als Nachrichten aus seiner Heimat. Und doch riß er die Briefe der Mutter immer in zitternder Ungeduld auf und verschlang den Inhalt mit gierigen Augen. Franz war Ende Januar glücklich in Neapel angelangt, er hatte die Briefe, die ihn dort erwarteten, erhalten und beantwortet; aber er schmollte noch immer, zürnte nun auch der Mutter und hatte ihr kurz und bündig erklärt, daß er nicht sofort heimkehren, sondern sich erst eine Zeitlang im warmen Süden akklimatisieren wolle — in Oberndorf sei's für seinen durch die Tropen verweichlichten Organismus zur Zeit zu kalt, zu wenig behaglich.

Die Mutter schickte Reimar diesen Brief des jüngeren Sohnes ohne irgend einen Kommentar. Aber er fand die Spuren ihrer Tränen auf dem flüchtig gekritzelten Schreiben, und sein Herz zuckte in ohnmächtigem Grimm. Wie hatte Inge den Bruder genannt? Ein trotziges, unreifes Kind! Und in diese spielerischen Hände sollte das köstlichste Kleinod der Welt ausgeliefert werden.

Ihm selbst schrieb Franz nur ein paar Mal flüchtige Zeilen, übermütige Ansichtspostkarten. Er hatte sehr fröhliche Reisegesellschaft gefunden, einen jungen Landwirt, Sohn eines ostpreußischen Rittergutsbesitzers. Die beiden gleichaltrigen, jungen Leute

hatten sich auf dem Lloyddampfer, der sie von Neapel nach Genua brachte, kennen gelernt und gleich Freundschaft geschlossen. Von Genua waren sie gemeinsam durch die schönen Kurorte der Riviera weitergezogen, und die letzte ausgelassen-lustige Grußkarte trug den Stempel Monte Carlo. Reimar warf sie mit dem Empfinden eines zum Ekel gesteigerten Widerwillens bei Seite.

Das war an einem der letzten Februartage gewesen. Als Reimar am nächsten Abend spät aus der Klinik in seine Wohnung hinüber kam, fand er ein Telegramm vor:

Ihr Bruder Franz bei Lebensrettung eines ertrinkenden Kindes heftige Erkältung zugezogen. Lungenentzündung. Gefahr nicht ausgeschlossen. Ihr Kommen dringend erwünscht. Telegraphieren Sie Ankunft an meine Adresse Hotel d'Angleterre, Monaco. von Alsen.

Reimar saß eine ganze Weile mit der schwer zu entziffernden, durch den italienischen Telegraphenbeamten arg verstümmelten Botschaft in der Hand, ohne Inhalt und Sinn zu begreifen — Franz krank? Franz in Lebensgefahr? Das war doch einfach unausdenkbar — — das Bild des Bruders stieg vor ihm auf, wie er ihn zuletzt, vor mehr als zwei Jahren, in diesem selben Raume gesehen: kernfrisch, in blühender Jugendschöne, voll übersprudelnder Lebensfreudigkeit, mit dem köstlichen Übermute, der nichts Verletzendes hat, weil man seine Berechtigung, seine Notwendigkeit versteht — — —

Was das Telegramm sonst noch enthielt, ward ihm erst allgemach klar, als er am nächsten Morgen

im Eilzuge dem Süden zufuhr. Da las er immer und immer wieder — bei Lebensrettung eines ertrinkenden Kindes! Und er besann sich mühsam: Ja, Franz war immer ein vorzüglicher Schwimmer gewesen. So mochte er, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, vom Ufer aus, vom Verdeck eines Dampfschiffes vielleicht, dem untergehenden Kinde nachgesprungen sein — und nun sein Liebeswerk mit schwerer Krankheit, mit dem Tode vielleicht bezahlen.

Nein! Das letztere — das durfte nicht sein! Es war ja lächerlich, daran auch nur zu denken. Immer stand der Bruder vor ihm, lebenskräftig, siegessicher, voll Frohsinn und Mut — Mut hatte er auch als kleiner Bube schon bewiesen. Mit ihm, dem drei Jahr älteren, um die Wette hatte er einer ganzen Kohorte von Dorfjungens standgehalten — kein Hund war ihm zu bissig, kein Baum zu hoch, kein Pferd zu wild gewesen — die alte, kranke Katze hatte er als halbwüchsiger Schüler einmal mit Lebensgefahr aus einer brennenden Scheune gerettet! Oft war dies rücksichtslose Draufgängertum, diese Verachtung jeder Gefahr der Mutter Not und Angst gewesen — und doch auch wieder ihr Entzücken, ihr Stolz — Reimar verstand sie heut so gut — ihm selbst feuchteten sich in Rührung die Wimpern, als die halbvergessenen Erinnerungen der gemeinsamen Knabenzeit ihm hellaufleuchtend wieder emportauchten.

Nach Oberndorf hatte er noch keinerlei Nachrichten gesandt. Erst wollte er selber sehen und hören, ehe er die armen Herzen daheim traf. Herrn von Alsen hatte er die Stunde seiner Ankunft angezeigt und gebeten,

ihm durch den Hotelportier sofort Bescheid auf den Bahnhof zu schicken.

Heimlich hatte er natürlich gehofft, ja eigentlich es als selbstverständlich angesehen, daß der Freund selber an der Bahn sein werde. Aber er spähte vergebens nach ihm aus, als er am Mittag des nächsten Tages das herbeigebangte Reiseziel erreichte. Der Hotelportier freilich war da, Reimars scharfes Auge las die Inschrift auf seiner goldglänzenden Mütze schon von weitem, und er steuerte durch das Menschengetriebe mit klopfendem Herzen auf ihn zu. Aber statt der schlanken, geraden, vornehmen Gestalt Alsens stand ein kleines, unansehnliches Kerlchen in elegantem Reiseanzug und Panama neben dem korpulenten Portier, das bei Reimars ersten Worten hervorschoß und sich eifrig dienernd vorstellte.

„Fritz von Riebold!“ Ganz recht! Das war ja der Name des jungen Reisegefährten seines Bruders — Reimar fragte mit angsterfüllter Stimme sogleich nach Franz, und der junge Gutsbesitzer beeilte sich, ihn zu versichern, daß es seit gestern abend bedeutend besser ginge und die Ärzte sicher hofften, den Patienten durchzubringen.

„Und Herr von Alsen?“ fragte Reimar im Weitergehen. Sein Begleiter hatte sich erboten, ihn gleich nach dem Hospital zu führen, in dem Franz Unterkunft gefunden, und so schritten sie in ziemlicher Eile dem Ausgange des Bahnhofsgebäudes zu.

„Herr von Alsen ist abgereist. Er hat mich beauftragt, Ihnen, Herr Doktor, seine besten Grüße und Wünsche zu übermitteln.“

„Abgereist!“ rief Reimar stehenbleibend, in peinlichem Befremden.

„Ja — heute früh. Er war noch einmal im Hospital, hörte von den Ärzten, daß die Gefahr nach ihrer Ansicht gehoben sei, und entschloß sich unmittelbar darauf, nach Lyon abzureisen. Er beabsichtigt über Paris nach England und Schottland zu gehen.“

„Abgereist! Unmittelbar vor meiner Ankunft! Das begreife ich aber nicht!“ stieß Reimar hervor.

Er war so erstaunt und verletzt, daß ihm das unwillkürlich laut entfuhr. Der junge Riebold bekam einen roten Kopf und sah seinen Begleiter scheu verlegen von der Seite an — er mochte Herrn von Alsens Verfahren ebenso wenig verstehen wie Reimar selbst.

„Er hat wohl keine Zeit mehr gehabt,“ stotterte er. „Herr von Alsen hatte sich Ihres Herrn Bruders mit so großer Treue und Sorgfalt angenommen — er wäre sonst bestimmt bis zu Ihrer Ankunft wenigstens geblieben. Er war mit uns im Boote, als das Unglück geschah.“

„Erzählen Sie mir, bitte, Näheres, Herr von Riebold. Ich weiß noch nichts, als was das kurze Telegramm mir mitgeteilt.“

„O, es war wundervoll bei allem Schrecken, Herr Doktor! Wir hatten eine gemeinsame Bootfahrt unternommen — es muß jetzt bald eine Woche her sein — ja, welchen Tag haben wir nur heute? Ich bin ganz verwirrt —“

„Heut haben wir Montag, Sonnabend abend erhielt ich Alsens Telegramm.“

„Ganz recht — und am Dienstag geschah es!“

Das winzige Männchen nickte lebhaft bestätigend und erzählte in umständlich-weitschweifiger Art: Wie die drei Herren nahe an einem dichtbesetzten Vergnügungsdampfer vorbeigekommen wären — es sei abends gewesen, eine Korsofahrt bei bunter Beleuchtung, unzählige Gondeln und andere Boote unterwegs — die Leute auf dem Dampfer hätten dichtgedrängt an der Reeling gestanden und zu den geschmückten Gondeln hinabgesehen, Musik hätte gespielt — da plötzlich ein Aufschrei, der alles andere übertönte — ein kleines Mädchen hatte sich, momentan unbeaufsichtigt, oben auf dem Dampfer zu weit übergebeugt, das Gleichgewicht verloren und war hinuntergestürzt. Ehe noch irgend ein anderer an Hilfe, an Rettung dachte, war sein herrlicher Franz ins Wasser gesprungen, hatte nach der untergegangenen Kleinen getaucht, sie glücklich wieder an die Oberfläche gebracht. Die Männer im Boot holten erst das Kind, dann ihn hinein, die Leute auf dem Dampfer schrien Bravo und Evviva. Franz aber habe so stolz und glücklich gelacht, daß der Erzähler ihn habe umarmen müssen, wie triefendnaß er auch gewesen war.

„Das Wetter war leidlich warm an diesem Abend?“ fragte Reimar. „Heute finde ich es recht kühl.“

„Viel wärmer als heute mag's auch nicht gewesen sein. Zudem hatte Ihr Herr Bruder mit rudern helfen, um warm zu werden, da er sich bereits erkältet fühlte. Nun sprang er heftig erhitzt in das kalte Wasser. Herr von Alsen hing ihm gleich sein Plaid um und wir fuhren so eilig als möglich zurück — aber trotz-

dem klapperte er vor Frost mit den Zähnen, als er ans Ufer sprang. Er scherzte selbst darüber und meinte, einige kräftige Grogs würden ihm wieder auf die Beine helfen. Aber am nächsten Morgen ist er doch lieber auf Herrn von Alsens Rat in dies vorzügliche Hospital übergesiedelt. Am Abend lag er dann schon im heftigsten Fieber."

„Und warum hat man mich da nicht gleich gerufen?" rief Reimar. „Das war doch — warten Sie mal — schon am Mittwoch, daß Franz ins Krankenhaus kam — — da hätte man mich doch sofort benachrichtigen sollen!"

Er sprach laut und heftig; der kleine Riebold sah verlegen zu Boden.

„Ihr Bruder wollte das durchaus nicht!" versetzte er zögernd. „Und Herr von Alsen gab ihm recht — — es glaubte ja auch keiner an eine Gefahr."

„Wann trat die zuerst ein?"

„In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend. Freitag nachmittag war ich noch längere Zeit bei Franz — wir nennen uns mit Vornamen. Wir hatten über verschiedene ernstere Dinge geredet, Franz schien von allerlei Ahnungen gequält, die ihn aufregten, und sein Arzt schickte mich schließlich fort, weil er ihm nicht gefiel. Am Sonnabend morgen befand sich Franz so wenig gut — das Bewußtsein war zum ersten Mal getrübt — daß Herr von Alsen sich doch entschloß, an Sie zu telegraphieren. Von da an ging es zwei Tage, bis gestern abend, recht schlecht."

„Und Herr von Alsen bekümmerte sich viel um meinen Bruder?"

„O, er war eigentlich den ganzen Tag bei ihm! Rührend wahrhaftig — wie ein Vater zum Sohne. Und täglich mehrmals kam auch die Mutter des geretteten Kindes, eine Professorswitwe — — arme Frau! Es ist ihr Einziges — — sie kann sich noch immer nicht beruhigen, obgleich die Kleine nicht einmal einen Schnupfen davongetragen hat! Sie weiß gar nicht, wie sie Ihrem Bruder danken soll — — nein, nein! An Pflege und Liebe hat's ihm wahrhaftig nicht gefehlt!“

„Daran soll's ihm auch künftig nicht fehlen!“ sagte Reimar bewegt. Es klang ihm selbst wie ein Gelübde — — Sie standen nun vor dem stattlichen Hospitalbau. Der kleine Riebold, der hier wirklich sehr gut bekannt schien und sicher auch seinen gebührenden Anteil an der guten Pflege des Kranken hatte, führte Reimar ohne weiteres hinein, mit fröhlichem Gruße einem Herrn zu, der ihnen im Vorraum entgegenkam. Aber Gruß und Frohsinn erstarben ihm, als er dem anderen in das ernste Gesicht sah. Der fremde Arzt sprach rasch flüsternd ein paar Sätze, die Reimar nicht verstand — der junge Riebold schien die italienische Sprache völlig zu beherrschen. Aschfahl im Gesicht wandte er sich zu Reimar zurück:

„Es geht nicht gut,“ stammelte er mühsam. „Ganz plötzlich ist's eben nicht gut gegangen —“

„Franz lebt nicht mehr!“ hörte Reimar sich selber sagen. Ganz fernab klang's, als spräche ein anderer weit dahinten die furchtbaren Worte. Der kleine Führer nickte stumm und brach in Tränen aus. Der italienische Arzt trat rasch auf Reimar zu; ein älterer

Herr mit ernsten sympathischen Gesichtszügen. Er redete Reimar französisch, dann, als dieser nicht gleich zu verstehen schien, lateinisch an. Und Reimar stand sprach- und bewegungslos, und die Worte des andern fielen zuerst als hohles, unsinniges Geräusch in sein Ohr.

„Ein Lungenödem!" Nun ja, natürlich, das gab's. Der fremde Kollege brauchte ihm das gar nicht weiter auseinanderzusetzen, als sei er ein Laie. Er hatte selbst mehr als einen Patienten daran verloren. Aber sein Bruder, sein einziger Bruder Franz konnte doch nicht damit gemeint sein! Das kam ihm gradezu lächerlich vor! Er hätte gern laut aufgelacht, — wenn nur nicht der würgende Krampf gewesen wäre, der ihm die Kehle zusammenschnürte!

Der Fremde sprach unterdes mit seiner sanften, wohlklingenden Stimme weiter auf ihn ein, er schien ihm freundlich zuzureden, er faßte nach seinem Arm — Reimar begriff schließlich, daß er ihn zu Franz zu geleiten wünschte, und ließ sich willenlos fortführen. Der kleine Riebold blieb im Korridor zurück. Er sank auf einen Stuhl, rang die Hände, und über sein rundes Kindergesicht liefen stromweise Tränen.

Reimar aber stand drinnen am Totenbette seines Bruders und blickte aus trockenen, brennenden Augen in das stille Antlitz. So friedlich schlief der junge Held — fast neidete er ihm die siegreiche Ruhe. Ach nein, nichts von Neid mehr! Er hatte ihn einmal um etwas beneidet — einmal ihm etwas nicht gegönnt — angerührt, was seinem Bruder gehörte — nun blieb ihm nichts als demütiges Sichbescheiden. Der Tote blieb der Sieger. Ihm die Friedenspalme nach dem stolzen

Gelingen! Der Tote hatte einer Mutter ihr Kind zurückgegeben. Er aber, der Lebende, der Lebensüberdrüssige, er brachte der eigenen Mutter den Liebling im Sarge heim.

„Mutter! Arme, arme Mutter!" Ihr Name zersprengte den eisernen Reifen, der ihm erstickend um Brust und Stirne saß. Er fiel neben dem Lager auf die Knie, faßte die kalte Hand seines Franz und brach in erlösendes Weinen aus.

Der Italiener hatte still das Totenzimmer verlassen. Er ging zu Herrn von Riebold hinaus, sprach eine Weile mit ihm und harrte dann schweigend neben dem kleinen Manne auf Reimars Wiedererscheinen.

Sie brauchten nicht allzu lange zu warten. Früher, als sie gedacht, kehrte der Bruder des Verstorbenen zu ihnen zurück. Die bleiche Gesichtsfarbe, die geröteten Augen waren die einzigen Zeugen seiner Erschütterung. Sonst erschien er ruhig und völlig gefaßt. Er redete den fremden Kollegen sogleich mit herzlichen Dankesworten an — sie verständigten sich jetzt rasch und leicht in einem Gemisch von Französisch und Latein. Reimar begleitete den Italiener zum Chefarzt und erledigte mit beiden Herren alle notwendigen Formalitäten. Maschinenmäßig erfüllte er dann, eine nach der andern, all die peinvollen Pflichten, die ihm hier oblagen. Immer in dem dumpfen Gefühl, daß eigentlich ein anderer für ihn handle, er nur der untätige, gelähmte Zuschauer sei. Es zog alles so traumhaft unwirklich in den nächsten Tagen an ihm vorüber — alle die oft schwierigen Verhandlungen mit Angestellten, Behörden, Eisenbahnverwaltung, wobei ihm

der kleine Riebold als Dolmetscher unschätzbare Dienste leistete. Der junge Mensch selber, der ihm treulich und schwermutsvoll, wie ein wohlgezogenes Hündchen nachlief und zum Dank dafür von dem ungeduldigen Reimar wenig freundlich behandelt wurde. Die Witwe, deren Kind Franz gerettet — die arme Frau, die so in Selbstvorwürfen, Anklagen gegen das Geschick und leidenschaftlichem Kummer aufgelöst war, daß sie selber des Trostes bedurfte. Die blondlockige Kleine, die von der weinenden Mutter an den Sarg ihres Lebensretters gebracht ward und verständnislos, mit großen, stillen Augen einen Lilienstrauß auf des Toten Brust legte — —

Er sah sie alle, wie man Bilder an sich vorüberfliegen sieht, wenn man im Schlafe so recht tief träumt. In dem dunklen Unterbewußtsein, daß dies alles eben doch nur ein Traum sei — — Der kleine Riebold brachte ihn zur Bahn, als es nun endlich so weit war. Er mochte sonst ein flottes Lebejüngelchen sein; Reimar kannte ihn nur als wandelnde Trauergestalt, mit einem kleinen Stich ins Komische, denn der ungewohnte Ernst kleidete ihn nicht. Er stand nun abschiednehmend vor Reimar, drückte ihm immer wieder die Hände, in den wasserblauen Augen standen dicke Tränen, und er suchte vergebens nach Worten.

Reimar besann sich doch jetzt darauf, daß er dem gutherzigen Männchen ein paar Worte des Dankes wenigstens schuldig sei. Aber Fritz Riebold lehnte schon die erste Äußerung dieser Art sehr lebhaft ab, wobei er mit der schwarzbehandschuhten Rechten nervös in der Luft umherfuhr.

„Nicht danken! Bitte nicht!“ würgte er abgebrochen hervor. „Sie wissen ja gar nicht — ich war auch an vielem schuld, Herr Doktor! Ich bin immer ein Windhund, ein Tunichtgut gewesen —“

„Sie waren sehr freundlich zu meinem Bruder und nachher zu mir,“ sagte Reimar. „Das werde ich Ihnen nicht vergessen — und meine Mutter auch nicht.“

Der kleine Riebold zog das Taschentuch.

„O, Ihre Mutter! Ihre Mutter!“ rief er in aufrichtigem Schmerze. „Ich hab meine Mutter noch, Herr Doktor — beide Eltern noch — und ich hab ihnen bisher nicht viel Freude gemacht. Nein! Gewiß nicht! Aber das soll anders werden. Was ich hier erlebt habe, soll mir 'ne Lehre fürs Leben sein.“

„Sie bleiben noch in Monaco?“ fragte Reimar ablenkend.

„Hier? In diesem Teufelsneste?“ Fritz Riebold wehrte entsetzt ab. „Keine Stunde länger, als nötig ist! Ich reise gleich nach Ihnen ab, ich muß nur erst noch meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringen.“

„Sie haben sich allerdings diese Tage über nur den meinen gewidmet —“

„Reden Sie nicht davon — bitte nicht, Herr Doktor! Denken Sie nur überhaupt gar nicht mehr an mich — vergessen Sie mich. Erzählen Sie auch bitte Ihrer Frau Mutter kein Wort von mir! Darum bitte ich noch ganz besonders! Ich selbst — ich werde Sie alle nie vergessen — niemals!“

Und der kleine Riebold drückte Reimar noch einmal krampfhaft die Hand, preßte den Zylinder fester

auf das strohblonde, schon etwas gelichtete Haupthaar und eilte schluchzend davon.

„Wunderliches Kerlchen! Sonst bittet man um freundliches Gedenken — der hier wollte vergessen, nicht mehr erwähnt sein!" Mehr als diesen flüchtigen Gedanken schenkte Reimar seinem sonderbaren Gebaren nicht. Er hatte so unendlich viel Wichtigeres zu denken! So viel Unbegreiflicherem nachzusinnen!

Am Freitag früh traf er mit seinem teuren stummen Begleiter in Brückenburg ein.

Er hatte am Montag rasch vom Hospital aus telegraphiert, daß Franz erkrankt, er durch Alsen herbeigerufen sei. Einige Stunden darauf folgte die Nachricht einer Verschlechterung; am Dienstag hatten die armen Frauen in der Heimat die volle Wahrheit erfahren, die er ihnen nicht länger vorenthalten konnte. Zugleich hatte er ausführlich an die Mutter geschrieben. Gegen abend kam ihr Telegramm: „Gottes Wille geschehe! Bringe mir mein Kind hierher." Eine schriftliche Antwort erhielt er nicht. Seitdem waren nur telegraphische Abmachungen zwischen ihnen gewechselt worden. In Brückenburg empfing ihn der erste Gruß aus der Heimat. Der gute, alte Herr von Hainstetten hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm bis dorthin entgegen zu fahren. Und sein Schwager Berten, Rosys Mann, erwartete ihn auch. Sehr tadellos angezogen, gezwungen würdevoll, etwas verlegen und sichtlich unbehaglich. Zu Liesbeths Beisetzung hatte das junge Ehepaar nicht kommen können; sie befanden sich damals auf einer Nordlandreise, und die Todesnachricht erreichte sie in Tromsö. Heut waren sie beide

nach Oberndorf geeilt, um, wie Herr von Berten es ausdrückte: „dem lieben Entschlafenen die schuldige letzte Ehre zu erweisen.“

Der Sarg ward in einen ganz mit Tannengrün ausgekleideten Güterwagen des Kleinbahnzuges getragen; Herr von Hainstetten hatte in Verbindung mit dem Bürgermeister von Brückenburg alles würde- und liebevoll angeordnet. Der Bürgermeister begleitete sie auch auf der traurigen Fahrt, um der Beisetzung beizuwohnen, setzte sich aber bescheiden und taktvoll in ein anderes Abteil. Herr von Hainstetten saß tiefergriffen neben Reimar, dem er von Zeit zu Zeit mit tiefem Seufzer stumm die Hand drückte. Herr von Berten erging sich in wortreichen Gemeinplätzen und blickte dazwischen verstohlen auf die Uhr. So langten sie gegen Mittag in Oberndorf an.

Der Schnee, der Weihnachten gefehlt, deckte jetzt, Anfang März, das ganze weite Tal zu. Die Wälder auf den Höhen ächzten unter der weißen Last. Stahlblau stand der Himmel darüber, die Mittagssonne strahlte, ohne zu wärmen, noch zwang der Frost die Erde in seinen Bann. Leute vom Gutshof und aus dem Dorfe trugen abwechselnd den schweren Sarg von der Bahnstation nach dem nahen Friedhofe; sie alle hatten sich freiwillig dazu erboten; auch der Inspektor war unter ihnen. Reimar, sein Schwager, die anderen Herren folgten zu Fuß. Der Schneepflug hatte noch einmal früh am Morgen die Straße freigelegt. Grade vorm Eingang des Friedhofes flüsterte Herr von Berten Reimar zu, daß auch Helene aus London „herbeigeeilt“ sei — Reimar blickte mit einem so

leeren Auge an ihm vorüber, daß der stattliche Herr fröstelnd innehielt. Das Glöckchen der kleinen Friedhofskapelle läutete, dazwischen klang tiefer und voller die Kirchenglocke vom Dorfe herüber. Der Kirchhof war schwarz von Menschen. Was im Dorf und in der Umgegend nur irgend dazu imstande schien, war da — — Ein feierliches Halbrund ließ nur die dunklen Gestalten freistehen, die am Eingange des Friedhofes auf den harrten, der da langsam herbeigetragen wurde. — —

Das waren neben der Gestalt des greisen Pfarrers zwei hohe, schlanke Frauengestalten — Reimars Schwestern. Und zwei kleinere, zierlichere, bei deren erstem Anblick sein Herzschlag aussetzte — Inges tiefgeneigtes Haupt verhüllte der lange, schwarze Schleier. Die Mutter hatte den ihren zurückgeschlagen, mit weitgeöffneten Augen sah sie den beiden Söhnen entgegen, dem toten und dem lebenden. Ja, Reimar täuschte sich nicht. Auch auf ihm ruhte jetzt der lange, liebeerfüllte Blick, grüßte ihn und kehrte dann zum Sarge zurück, der langsam an ihr vorüberschwankte. Ihre eine Hand stützte sich auf Inges Arm; die andere hob sich wie segnend gegen den Sarg und streckte sich dann gegen Reimar aus, als wolle sie die seine erfassen. Da trat er zusammenschaudernd zurück. Er gehörte nicht zu den beiden, die der Tote am liebsten gehabt hatte in der Welt. Er hatte den Platz an ihrer Seite verscherzt. Der alte Pfarrer schritt nach kaum merkbarem Zögern an seiner Statt neben der Mutter hinter dem Sarge her, und Reimar folgte zwischen seinen beiden Schwestern.

Am offenen Grabe empfingen sie die Schulkinder des Dorfes mit einem Choral. Seltsam klangen die jugendfrischen Stimmen zu dem unverstandenen, schicksalsschweren Text. Dann sprach der Pfarrer und Reimar hörte seine Worte, ohne ihren Sinn zu erfassen. Wieder war die unwirkliche Traumstimmung über ihm. Allerlei wunderliche weitabklingende Vorstellungen erfüllten sein Hirn. Wie sonderbar schachbrettartig der Friedhof heute aussähe: die eckigen, weißen Hügel — die schwarzen Gestalten dazwischen; der weiße Würfel der Kapelle mit dem spitzen dunklen Dach, auf dem kein Schnee haften blieb; die dunklen Feldsteine, welche die Friedhofsmauer bildeten, und das weißbestäubte, dürre Gestrüpp davor. Die ganze Welt war ein Schachbrett, auf dem ein unfaßbar hohes Spiel gespielt ward — —

Nun tönte wieder Gesang, die Glocken läuteten, der Pfarrer sprach abermals, der blumengeschmückte Sarg versank im Schoße der mütterlichen Erde. Nach dem greisen Geistlichen warf die Mutter — dann Inge — die drei Handvoll Erde als letzten Gruß nach. Nun kam er. Die Kniee wankten ihm dabei. Sein letzter Gruß war eine Bitte: Verzeihe mir!

Dann wars bald zu Ende; wenigstens schiens ihm so. Die Mutter stand nun doch auf seinen Arm gestützt — Inge war von ihr zurückgewichen, wie er vorhin — und er begleitete sie zum wartenden Gutswagen, hob sie hinein und half dann Tante Marie. Undeutlich empfand er, daß auch Inge einstieg. Die Mutter beugte sich über den Wagenschlag, den er eilfertig schloß.

„Willst du nicht mit uns fahren, mein Herzens-

junge?“ sagte sie leise. Es waren die ersten Worte, die er heut von ihr vernahm. Der Klang ihrer Stimme erschütterte ihn bis zum Aufschreien. Er biß die Zähne zusammen, schüttelte stumm den Kopf und trat zurück. Ein fragender, verständnisloser Blick traf ihn — schon zogen die Pferde an; Reimar stieg in den zweiten Wagen zu den Schwestern und saß ihnen an des Schwagers Seite fast stumm gegenüber. Rosy weinte bitterlich, Helenes schönes, kaltes Gesicht war eine schmerzerstarrte Maske. Als Reimar ihr vor der Tür des Gutshauses aus dem Wagen half, preßte sie seine Hand mit fast schmerzendem Griffe: „Mutter — ist so stark, Reimar!“ flüsterte sie. „Wir können alle von ihr lernen — wir sind sie alle nicht wert.“

Ja, sehr stark — unbegreiflich stark erschien auch ihm die Mutter heut! Er konnte in ungläubigem Erstaunen den Blick nicht von ihr loslösen, nachdem er das einmal recht erfaßt hatte. Sie stand in ihrer sanften, schlichten Würde im Kreise der Trauerversammlung, mitten im Gartensaal; in einer so wunderbaren Fassung, solch stiller, demütiger Ergebenheit, daß auch der ungeschickteste Zuspruch sie so wenig zu erschüttern vermochte, wie die herzbewegendste Anteilnahme.

„Meine teuerste Mama — die Wege des Herrn sind unerforschlich!“ sagte Herr von Berten und küßte der Schwiegermutter in schöner Rührung die Hand. Sie schlug die Augen voll zu ihm auf.

„Nein, mein lieber Sohn, sie sind nicht unerforschlich!“ versetzte sie sanft, aber fest. „Wir müssen uns nur ein wenig Mühe geben, sie zu verstehen — dann sind sie alle Licht und Gnade.“

Reimar, der alte Pfarrer, Frau von Hainstetten hatten in der Nähe gestanden; sie sahen sich bewegt an.

„Es ist ein großes Stück, wenn man solch' tiefe, aufrichtige Frömmigkeit besitzt, wie unsere liebe, liebe Freundin!" sagte die alte Hainstetten.

Der Pfarrer widersprach lebhaft:

„Besitzt? Besitzt?" wiederholte er. „Nein — von ihr erfüllt ist — ganz durchdrungen — — ich habe nie einen Menschen gekannt, der so das lebt, was er glaubt."

Der hinterbliebenen Braut ward von verschiedenen vergebens nachgefragt. Inge blieb seit der Rückkehr vom Friedhof unsichtbar. Sie lag oben auf ihrem Bett in krampfhaftem Weinen; Rosy saß bei ihr und tröstete sie, so gut sie es verstand.

„Du mußt bald einmal hier heraus, du mußt eine lange Zeit zu uns kommen!" wiederholte sie immer wieder. „Wir bleiben diesen Sommer auf unserem Gute — du kommst zu uns und zerstreust dich ein bißchen — bei uns ist immer etwas los, auch wenn wir Trauer haben! Oder vielleicht verreisen wir doch — dann nehmen wir dich mit! Du kommst ja um in dieser Oberndorfer Einsamkeit."

Endlich, endlich löste sich die Trauerversammlung auf. Die Auswärtigen mußten die nächsten Züge nach Ost oder West benutzen; einige waren auch in eigenem Gefährt, Schlitten zumeist, gekommen. Im Gutshofe staute sich eine wahre Wagenburg; die mit der Bahn abreisen mußten, wurden vom Gute aus zur Station gefahren. Einer der letzten war der alte Pfarrer. Er zögerte immer noch mit dem Aufbruch — Frau

Margrits Fassung erschien ihm fast übernatürlich. Er fürchtete eine Reaktion, sobald sie allein war, einen Zusammenbruch der körperlichen und Geisteskräfte. Aber es erfolgte keiner. Sie blieb sanftergeben und ruhevoll, auch als sie sich schließlich ganz allein mit ihm im Gartensaal befand. Und Reimar, der die Hainstettens hinausgeleitet hatte, fand die beiden alten Freunde stillfriedlich nebeneinander sitzen und von einer notwendig gewordenen Abänderung der Familiengrabstätte reden, als ob das jetzt das wichtigste sei.

Reimar brachte auch den alten Herrn zum Wagen und kehrte dann zur Mutter zurück. Sie lehnte mit gefalteten Händen an der Terrassentür, aber ihr Blick ruhte nicht auf dem verschneiten Garten, sondern hing an dem großen Bildnis ihres Gatten, und auf ihrem blassen Gesicht prägte sich der Zug unauslöschlich tiefen Grames schärfer aus, als den ganzen Tag über.

Reimar kam lautlos auf sie zu. Er legte den Arm um sie, zog sie innig an sich — da leuchtete ihr umflortes Auge auf, und sie drückte sich fest in seine Arme.

„Ich bin noch immer sehr reich,“ sagte sie leise. „Ich habe dich — und ich habe Inge —“

Sein Herz erbebte. Er senkte die Stirn auf ihren ergrauenden Scheitel.

„Ich vermag dir Franz nicht zu ersetzen, Mutter,“ flüsterte er mit erstickter Stimme.

„Ersetzen — nein. Aber ich habe euch doch noch! Und meine Inge hat mich jetzt so nötig; das ist doch auch ein Segen. Sehr, sehr nahe wollen wir uns wieder kommen, sie und ich. Das habe ich mir gelobt. Und du, mein braver, mein guter Sohn, du sollst die Mutter auch

noch besser kennen lernen und mehr Liebe von ihr empfangen als bisher. Das habe ich mir auch ganz fest vorgenommen. Ich muß euch ja nun doppelt liebhaben!"

„Gute, gute Mutter! Helene hat recht — — sie sagte vorhin, wir wären deiner alle nicht wert."

„O, wie kann sie nur! Grad an Helene habe ich auch rechte Freude gehabt, Reimar! Sie war diese beiden Tage über so sehr gut zu mir. Immer freundlich, immer für mich bedacht. Ich hoffe, wenn ich recht vorsichtig bin, wenn ich sie gar nicht dränge, — daß sie doch noch eines Tages zu mir zurückkehrt."

Ein spätes Mittagsmahl vereinte gegen abend Frau Margrit mit dem jungen Ehepaar, Tante Marie, Reimar und Helene. Inge blieb auf ihrem Zimmer. Reimar sah sie überhaupt nicht wieder, bis kurz vor seiner Abreise am nächsten Vormittage. Er hatte auf Wunsch der Mutter den alten Pfarrer aufgesucht, mit dem einiges zu bereden blieb, und war dann halb gedankenlos bis zum Friedhofe weitergegangen. Erst dicht davor fiel ihm ein, daß er noch einmal des Bruders Grab hatte besuchen wollen. Gleich nach seiner Rückkehr ins Haus und einem Frühstück sollte der Wagen ihn und Bertens zur Bahn bringen.

Rosy wollte ihn eigentlich zum Kirchhof begleiten. Aber das Wetter war ihr zu schlecht gewesen. Die Sonne hielt sich heut verborgen; neue, schwere, weißgraue Wolkenballen schoben sich einer nach dem andern über die Berge empor, ein eiskalter Wind trieb sie vor sich her. Ihm war's lieb, allein gehen zu können. Auch das Wetter schien ihm gerade recht. Er hüllte sich fester in seinen Mantel, dachte an das wunder-

schöne Land, in dessen südländischer Frühlingspracht er noch vor wenigen Tagen geweilt, ohne irgend etwas davon zu sehen oder zu empfinden — und grübelte darüber nach, ob es wohl wirklich wieder einmal Frühling werden würde? Hier nicht! Hier nicht! Hier war alles tief vergraben unter der trostlosen, einförmigen Decke mit ihrem grellen Weiß, ihren schwarzblauen Schatten und Falten — — Und auch für ihn gabs keinen Frühling mehr — — —

Mit tiefem Erschrecken sah Reimar die schwarzgekleidete Mädchengestalt am Grabe stehen. Eine Biegung des Weges hatte sie ihm bis zuletzt verborgen; sonst wäre er rechtzeitig geflohen. Nun durfte er das nicht mehr — ganz in der Nähe arbeitete der Totengräber an einem frischen Grabe — der Mann hatte ihn bereits erkannt und grüßend aufgesehen. So trat er mit gesenktem Haupte näher und blieb auf der anderen Seite des Grabes stehen.

Inge war bei seinem unvermuteten Erscheinen zusammengezuckt. Auch sie hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie fliehen. Aber auch ihr mochte rasch anderes Bedenken gekommen sein. Sie blieb stehen, wandte den Kopf seitwärts und zog den flatternden Schleier enger an sich.

„Wagst du dich auch hierher?" fragte sie leise mit zitternder Stimme. „Ich habe kaum den Mut dazu gefunden! So klein, so unwürdig, so erbärmlich kommt man sich neben diesem Grabe vor, nicht wahr? Nein — du wirst das nicht in dem Maße empfinden, als ich — du bist weniger schuldig. Du wolltest ja rechtzeitig fliehen! Ich aber — ich hielt dich zurück, ich klammerte mich an dich —"

„Sprich nicht so, Inge, um Gotteswillen! Was von Schuld da ist, bleibt mein. Du warst ein ahnungsloses Kind."

„Was von Schuld da ist!" wiederholte das Mädchen. Sie richtete sich hoch auf und maß ihn mit fassungslos entsetztem Blick. Der Totengräber nebenan hatte seine Hacke geschultert und war davongegangen. Die beiden standen jetzt ganz allein rechts und links vom Grabe, und der eisige Wind fuhr um sie her. Inge sprach lebhafter, hingerissen von der Qual, die sie erfüllte.

„Ja, fühlst du denn nicht das ganze Verbrechen, das wir begangen haben? An ihm, der rein und gut und treu war bis zum Ende? Der mich liebte und mir vertraute bis zuletzt? Der den Opfertod gestorben ist wie ein Held, während wir — — O, vergehst du denn nicht vor Scham?"

„Gewiß, Inge, ich weiß, ich fühle das alles. Nur dir möchte ich einen Teil der Last abnehmen. Ich kann's nicht ertragen, daß du so viel leiden sollst."

„Ich leide, was ich verdient habe, und kein Mensch kann mir dabei helfen. Du am allerwenigsten! Ich gehe auch fort von hier —"

„Nein, Inge, das nicht — das eine um alles in der Welt nicht! Was sollte Mutter ohne dich — du bist jetzt ihr bester, ihr einziger Trost! Warum soll sie auch gestraft werden, die doch nichts begangen hat? Warum willst du nicht bei ihr bleiben, wo ich doch fortgehe?"

„Ich kann der Mutter nicht den einzigen Sohn wieder entfremden, und für uns beide ist hier kein Platz mehr. Also gehe ich — nicht gleich, aber später."

„Um mir Platz zu machen?“ Reimar lachte bitter auf. „Ein schöner Ersatz für dich! Ich verstehe gar nicht, wie du das für möglich hältst!“

Inge senkte die Stimme noch mehr, ihr Blick irrte an ihm vorüber in die trostlos öde Luft.

„Du mußt verstehen, daß dies Grab uns für alle Zeiten trennt,“ sagte sie ganz leise.

Reimar neigte stumm das Haupt. Ein Verurteilter, der weiß, daß er kein Recht besitzt, Berufung gegen den Todesspruch einzulegen — — —

„Ich gehe jetzt,“ sagte er nach langer Pause mühsam. Sie rührte sich nicht. Er dachte daran, wie der kleine Reisegefährte des Verstorbenen ihn beim Abschiede gebeten, sein Dasein künftig zu vergessen. Ob er sich das nicht auch von Inge wünschen sollte? Er brachte es nicht fertig. Und es hatte ja auch keinen Sinn. Statt dessen stieß er qualerfüllt eine andere Bitte hervor: „Willst du mich noch einmal ansehen, Inge?“

Sie löste den tränenschweren Blick von den fliegenden Wolken zu ihren Häuptern, und Auge ruhte in Auge. Reimar tat einen Schritt vorwärts — er hätte ihr so unsäglich gern noch ein einziges Mal die Hand gereicht. Auch das Mädchen hatte eine Bewegung gemacht, die Hand erhoben — — sie ließ sie rasch wieder sinken. Zwischen ihnen lag das Grab in seinem welkenden, vom Frost zerstörten Blumenschmuck. Zu breit, als daß sich die Hände hätten darüber berühren können. Das Grab trennte sie.

Reimar stieß einen tiefen, schluchzenden Seufzer aus und ging.

VIII.

Im Spätherbst wurde Reimar König in Berlin durch den Besuch des Herrn von Alsen überrascht. Er hatte im tiefsten Innern ein wenig mit dem Manne gezürnt, dem er sich doch für alle Franz erwiesene Güte schuldig fühlte. Er kam sich trotz alledem wie von ihm im Stich gelassen vor durch jene fluchtähnliche Abreise unmittelbar vor seiner Ankunft in Monaco — — und es steckte genug skeptischer Weltsinn in dem jungen Arzte, daß es ihm ganz gut möglich schien, Alsen habe das üble Ende vorausgesehen und sich rechtzeitig vor lästiger Verpflichtung zur Anteilnahme in Sicherheit gebracht.

Als aber die hohe, schlanke, ein wenig vornübergeneigte Gestalt plötzlich vor ihm stand — Reimar öffnete die Wohnungstür selbst — als das ernste und doch freundliche Auge dem seinen begegnete, die Hand sich ihm mit warmer Herzlichkeit zum Gruße bot — da war nur noch Freude in ihm über den unerwarteten Gast, und er schlug herzhaft ein. Die Freude wandelte sich in etwas wie Beschämung, als der Besucher ihm sogleich sein herzliches Mitgefühl aussprach

und seinen Kummer, nicht mehr in Monaco gewesen zu sein, als Franz starb.

„Ich hätte Ihnen ja nicht weiter seelisch wohltun — aber doch immerhin ein wenig von den äußerlichen Lasten zum mindesten abnehmen können!“ sagte Alsen. „Der Chefarzt hatte mir am Morgen noch die Versicherung gegeben, daß wir über den Berg seien. Sonst wäre ich nicht abgereist — was ich Ihnen hoffentlich nicht erst zu bestätigen brauche.“

„Ihre Anwesenheit wäre mir sicher in jeder Hinsicht ein Trost gewesen,“ versetzte Reimar rasch, in leichter Verlegenheit. „Darf ich Sie bitten, näher zu treten, Herr von Alsen? Ich freue mich unendlich, daß mir nun Gelegenheit wird, Ihnen unseren Dank auszusprechen für alles, was Sie an unserm Franz getan haben.“

Alsen blieb, sichtlich unangenehm berührt, in der Türe stehen.

„Dank? Wieso?“ fragte er, die Stirn runzelnd.

„Sie waren so gütig zu Franz, Sie nahmen sich seiner in so rührender Weise an — der junge Riebold erzählte mir davon —“

„Der jämmerliche kleine Schwätzer! Ich möchte wohl wissen, was der Ihnen alles vorgeschwindelt hat!“

„Aber ich bitte Sie, verehrter Herr von Alsen — Riebold hat mir doch natürlich genau berichten müssen, auf welche Weise Franz sich die Todeskrankheit holte! Dabei erfuhr ich, wie herzlich Sie gleich um Franz besorgt waren, wie Sie seine rechtzeitige Überführung ins Hospital veranlaßten, dort tagelang kaum von seinem Bett wichen.“

„Ah so! Das hat Ihnen das Fritzchen alles brühwarm aufgetischt! Ja, mein lieber Doktor, da will ich nun wahrhaftig ein halbes Stündchen zu Ihnen hineinkommen, falls ich Sie wirklich nicht störe — — Es verlangt mich recht danach, von Ihnen allen zu hören, besonders von Ihrer herrlichen Mutter. Aber Sie waren im Begriff auszugehen?“

Reimar zog eiligst den Paletot wieder aus, hing ihn auf und bemächtigte sich des Hutes und Schirms seines Besuchers.

„Den Mantel müssen Sie auch abnehmen — glauben Sie, daß ich Sie so leicht wieder fortlasse?“ rief er fast fröhlich. „Mein Ausgang hatte weder Zweck noch Ziel — ich bin ganz glücklich, daß Sie mich noch zu Hause getroffen haben — ich wäre trostlos gewesen, wenn Sie mich verfehlt hätten.“

Das war keine Höflichkeitsfloskel. Reimars Herz klopfte so heiter, wie seit fast einem Jahre nicht mehr. Da stand nun plötzlich einer vor ihm, der Oberndorf kannte, mit dem er von Oberndorf reden durfte! Er hatte gar nicht geahnt, daß er noch solcher Freude fähig sei.

Wenige Minuten darauf saßen sie sich in Reimars einfachem wenig behaglichen Wohnzimmer gegenüber, in dem ein mächtiger Schreibtisch und ein ebenso umfangreicher Bücherschrank am meisten hervorstachen. Reimar hatte den Gast auf das Sofa, einen Dutzenddivan, genötigt und saß ihm auf seinem Schreibsessel gegenüber. Seitwärts auf dem Schreibtische stand die rasch angezündete, nicht ganz tadellos brennende Arbeitslampe. Vor den Fenstern, deren dunkle Vorhänge

Reimar zu schließen vergessen, hing im trüben Dämmerlicht der Novembernebel wie eine geisterhafte Wand.

„Ich mag Sie nicht fragen, wie es Ihnen geht — Sie sehen nicht gut aus," sagte Alsen nach einer kleinen Pause. „Ist die Erholung durch den Sommerurlaub schon vorüber? Hat diesmal die Oberndorfer Luft nicht ihre volle Schuldigkeit getan?"

„Ich war in diesem Sommer nicht in Oberndorf. Ich habe nur eine kurze Tour nach der Insel Rügen unternommen. Zu einer weiteren Reise reichten Zeit und Geld nicht."

„Und die Ostsee erwies sich machtlos gegen diese finstere Stirn, diese matten Augen? Ja, mein lieber Freund, das kommt davon, wenn man auf ein sicheres, naheliegendes Heilmittel verzichtet, um statt dessen unbekannte Fernen aufzusuchen."

Reimar lächelte schwach.

„Die Ostsee liegt Berlin näher, als meine Heimat es tut, Herr von Alsen."

„Sie wissen sehr wohl, daß ich nicht die räumliche Entfernung meine. Aber nun sprechen Sie mir von Ihrer Frau Mutter — — Sie können sich gar nicht vorstellen, Doktor, wie oft ich seit Juli vor einem Jahre in Oberndorf gewesen bin! Erst mit fröhlichen, dann mit tieftraurigen Gedanken. In Erinnerung sehe ich Oberndorf freilich immer noch im vollen Sonnenglanze jenes schönen Sommermorgens."

„Es ist seitdem zweimal Winter geworden in Oberndorf!"

„Ich weiß, ich weiß — — — den Tod Ihres Schwesterchens las ich zu meiner grenzenlosen Be-

stürzung in einer Zeitung. Sie starb bald nach meiner Abreise."

„An einem Herzschlage. Sie war schon längere Zeit herzleidend und überanstrengte sich bei einer kleinen Reise, die sie mit meiner Mutter und mir unternahm."

Alsen bog sich lebhaft vor.

„Wissen Sie, daß ich mir wegen jenes letzten Gesprächs mit Ihnen, das Ihre Schwester betraf, schon oft bittere Vorwürfe gemacht habe?" fragte er.

„Dazu liegt nicht die geringste Veranlassung vor, Herr von Alsen! Ich bin Ihnen auch heute noch dankbar dafür."

„Aber Ihre Frau Mutter —"

„Meine Mutter hat von Ihren Beobachtungen und Ihrer Warnung nie erfahren. Ich habe daraufhin mit eigenen Augen gesehen und rechtzeitig Maßregeln getroffen."

„Die ja leider gar nicht mehr notwendig waren, da die arme junge Dame so bald nachher aus dem Leben schied."

„Doch! Sie waren notwendig und gut! Lassen Sie sich das, bitte, nie gereuen, Herr von Alsen — glauben Sie mir ohne nähere Erklärung, daß sie dazu dienten, den lästigen Kurmacher sogleich zu entfernen. — Doch Sie fragten nach meiner Mutter — — Sie hat unter Liesbeths Tode schwer und bitter gelitten, mehr noch als unter dem von Franz, den sie viel gefaßter erträgt, als ich je für möglich gehalten hätte. Sie ist so wunderbar ruhig —"

„Ruhig? Sie meinen: Zu tief gebeugt für Worte,

für Klagen — — So sehe ich sie jetzt im Geiste vor mir — schmerzerstarrt —“

„Schmerzerstarrt? Da machen Sie sich ein ganz falsches Bild, Herr von Alsen! Schmerzerstarrt war meine Mutter auch am Beisetzungstage nicht — Sie denken an die heidnische Niobe, die zu Stein ward, als der Pfeil des Gottes eins ihrer Kinder nach dem andern traf — — Und da fällt mir ein Wort ein, das sie sprach, als meine Schwester Helene von ihr ging — die hat sie auch verlassen, sie hat sich in England einen ihr genehmeren Wirkungskreis geschaffen —“

„Was sagte Ihre Mutter da?“

„Wir Mütter müssen unsere Kinder alle fortgeben — an den Tod oder an das Leben — eins nach dem andern — — Wenn ich jetzt, wo ich meine Mutter so viel besser kenne, über diesen Ausspruch nachdenke, dann ist mir's, als ob's noch viel schwerer sein müsse, sie an das Leben zu verlieren, als an den Tod —“

„Das mag wohl sein, Doktor. Also, diese christliche Mutter hat nichts von der Niobe —“

„Nein, wahrhaftig nicht! Der Vergleich wäre mir nie und nimmer gekommen! Mutter ist überhaupt mit niemand anders zu vergleichen; sie ist ganz nur sie selbst. In so klaren, schlichten Umrissen ein so kindlich einfacher Charakter! Ohne Welt- und Menschenkenntnis und doch oft von überraschendem Scharfsinn — sie denkt mit dem Herzen — die Güte ist der Kern ihres Wesens. Und dann besitzt sie diesen wunderbaren, unbegreiflich festen Glauben ohne Zweifel oder Schwanken — Können Sie sich vorstellen, daß sie uns andere über den Tod ihres Lieblings zu trösten versuchte? Daß sie sich und

uns davon überzeugen wollte, es müsse aus irgend einem Grunde so am besten gewesen sein? Auch in ihren Briefen klingt immer und immer wieder dieser Ton an — und dazwischen fühlt man das Bestreben, nicht nur doppelt liebevoll, sondern auch fröhlichen Herzens zu sein —"

Reimar war aufgesprungen und ging in großer Bewegung im Zimmer auf und ab. Alsen saß, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefen Gedanken.

„Wissen Sie, Doktor, daß ich Sie sehr verändert finde?" fragte er endlich.

„Verändert?" Reimar blieb einen Augenblick stehen, sah den anderen an und lächelte bitter. „Das mag wohl sein — — Ich hab' ja genug erlebt, seitdem wir uns das letzte Mal sahen —"

„Sie sind noch immer in der Stellung, die Sie damals inne hatten? Ich erinnere mich, daß Sie eine Veränderung beabsichtigten."

Reimar strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Das mag wohl der Fall gewesen sein! Aber ich habe in der letzten Zeit gar nicht mehr daran gedacht. Ich habe nur so dahingelebt —"

Er sprach müde, gleichgiltig, als lohne es sich gar nicht, noch irgend etwas Neues auch nur zu planen. Alsen sah ihn prüfend an, wie er so lässig am Schreibtisch lehnte und mechanisch mit dem Lineal auf ein paar Bücher klopfte.

„Sie waren seit der Beisetzung Ihres Bruders überhaupt nicht wieder zu Hause?" fragte er.

„Nein."

„So! So!" machte Alsen zerstreut. Er saß jetzt ganz aufgerichtet, in angestrengtestem Aufmerken.

„Da wird Sie Ihre Frau Mutter aber sehr entbehren —" fuhr er langsam fort, den Blick starr auf Reimar geheftet —

Reimar zuckte die Achseln. „Ich kann's ihr nicht ersparen. Sie ist's ja auch von früher her nicht anders gewohnt. Ich habe sie nie verwöhnt! In diesem Falle ist's ein Glück zu nennen. Sie braucht mich doch nun weniger notwendig — und sie ist ja auch nicht ganz allein —"

„Wie geht es Fräulein von Oberndorf?"

Die plötzliche Frage ließ den jungen Arzt zusammenzucken.

Der scharfe Beobachter auf dem Sofa sah sein Gesicht, auf das jetzt voll der Lampenschein fiel, sich jäh verändern. Es war bisher fast unbeweglich gewesen: jetzt verzogen sich die Züge wie in einem leichten Krampfe. Nur einen Augenblick, dann lag wieder die alte, müde Ruhe darüber, der Kopf wandte sich seitwärts, das Spiel mit dem Lineal begann von neuem.

„Meine Mutter schreibt, daß meine Cousine gesund ist."

„Und sonst —? Wie trägt sie ihr Geschick?"

„Wie eine Heilige vermutlich — Ich höre natürlich nie direkt von ihr, und auch Mama ist höchst wortkarg in ihren Mitteilungen über sie. Wie ich meine Cousine kenne, wird sie den Rest ihres Lebens dem Andenken meines Bruders und der Pflege unserer Mutter widmen."

„Den Rest ihres Lebens! Lieber Freund! Ihre Cousine ist kaum zwanzig Jahre alt!"

„Sie wurde kürzlich einundzwanzig."

„Nun, da sehen Sie! In dem Alter resigniert man doch noch nicht! Und wenn sie den Verstorbenen noch so sehr geliebt hat —"

Alsen hielt inne. Reimar hatte eine unbewachte Bewegung gemacht. Aber er schwieg, und der Besucher fuhr langsamer fort, nachdenklich, als spräche er mit sich selber:

„Auch die schmerzhaftesten Wunden heilt bei solch blühender Jugend die Zeit! Glauben Sie mir — ich bin fast zwanzig Jahre älter als Sie und habe viel, sehr viel erfahren, an mir und an anderen — es gibt gar keine völlige Hoffnungslosigkeit, so lange man jung ist! Man kann sie sich eine Zeit lang einreden, aber sie existiert trotzdem nicht. Das menschliche Herz besitzt ungeahnte Erneuerungskräfte. Ich bin überzeugt, Ihre Frau Mutter würde mich verstehen — — Und sie würde auch verstehen, und freudig billigen, wenn die liebliche Schwiegertochter in einem neuen Herzensbund Ersatz für das verlorene Glück suchte —"

Das Lineal fiel hart zu Boden. Reimar streckte dem Sprecher abwehrend die Rechte entgegen.

„Nein," sagte er heiser, abgebrochen — „das — ist unmöglich. Für Inge unmöglich. Sie kann nicht überwinden — nie — — Sie wissen nicht — — Sie kennen sie ja nicht —"

„Bester Doktor, ich hege durchaus nicht den Wunsch, irgend etwas — wissen zu wollen! Halten Sie mich, bitte, auch ferner jedweder taktlosen Neugier unfähig.

Ich stelle hier durchaus allgemeine Betrachtungen auf, deren Nutzanwendung ich Ihnen überlasse — — Im übrigen seien Sie überzeugt, daß ich von ganzem Herzen Ihr Bestes will!"

Reimar sah stumm in das ernst-freundliche Gesicht des älteren Mannes. Eine Weichheit überkam ihn, die er bisher nicht gekannt — der brennende Wunsch, sich auszusprechen, mitzuteilen — so erstickend fest hatte er bisher alles in sich verschlossen gehabt! Dieser fast fremde Mann besaß etwas Unpersönliches — er war ihm immer mehr ein Zuschauer als ein Miterleber erschienen — er stand so weit ab und begriff doch so vieles — — Schon einmal hatte Reimar sich getrieben gefühlt, ihm mehr von sich und den Seinen mitzuteilen, als je einem Fremden zuvor —

„Ich weiß, daß Sie es gut meinen," sagte er endlich mühsam und rang noch immer mit einem inneren Widerstreben. „Aber Sie vermögen mir wirklich in keinem Falle zu helfen —"

„Ihnen helfen! Ja, wie sollte ich mir das wohl anmaßen! Ich möchte Sie nur davor bewahren, sich aus übertriebener Pietät ein nutzloses Martyrium aufzuerlegen, wozu Sie die beste Absicht zu haben scheinen!"

„Ein nutzloses Martyrium!" Reimar lachte kurz auf, warf sich in den Schreibsessel seinem Gaste gegenüber und blickte ihn fest an.

„Wieviel wissen Sie bereits von mir, Herr von Alsen?" fragte er kurz und knapp.

Der andere erwiderte ebenso fest und klar:

„Ich habe an jenem Sonnabend abend in Oberndorf einen Blick aufgefangen, den Sie Ihrer Cousine

nachsandten. Ein einziger Blick kann manchmal ein ganzes Menschenschicksal erleuchten, wie ein Blitz eine weite nächtliche Gegend — — von dem Moment an wußte ich, daß Sie Ihres Bruders Braut lieber hatten, als gut für Sie war."

Reimar stützte beide Ellbogen auf die Armlehnen seines Stuhls und verbarg die Stirn hinter den verschränkten Händen.

„Dann müssen Sie auch verstehen, weshalb Oberndorf mir künftig verschlossen bleibt!" versetzte er dumpf, aber fest.

Alsen machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Aber das verstehe ich gar nicht!" rief er sehr lebhaft. „Das ist ja Unvernunft, mein Bester, sinnlose Selbstquälerei — — Fräulein Inge kann das selbst unmöglich wünschen."

„Meine Cousine würde nicht einen Tag mit mir zusammen in Oberndorf bleiben. Dorthin gehen hieße sie vertreiben."

„Ja, mein Gott, aber — ich bitte Sie — ahnt sie denn überhaupt?"

„Sie weiß alles. Ich habe mich ihr gegenüber einmal verraten. Und am Tage nach meines Bruders Beisetzung erklärte sie mir, daß sein Andenken für alle Zeiten zwischen uns stünde."

Alsen stand auf und ging schweigend, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf und nieder. Am Ofen blieb er stehen und stützte sich, die Hände immer noch auf dem Rücken, gegen die warme Kachelwand.

„So bauen sich also zwei gute, junge, tüchtige Menschen willkürlich eine Scheidewand auf, die sie

voneinander und ihrem Lebensglück trennt!" sagte er auflachend. „Von Ihrer beider Lebensglück, mein guter Doktor! Wenn Ihre Cousine weniger für Sie fühlte, wäre sie minder hart gewesen — — Und weshalb? Für wen?" Er zuckte ungeduldig die Achseln. „Für das Andenken eines jungen Menschen, der —"

„Der treu und vertrauensvoll war bis zum Ende!" unterbrach Reimar heftig auffahrend. „Eines jungen Helden, der wie ein Held starb — der sein kostbares Leben für eine einzige gute Tat hinwarf — und dem die Treue mit Undank belohnt ward."

Alsen stand eine Minute unschlüssig in schweren Bedenken. Dann sah er rasch auf, mit festem Entschlusse:

„Sie haben mich nicht ausreden lassen," sagte er kühl. „Ich möchte wiederholen: Sie beabsichtigen sich für das Andenken eines jungen Menschen aufzuopfern, der solch Opfer wahrhaftig durchaus nicht wert ist!"

„Sie sprechen von einem Toten, Herr von Alsen!" rief Reimar tiefempört.

„Und von Ihrem Bruder — gewiß. Es müssen wohl triftige Gründe sein, die mich zwingen können, Sie so zu verletzen. Wären Sie mir gleichgiltiger, täte ich's nicht! Wir tun immer den Menschen am wehesten, die uns am meisten wert sind. Das ist Menschengeschick. Lassen Sie mich Ihr Arzt sein, Sie von einer Wahnidee zu heilen."

„Was haben Sie mit meinem Bruder erlebt, Herr von Alsen?"

„Mehr als mir lieb zu sagen, Ihnen zu hören sein wird. Aber nicht doch! Es ist mir ja heut lieb,

daß ich so viel von ihm weiß — — Haben Sie nie darüber nachgedacht, Doktor, weshalb ich vor Ihrer Ankunft in Monaco abreiste, nachdem die Ärzte an keine Lebensgefahr mehr glaubten?"

„Hat er da — haben Sie da — mein Gott, es ist doch nicht möglich —"

„Alles ist in dieser Welt möglich, mein armer junger Freund! Ich reiste ab, sobald ich Ihren Bruder außer Gefahr glaubte, weil ich Ihre Begegnung nicht mitansehen mochte. Ich wußte, was dann auch geschah: entweder eine aufrichtige Beichte oder ein leichtfertiges Verschweigen — Sie wären immer der Leidtragende gewesen. Statt dessen kam ein rasches Ende. Der kleine Riebold berichtete mir darüber nach Paris, ich hatte ihn dazu verpflichtet. Sie trafen Ihren Bruder nicht mehr lebend an. So erfuhren Sie denn weder durch ihn, noch durch andere, was für ein unreifer, leichtsinniger, charakterschwacher, junger Mensch er bis an sein Lebensende gewesen ist."

„Herr von Alsen, ich flehe Sie an —"

„Zu schweigen?"

„Nein, mir die ganze Wahrheit zu sagen. Ich muß jetzt alles erfahren."

Alsen nickte.

„Ja, — das müssen Sie. Hier darf keine weichliche Sentimentalität mitsprechen; es kommen zu ernste Interessen in Betracht. Ihrem Bruder glauben Sie die feinste Treue nicht gehalten zu haben, und er selbst erscheint Ihnen als der Treue, Ehrenfeste, in der doppelten Gloriole des Lebensretters und kühnen Soldaten

— — ein Spieler aber kann weder treu noch ehrenfest sein, er opfert alles andere seiner Leidenschaft."

„Franz — war ein Spieler!?"

„Er hat schon vor drei Jahren in Monte Carlo gespielt, als er zum ersten Mal an der Riviera war. Damals zwang ihn Erkältung bei der Rückkehr aus China zu diesem Aufenthalte. Und damals — hatte er Glück, wie viele, die zum ersten Male spielen. In diesem Frühjahr lockte ihn der Tanz um das goldene Kalb zum zweiten Male. Nichts zwang ihn, sich der Versuchung abermals auszusetzen, von der er im voraus wußte, daß er ihr nicht würde widerstehen können. Trotzdem kam er und fand in dem jungen Riebold den zweckmäßigsten Gesinnungsgenossen."

Alsen hielt inne und blickte auf Reimar, der unbeweglich am Tische saß. Er hätte lieber gesehen, wenn der junge Mann heftig empor gefahren wäre; diese völlige Stille wirkte förmlich beklemmend. Er trat auf Reimar zu und legte eine Hand auf seine Schulter.

„Nehmen Sie es nicht zu schwer," bat er fast herzlich. „Sie dürfen ihm nicht nachträglich zürnen; Sie sollen nur einsehen, daß Sie zu Selbstvorwürfen, zur Selbstvernichtung wahrhaftig keine Veranlassung haben! Wer Ihren Bruder gesehen hat, wie ich ihn am Tage noch vor seinem Sprung ins Wasser sah — in ausgelassenster, leichtfertigster Gesellschaft — der weiß, daß er auch keinen Anspruch an das treue Gedenken seiner Braut erheben darf —"

Reimar hob heftig das tiefgesenkte Haupt.

„Woher wollen Sie das alles wissen?" fragte er scharf.

„Von dem, was früher gewesen war, hörte ich aus Ihres Bruders eigenem Munde — das letzte, wie ich schon sagte, sah ich mit meinen eigenen Augen! Ich sah ihn auch am Abend vorher am Spieltisch, wo er diesmal kein Glück hatte — —"

Reimar stand schwerfällig, leise schwankend auf.

„Ich sollte Ihnen jetzt wohl wieder Dank sagen, wie damals, als Sie mir die Augen über meine Schwester öffneten!" sprach er mühsam. „Sie dürfen es mir nicht verargen, wenn ich das nicht vermag. Sie haben mir sehr viel genommen, Herr von Alsen, ein teures, liebes Andenken, und mir nichts dafür gegeben, als nutzloses Bedauern!"

Er holte tief Atem und wendete sich ab. Alsen versetzte:

„Sie sehen mich betreten — — ich habe keinen Dank gewünscht, aber ich war überzeugt, daß ich Sie vor sich selbst rechtfertigen konnte. Ich wollte Ihnen einen Ausweg zeigen aus Ihrer allzu großen Gewissenhaftigkeit."

„Wieso? Was hat sich dadurch für mich geändert? Ich weiß nun, daß mein Bruder ein Spieler, ein leichtsinniger, haltloser Mensch gewesen ist. Für seine Braut bleibt er der makellose Held. Ich wäre der letzte Mensch in der Welt, der ihr sein reines Bild beflecken möchte."

„Mein Gott, wer spricht davon! Nur vor Ihrem eigenen Gewissen sollen Sie sich berechtigt fühlen, die Hand nach seinem Erbe auszustrecken — — deshalb sagte ich Ihnen die Wahrheit über ihn. Ich möchte,

daß Sie freien, leichten Herzens nach Oberndorf heimkehrten."

„Freien, leichten Herzens? Mit einem solchen Wissen auf der Seele? Und daraufhin versuchen, meine Cousine von der Vergangenheit loszulösen und mir zuzuwenden? Mit dem Schatten eines Toten kämpfen, den ich nicht mehr achten kann und doch äußerlich hochhalten muß?"

Alsen sah verstimmt vor sich nieder. Er fühlte, daß Reimar recht hatte.

„Ich hatte gehofft, daß Ihre Mutter Ihnen beistehen würde," sprach er zögernd.

„Meine Mutter? Soll ich sie vielleicht ins Vertrauen ziehen? Das wäre wohl ein noch größeres Verbrechen als das andere! Nein, sie darf zu allerletzt erfahren — — Franz war ihr Liebling, ihr Sonnenkind, ihr Glücksjunge. So nannte sie ihn mit Vorliebe. Das soll er ihr bleiben!"

„Nun ja, lieber König, das mag er ja auch meinetwegen! Ich möchte Ihrer Frau Mutter wahrhaftig keine trübe Stunde bereiten — — Ich meine nur, sie würde, wenn sie von Ihrer Neigung für Fräulein von Oberndorf erführe, mit ganzer Seele Ihre Partei ergreifen, Ihren Wünschen das Wort reden."

Reimar schwieg einige Minuten hindurch.

„Nein!" sagte er dann laut und bestimmt. „Das würde sie nicht tun. Dazu hat sie Franz zu lieb gehabt. Sie könnte es nicht ertragen, seine Stelle auch hier durch mich ausgefüllt zu sehen. Ganz abgesehen davon, daß kein Mensch — auch Mutter nicht — in dieser Sache Einfluß auf Inge haben könnte."

„Lieber Freund, wir drehen uns jetzt im Kreise herum! Ich bin durchaus anderer Meinung als Sie — auch in der Beurteilung Ihrer Frau Mutter — aber das hilft uns nichts und überzeugt Sie vorläufig nicht. Nehmen wir also diese Unterhaltung als beendigt an. — — Sehe ich Sie bald wieder? Ich gedenke diesmal mindestens acht Tage in Berlin zu bleiben. Sie müssen mir also mehrere Abende schenken!"

„Das tue ich mit größter Freude," versicherte Reimar, indem er sich gewaltsam zusammenraffte und auf den leichteren Ton des anderen einging. „Sie können außerhalb meiner Dienststunden ganz und gar über mich verfügen."

„Wirklich?" Herr von Alsen, der gerade seine Handschuhe anzog, blickte ironisch lächelnd auf. „Man soll nie über einen andern Menschen verfügen wollen, guter Doktor! Es kommt nichts Gescheites dabei heraus! Doch jetzt muß ich machen, daß ich fortkomme. Ich habe ein Billet ins Opernhaus. Walküre! Es gibt nur einen Wagner. Sagen Sie mir morgen telephonisch nach dem Kontinentalhotel Bescheid, was Sie für den Abend vorschlagen. Leben Sie wohl bis dahin."

Reimar geleitete den Gast in den Korridor hinaus. Er schwieg fast ganz, schien nachdenklich und zerstreut. Als er Alsen in den Mantel geholfen, sagte er plötzlich:

„Ich habe noch eine Bemerkung zu machen, Herr von Alsen."

„Bitte!"

„Sie sagten vorhin, daß mein Bruder diesmal am Spieltisch kein Glück gehabt hätte. Ich fand aber noch einige hundert Mark in seinem Besitz. Also hat

er doch nicht seine ganze Reisekasse verspielt. Das ist mir ein Trost — so hat er also wenigstens keine Schulden hinterlassen. Man spielt doch nur mit baren Einsätzen!"

„Nun, was das anbetrifft —" Alsen zuckte ungeduldig und mißgestimmt mit den Schultern. „Man kann schließlich auch mit dem Gelde anderer Leute spielen, mit geborgtem — Auf Wiedersehen, Doktor!"

Reimar hielt die dargebotene Hand fest und sah dem andern dringlich bittend in die Augen.

„Hat mein Bruder Geld geborgt gehabt, Herr von Alsen?" fragte er hastig. „Er kann nicht sehr viel bei sich gehabt haben — sein Gehalt vom letzten halben Jahre höchstens. Und wenn er, wie Sie andeuteten, flott gelebt und daneben noch unglücklich gespielt hat — — hat er etwa von dem jungen Riebold geliehen? Das müßte man doch klar stellen! Ich müßte doch sofort — —"

„Gar nichts müßten Sie! Der junge Riebold? Pah! Der saß selbst gründlich auf dem Trockenen! Ich habe überhaupt kein Wort davon gesagt, daß Ihr Bruder Schulden gemacht hatte — das war doch vorhin nur eine ganz allgemeine Bemerkung! Nun aber adieu — ich möchte die Ouvertüre nicht versäumen. Machen Sie sich keine dummen Gedanken, Doktorchen."

Alsen eilte in sichtlicher Hast zur Korridortür. Reimar aber hielt ihn noch einmal zurück.

„Sie selbst haben Franz Geld geliehen, Herr von Alsen!" sagte er sehr bestimmt.

Alsen schüttelte nervös seine Hand vom Arme.

„Aber ich bitte Sie nun ernstlich — geben Sie

sich keinen Hirngespinsten hin!“ rief er aufrichtig geärgert. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihr Bruder mir eben so wenig Geld schuldig ist, als Sie selber.“

„Sie haben meinem Bruder Geld geliehen, als er seins verspielt hatte, und ich bin Ihnen das jetzt schuldig!“ wiederholte Reimar unbeugsam. „Ich lasse Sie nicht gehen, Herr von Alsen, bis ich die ganze Wahrheit weiß. Leugnen hilft Ihnen gar nichts mehr!“

„So! Na, dann sollen Sie das auch noch erfahren! Meinetwegen — es geht nun schon so in einem hin. Aber jetzt will ich in die Oper — Menschenskind, ich sagte Ihnen schon, daß ich die Walküre zu hören wünsche! Morgen ist ja auch noch ein Tag.“

„Ich komme morgen vormittag zu Ihnen ins Hotel.“

„Schön! Tun Sie das! Aber nicht vor elf Uhr, bitte. Ich möchte zum mindesten ausschlafen dürfen. Adieu, Sie Eigensinn — ich werde ein Auto nehmen müssen, wenns auch nicht weit bis zum Opernhause ist.“

Alsen eilte die Treppe hinunter und Reimar kehrte in seine kahle Wohnung zurück und verbrachte einen höchst ungemütlichen Abend und eine arg zergrübelte Nacht.

Schlag elf am nächsten Vormittage — es war ein Sonntag — erschien er im Kontinentalhotel und fragte nach Herrn von Alsen. Zu seiner sprachlosen Bestürzung erfuhr er von dem achselzuckenden Portier, daß dieser Herr bereits in früher Morgenstunde abgereist sei. Wie betäubt starrte er auf das Briefchen, das der treulose Durchgänger ihm hinterlassen hatte.

Der Portier und ein Vierteldutzend anderer Hotelbediensteter staunten den finsterblickenden, wie versteinert dastehenden Herrn verdutzt an. Reimar ward sich endlich dieser neugierigen Umgebung bewußt, steckte ingrimmig auflachend den Brief ein und lief ohne Dank und Gruß davon, um in der nächsten kleinen Weinstube zu lesen:

Sonnabend Nacht.

„Lieber Doktor!

Sagte ich Ihnen nicht schon früher öfters, daß mir in Berlin stets etwas Unangenehmes widerfährt? Weniges ist doch berechtigter in der Welt als solch gesunder, handfester Aberglaube! Statt ein paar nette Tage in Kunstgenüssen und Ihrer erfreulichen Gesellschaft zuzubringen, muß ich Hals über Kopf flüchten — um fünf Uhr aufstehen, was in dieser Jahreszeit keine Kleinigkeit für mich ist, und aufs Geratewohl davonreisen! Und das alles, weil ich heute abend in meinem Eifer, Ihnen zu dienen, in meinem Verdrusse, daß mir das nicht gelang, ein paar Worte mehr über Ihren Bruder äußerte, als nützlich gewesen wäre.

Nun ja doch: Er hat mir Geld abborgen wollen, als ich sehr zur Zeit in Monaco seinen Weg kreuzte. Er besaß nämlich damals keinen roten Heller mehr. Ich war glücklich, dem Sohne Ihrer Mutter aus der Verlegenheit helfen zu können, und nahm ihm zwei Versprechen ab: Erstens, nicht weiter zu spielen — zweitens, nie im Leben Ihrer teuren Mutter zu verraten, daß ich ihm geholfen hatte. Das erste Versprechen brach er noch am selben Abend. Das

zweite verhinderte ihn vermutlich nur eine höhere Macht zu brechen. — Ich stieg an jenem Dienstag abend nur deshalb zu den beiden jungen Leichtfüßen ins Boot, weil ich um Ihren Bruder besorgt war und in seiner Nähe zu bleiben wünschte. Er wußte nicht, daß ich ihn am Abend vorher im Spielsaal gesehen. Aber trotzdem quälte ihn das böse Gewissen, er war kleinlaut, fast demütig mir gegenüber, und so hoffte ich, daß meine Gegenwart ihn vor weiterem Schaden bewahren würde. Den Sprung ins Meer zur Rettung des Kindes habe ich dann freilich doch nicht hindern können.

Noch einmal: Ihr Bruder hat Geld von mir leihen wollen. Ich aber verleihe niemals Geld. Grundsätzlich nicht. Ich gab also dem jungen Manne die erbetene Summe mit dem innerlichen Vorbehalt, daß sie ein freies Geschenk sei. Ich bin berechtigt, zu schenken, nicht wahr? Es wäre beleidigend, mir ein Geschenk zurückerstatten zu wollen, wie? Ich hoffe, daß Ihr gesunder Verstand das einsieht. Ferner mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie die Höhe der Summe nicht wissen und daß ich entschlossen bin, mir die auch durch keine mittelalterliche Folter entreißen zu lassen.

Seien Sie vernünftig, Doktor! Ich bin ein sehr reicher Mann, und mein überflüssiges Vermögen teilen einmal fünf leichtfertige junge Neffen, die es schleunigst verjubeln werden. Zu Ihrer völligen Beruhigung will ich auch meinem Testamente ein Codicill hinzufügen: „Ich vermache dem Dr. Reimar König so viel, wie er mir schuldig zu sein glaubt."

Sollten Sie aber trotzdem nicht vernünftig sein, so fordere ich Sie auf, meiner gegen meinen Willen wieder habhaft zu werden!

Und nun noch ein Wort zum Abschied.

An jenem unvergeßlichen Abend in Oberndorf erging ich mich unter dem doppelten Zauber der schönen Sommernacht und Ihrer köstlichen Mutter in unzeitgemäßen Rhapsodien. Vielleicht war auch die Bowle mit schuld daran — — Jedenfalls erinnere ich mich, vom heiligen Strome erzählt zu haben, und daß ich darunter den Golfstrom verstehe, den Segenspender unseres alten Europas. Lieber Freund! Es gibt noch einen andern heiligen Strom! Der kommt auch aus unbekannten Tiefen, aus der großen Stille her, bringt Wärme, Kraft und neues Leben — — Lassen Sie mich an den unaufhaltsamen, den unerschöpflichen Strom der reinen Güte, der heiligen Mutterliebe glauben! Ihm vertraue ich Sie alle an. Da gibts noch Wunder, lieber Doktor!

Ihr Alsen."



IX.

Ulfens Besuch hinterließ Reimar einen nachhaltigen Eindruck. Aber es war kein wohltuender, befreiender, wie der Freund gehofft hatte. Die selbstquälerischen Grübeleien blieben, und ihnen gesellte sich zur Verstärkung seiner Pein ein tiefinnerliches Empfinden ihrer Nutzlosigkeit, ihrer Sinnlosigkeit. Es kamen Stunden, wo er bitterlich mit sich selbst, mit Inge, der Mutter, dem toten Bruder, der ganzen Welt haderte. Wo er sich gegen sein Geschick auflehnte, mit geballten Fäusten sich zu befreien strebte. Dann wieder Zeiten sanfter, schwermütiger Resignation, seinem Wesen und Sinn so fremd, so unverständlich sonst — — und Anfälle verzweifelter Lustigkeit, grimmer Selbstverspottung.

In schwärzester Melancholie verbrachte er das Weihnachtsfest. Ganz allein. Jede Einladung für diese Tage wurde abgelehnt. Die Mutter hatte ihn diesmal nicht gebeten, nach Oberndorf zu kommen. Er hatte im Laufe des Jahres so viele ihrer Bitten um seinen Besuch in ablehnendem Sinne beantwortet, daß sie sich darin ergeben haben mochte. Vielleicht zürnte sie ihm auch, soweit ihre Güte und Selbstlosig-

keit das fertig brachte. Jedenfalls zeigte ihr liebevolles Weihnachtsbriefchen weder Empfindlichkeit noch Sehnsucht. Von Inge stand kein Wort darin.

Recht so! Die Frau, die „mit dem Herzen dachte" wie er's Ilsen gegenüber genannt, ahnte am Ende, weshalb er fern blieb. Und ehrte seine Zurückhaltung und war damit einverstanden — —

Tor, der er gewesen war, sich Weihnachten über wie ein Eremit vor der Welt zu verschließen! Seine Stimmung schlug unmittelbar nach den Festtagen um. Und er stürzte sich blindlings in einen Strudel schaler Vergnügungen, wie sie die Großstadt bot, und verbummelte den Rest des Jahres wie ein blutjunger Student.

Die Krisis trat ein, als er in der Neujahrsnacht von einer ausgelassenen Junggesellenfeier nach Hause kam. Er sagte sich selbst, daß es so nicht weitergehen dürfte, daß er ein Ende machen mußte. Er wußte auch zugleich wie: Er mußte ganz hier heraus, in ganz neue, andersartige Verhältnisse, wenn er gesunden wollte.

Das nächste Vierteljahr ward ernsten Bemühungen zu diesem Zwecke gewidmet. Sie brachten einen frischen Zug in sein Leben, sie halfen ihm „das Gleichmaß der Tage zu ertragen", Spannung und erhöhte Tätigkeit wirkten wohltätig auf ihn ein. Er empfand das dankbar und verdoppelte seine Anstrengungen. Sie waren nach wenigen Monaten von Erfolg gekrönt. Im März wurde ihm ein außerordentliches Anerbieten gemacht. Eine aufblühende Industriestadt am Rhein suchte neben dem dirigierenden Arzte für ihr neu zu gründendes, großartiges mit dem höchsten Komfort, mit allen Er-

forderniſſen der Hygiene und Wiſſenſchaft ausgeſtattetes Krankenhaus einen zweiten Chefarzt als Mitarbeiter und Vertreter des erſten. Reimar meldete ſich und erhielt, geſtützt auf die glänzenden Empfehlungen ſeines Geheimrates, den Vorzug unter zahlreichen Bewerbern. Ein paar Wochen hindurch ward noch über die näheren Bedingungen unterhandelt: Reimar lernte ſeinen zukünftigen Kollegen kennen, der eigentlich nur dem Namen nach ſein Vorgeſetzter wurde, da ihm ſelbſt eine völlig ausreichende Selbſtändigkeit geſichert war. Der Mann gefiel ihm als Arzt und als Menſch. Er hatte eine feine, ſtille, humorvolle Art, die ihn Reimar von Anfang an ſympathiſch machte, war etwa zwanzig Jahre älter als er, in kinderloſer Ehe verheiratet und kränklich. Es war von vornherein ein ſtillſchweigendes Übereinkommen zwiſchen ihnen, daß er ſich nach einer Reihe von Jahren zur Ruhe ſetzen und Reimar dann ſein Nachfolger werden würde.

Auch die anderen Bedingungen erwieſen ſich als ausgezeichnet günſtig. Reimar hätte keine beſſeren für ſich ſelbſt erfinden können. Hier war alles, was er ſich je gewünſcht: eine ſelbſtändige, ausreichende, befriedigende Tätigkeit in geſicherten, ja glänzenden Verhältniſſen — eine Lebensſtellung mit einem Worte! Dazu das frohere, leichtere Leben am grünen Rhein — die Möglichkeit zu längeren Urlaubsreiſen, eine Reihe von Wochen war ihm kontraktlich dafür geſichert — Gelegenheit zu weiteren Studien, intereſſanten Bekanntſchaften an einer nahen, altberühmten Univerſität.

Grade zu Oſtern, das in dieſem Jahre ziemlich ſpät fiel, entſchied ſich alles völlig zu ſeinen Gunſten.

Am Gründonnerstag erhielt er den Kontrakt zur Unterschrift. Der Tag ward ihm zum Feste. Immer wieder hatte er das sattsam bekannte Schriftstück durchstudiert, das jetzt auf dem Schreibtische lag, während er selbst sich auf dem harten Divan eine ungewohnte Nachmittagsruhe und den Genuß einer guten Zigarre gönnte.

Draußen vor den Fenstern lag heute grell und blank der Aprilsonnenschein. Der Frühling war eben so spät erschienen, wie das Osterfest; bis in den April hinein hatte es gestürmt und geschneit. Nun waren vierzehn dürre, trockene, sonnige Tage über die sandige Mark dahingezogen. In der großen Stadt spürte man das Nahen des Frühlings diesmal zunächst durch übermäßigen Staub. Er legte sich erstickend auf jedes schüchternd hervorlugende Blätterknöspchen und belästigte nicht nur den Spaziergänger, sondern drang durch den feinsten Spalt bis in das Innere der Wohnungen.

Wie überdrüssig er dieses alles war! Dieser Sonnenschein erwärmte nicht — er blendete nur. Der wirbelnde Staub machte Straßen und Plätze fast unpassierbar. Und in der Wohnung — der geschmacklosen, kahlen, nüchternen Mietskasernenwohnung — war's zugig, kalt und nicht ganz sauber. Seine Wirtin sorgte nicht sonderlich für ihn. Dort — würde er eine wunderschöne Hochparterrewohnung in der Villa des leitenden Arztes bewohnen, ganz von Gärten umgeben, mit Zentralheizung, elektrischem Licht — alles Dinge, die man in diesem alten, unmodernen Stadtteil der Reichshauptstadt noch kaum kannte, wo ihn die Nähe seiner Klinik doch zu wohnen zwang. Er würde sich auch einen Diener halten, einen tadellosen, wohl-

geschulten Diener. Und seine Mahlzeiten würde er in dem reizend gelegenen und eingerichteten Kasino einnehmen, das dort für die Ärzte und höheren Beamten des riesigen Krankenhauses gebaut ward.

Am ersten Oktober war's so weit! Bis dahin war er nun bald sein eigener Herr. Er würde den ganzen Sommer verreisen — nach Schweden, Norwegen, Dänemark, später nach England und Nordamerika — — und jetzt würde er den Kontrakt unterschreiben und sogleich absenden, damit dieser prächtige Magistrat seiner neuen Heimat ihn vor dem Feste noch erhielt.

Reimar sprang vom Sofa auf und kam zum Schreibtisch. Als er die Feder in die Hand nahm, schellte es draußen. Er horchte stirnrunzelnd auf. Natürlich, seine Wirtin paßte wieder einmal nicht auf ihren Dienst! Wie froh würde er sein, wenn er die unangenehme Person nicht mehr um sich zu sehen brauchte!

Es schellte abermals, und er ging nun selber öffnen. Während er's tat, schoß es ihm flüchtig durch den Sinn, daß er an einem unfreundlichen, eiskalten Novembernachmittage Herrn v. Alsen so seine Tür geöffnet hatte. Heut war das ganze Treppenhaus voll flutendem Sonnenlicht. Und auf dem goldglänzenden Hintergrunde stand schlank, zart und dunkel seine Mutter und sah ihn an.

Er taumelte förmlich zurück; er traute seinen Augen erst gar nicht! Aber dies Lächeln, mild, heiter, fast schelmisch — das war Wirklichkeit — — und die Stimme war's, die seinen Namen nannte — die Hände waren's, die sich ihm liebevoll entgegenstreckten — — Ein paar Herzschläge darauf hielt er sie in seinen Armen.

„Mutter! Mutter! Du! Ist denn das möglich!“ stammelte er abgebrochen. Und sie machte sich ein wenig aus seiner Umarmung frei, hob das gerötete Antlitz gegen das seine empor und lachte:

„Ja, wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt — — Ich habe dich sehr lange nicht gesehen, mein Einziger —“

Die letzten Worte wurden in weichem Tone geflüstert. Reimar wandte den Kopf ab:

„Du hast mich ja seit fast einem halben Jahre nicht mehr eingeladen, Mama!“ sagte er erzwungen leicht. „Also wohl auch nicht nötig gehabt.“

„Nein — wirklich nicht! Weihnachten zum Beispiel hätte ich dich gar nicht gebrauchen können. Was du für verdutzte Augen machst, mein lieber Junge —! Ich meine ganz ernsthaft, was ich sage. Also hier wohnst du?“ Sie blickte sich in dem schmalen Korridor um und durch die offen gebliebene Tür in sein Wohnzimmer. „Es ist doch eigentlich arg, daß ich das heut zum ersten Male sehe! Ich merke, daß ich wirklich zu sehr eingerostet war. Es macht dich, scheint's, ganz sprachlos, mich als selbständige Reisende zu erblicken!“

„Ja, Mutter, in der Tat —“ Reimar holte tief Atem. „Die Überraschung raubt mir fast die Sprache! Du allein reisend — du bist doch allein gereist?“

„Ganz allein. Tante Marie fuhr gestern nur bis Brückenburg mit, wo sie Ostereinkäufe besorgen sollte. Dann hat sie mich in den richtigen Zug gesetzt, und nun bin ich glücklich da. Alle Leute waren rührend gut zu mir unterwegs. Und der Droschkenkutscher, der mich eben herbrachte — ich komme aus dem Hospiz,

wo ich heute vormittag abstieg, ich wußte, daß du erst nachmittags wieder zu Hause bist, deshalb kam ich erst jetzt — ja, dieser Droschkenkutscher war ein ganz reizender Mensch! Wir haben uns brillant unterhalten. Er hat mir jede Sehenswürdigkeit erklärt, an der wir vorbeikamen. In ein so schreckliches Automobil habe ich mich natürlich nicht hineingetraut — — Aber ich schwatze und schwatze, und du stehst noch immer da und schaust mich an, als ob du nicht wüßtest, was du sagen solltest!"

„Das weiß ich wahrhaftig auch noch nicht, Mama! Aber willst du nicht nähertreten? Darf ich dir deinen Mantel nicht abnehmen?"

„Gewiß, tu das, mein Junge. Er ist mächtig staubig. Staub habt ihr hier überhaupt in Berlin — unfaßbar! Und vom Frühling merkt man noch so gut wie gar nichts bei euch. Da solltest du jetzt unsern Garten bewundern! Alles ist blau von Veilchen, und die Nachtigallen machen einen Spektakel, daß man nachts nicht schlafen kann — Nun, du wirst das jetzt alles selbst erleben, wenn du zum Feste heimkommst."

Reimar fuhr zusammen. Da war's ja, was er gefürchtet hatte, seitdem er die Mutter zuerst vor sich gesehen. Er hing ihren Mantel an den Ständer im Flur, froh, sein Gesicht auf diese Weise eine kurze Weile vor ihr zu verbergen.

„Ich werde vorläufig leider nicht nach Hause kommen können, Mutter," sagte er gepreßt. „Ich habe nämlich —"

„Etwas anderes vor? Ja, mein Herzensjunge, das wird dir nicht viel helfen! Ich weiß ganz genau,

daß ich nicht ohne dich von hier abreisen werde —“

„Wenn du dich da nur nicht irrst, gute Mutter!“

Frau Margrit blickte gar nicht von ihrem Schleier auf, den sie gerade mit größter Sorgfalt zusammenlegte.

„Ich hab mich schon fürchterlich oft in meinem Leben geirrt,“ sprach sie munter dabei; „aber in diesem Falle tue ich's bestimmt nicht. Bestimmt nicht!“ wiederholte sie ernsthafter, legte den geglätteten Schleier neben ihre Handschuhe und das Täschchen auf den Sofatisch und setzte sich bequem in Reimars Schreibsessel zurecht. Mit gefalteten Händen legte sie sich darin zurück und blickte jetzt voll zu ihm auf.

„Weißt du, weshalb ich zu dir komme, Reimar?“ fragte sie rasch.

Er sah zu Boden.

„Um mich nach Oberndorf zu holen, Mutter! Das ist unaussprechlich gütig und liebevoll von dir — ich bin dir auch von ganzem Herzen dankbar — aber es kann trotzdem nicht sein. Gründe, die du nicht kennst, — ernste, schwerwiegende Gründe — halten mich — in Berlin fest —“

Sie saß ganz still und sah ihn unverwandt an.

„Und wenn ich diese Gründe nun doch kennte? Und nicht ausreichend fände?“ fragte sie. „Was würdest du da tun, mein Sohn?“

Er fuhr empor. Dunkle Glut schoß ihm ins Gesicht. Sein Auge suchte scheu, verwirrt das ihre und floh es sogleich wieder. Er raffte sich mit all' seiner Willenskraft zusammen.

„Wenn du sie wirklich kenntest, würdest du sie ehren müssen, Mutter,“ versetzte er entschlossen. „Aber

ich bin überzeugt, daß du sie nicht kennst. Sonst säßest du nicht hier — ich meine, sonst würdest du nicht versuchen, mich umzustimmen."

„Glaubst du? Nun Reimar, du irrst dich fast in allem, was du sagst! Ich bin auch erst in zweiter Linie hier, um dich nach Oberndorf zu holen. Das kommt später. Ich habe dir zuerst etwas ganz anderes zu sagen. Etwas, was dir sehr weh tun wird und was du trotzdem wissen mußt."

„Ist es — ist es — etwas mit Inge, Mutter? Sie will fort von dir, nicht wahr? Ich habe das immer schon gefürchtet —"

„Ja, es ist möglich, daß sie mich später einmal verläßt. Aber auch um Inge handelt sich's jetzt nicht. Ach, Reimar, mein geliebter Sohn! Du mußt mir jetzt helfen — — Im ganzen Leben ist mir noch weniges so schwer geworden, wie dieses! Aber ich will ja nicht von mir reden — Da! Komm! Setze dich neben mich! Ganz dicht neben mich! Laß mich deine Hand festhalten — — — Wir beide müssen uns in dieser Stunde recht fest aneinander halten, mein Reimar —"

Er hatte sich gehorsam, in wortlosem Staunen, neben sie auf einen rasch herbeigezogenen Stuhl gesetzt. Ihre eine Hand hielt krampfhaft die seine umfaßt, die andere wühlte in ihrer Kleidertasche und zog langsam einen arg zerknitterten Brief hervor. Er fühlte die Hand, die er in der seinen hielt, heftig zittern, er sah den Brief in ihrer Rechten auf und nieder beben. Und er sah jetzt auch in der größeren Nähe, ohne den verhüllenden Schleier, daß ihr grauer Scheitel schlohweiß geworden war, daß feine Furchen das zarte Gesicht

durchzogen, welches vor einem Jahre noch jugendlich glatt gewesen — Seine Mutter war eine alte Frau geworden, seitdem er sie zuletzt gesehen — —

Der Eindruck erschütterte ihn bis zur völligen Erweichung. Er machte rasch seine Hand frei, legte den Arm um sie und zog ihren Kopf an seine Brust. Sie blickte dankbar zu ihm auf; ihre Augen standen voll Tränen. Sie senkte sie schnell wieder auf den Brief, drückte den Kopf fest gegen seine Schulter und flüsterte:

„Dieser Brief ist von Franz, Reimar — mein letzter Brief von ihm — Nein, sag' gar nichts, bitte! Rühre dich nicht — — Wenn ich dich so dicht neben mir habe, wird mir alles leichter — Franz hat mir noch einmal vom Hospital in Monaco aus geschrieben, ehe er starb, Reimar! Am Freitag, den 26. Februar des vergangenen Jahres — am Tage, ehe Herr von Alsen dich zu ihm rief. Sein Brief war eine Beichte, Reimar —"

„Eine Beichte? Um Gottes willen, Mutter — — das kann doch kaum möglich sein! An dem Tage lag er doch schon fest darnieder? Der junge Riebold, sein Bekannter, erzählte mir, daß es ihm damals schon nicht gut gegangen wäre — Wenn Franz dir vielleicht noch einen kurzen Gruß vom Krankenbett aus geschrieben hat mit ein paar unverständlichen Redensarten, so steckte er sicher schon so im Fieber, daß er nicht mehr wußte, was er tat!"

„Er war ganz klar bei Besinnung an diesem Freitag abend, Reimar — du schriebst mir selbst nachher, daß am Sonnabend zum ersten Male das Bewußtsein getrübt war. Aber sehr elend muß Franz sich damals schon gefühlt haben — wie eine Ahnung

muß es über ihn gekommen sein, daß er nicht wieder gesund werden würde — — und in dieser Stimmung hat er den Brief diktiert —"

„Diktiert?"

„Jawohl, dem jungen Herrn v. Riebold diktiert, der grad an diesem Nachmittage bei ihm war! Und in dem Briefe legt mein armes Kind ein volles Geständnis ab. Ich weiß, wie er seine letzte Lebenszeit verbracht hat —"

„Aber das ist ja gar nicht zu fassen, Mutter! Wie konnte Riebold — — der junge Mensch hat mir kein Sterbenswort davon gesagt, daß er für Franz einen Brief an dich schreiben mußte —"

„Franz hatte ihm das Versprechen abgenommen, gegen jeden andern von diesem Briefe zu schweigen. Ich wüßte auch gar nicht, wem Franz diktiert hatte, wenn ich nicht die Handschrift wiedererkannt hätte — es waren vorher ein paar gemeinsame Karten der beiden gekommen. Unter dem Diktat steht nur: — ach, ich weiß jedes Wort in dem ganzen Briefe auswendig! — der Schreiber dieses bittet Sie, verehrte, gnädige Frau, sich nicht übermäßig zu beunruhigen; Ihr Herr Sohn ist durchaus nicht so krank, wie er glaubt; eine Lebensgefahr nach dem Ausspruch der Ärzte ausgeschlossen — aber willst du nicht selbst alles lesen, Reimar? Du weißt ja noch gar nicht, was unser ärmster Junge zu beichten hatte!"

Reimar schob die Hand, die ihm den Brief reichen wollte, zurück und stand auf.

„Ich brauche ihn nicht zu lesen," sagte er dumpf. „Wenn er die Wahrheit enthält, kenne ich den In-

halt. Und da es die Beichte eines Sterbenden ist — — Mutter! Mutter!" Er stand vor ihr, über sie gebeugt, und hielt ihre Hände in heftigster Erschütterung. „Wie ist es möglich, daß du das auch noch ertragen hast!"

„Der Brief war das schwerste von allem, Reimar! Er kam nur wenige Stunden vor deinem ersten Telegramm, am Montag vormittag an. Das wirkte dann fast wie Erlösung, weil ich dich doch von da an bei ihm wußte — — Aber woher hast du erfahren, was hier Schreckliches steht? Ließ er dir auch schreiben? Er war doch schon entschlafen, als du ankamst."

„Ich erfuhr es auch viel später erst. Aber siehst du nicht zu schwarz, urteilst du nicht zu streng, liebe Mama? Franz war wohl ein wenig leicht, ein wenig oberflächlich — aber sieh, er hatte so lange auf seiner öden, afrikanischen Station, unter Entbehrungen aller Art zugebracht — da mochte ihn das lustige, prächtige Leben an der Riviera übermäßig anlocken. Wir können uns ja gar nicht recht vorstellen, wie so einem jungen, flotten Leutnant da zumute ist —"

„Am Spieltisch? Nein! Aber daß er gespielt hat, war doch auch nicht das Schlimmste, Reimar — — das war das Versprechen, das er gegeben — und gebrochen hatte! Er hat einem Freunde, der ihm Geld lieh, gelobt, nie mehr zu spielen — und hat's am selben Abend wieder getan. Hier in dem Briefe steht's — — — Und da sagt er auch, daß dieser Wortbruch ein Flecken auf seiner Ehre sei; daß ihm im Grunde eigentlich nichts übrig geblieben wäre, als die Kugel vor den Kopf — der Sprung hinter dem

ertrinkenden Kinde her wäre mehr eine Verzweiflungstat gewesen, als der Wunsch, zu retten —"

„Das sind alles Stimmungen, Übertreibungen, Mütterchen! Ich bitte dich herzlich, nimm's nicht so schwer — — — Wenn dein Junge leben geblieben wäre, hättest du ihm bald wieder den Kopf zurechtgesetzt, und er wäre darüber hinweggekommen!"

Frau Margrit stand nun gleichfalls langsam auf.

„Soll das ein Trost für mich sein?" fragte sie ernsthaft. Sie blieb vor Reimar stehen, schlang beide Arme um seinen Hals und sah ihm tief in die Augen.

„O, mein Herzensjunge!" fuhr sie lebhafter fort, „du meinst es so sehr gut, das weiß ich — und redest gegen deine Überzeugung — nicht eben, du hast ja recht: Franz würde alles wieder überwunden und vergessen haben — — nein, vorhin tatest du das, als du's gar nicht so schlimm machen wolltest, was er begangen hat. Im Grunde urteilst du strenger als ich — ach! Ich habe mir genug Entschuldigungen für mein armes Kind hervorgesucht, das kannst du mir glauben! Und sei auch gewiß, daß kein Schatten eines Vorwurfes mehr in meiner Seele ist — nur dankbar bin ich — in Demut dankbar, daß er — mir nicht wieder heimgekehrt ist —"

„Mutter —! Das verstehe ich nicht!"

„Wirklich nicht? Glaubst du denn, daß Franz ein guter — und ein glücklicher Mensch geworden wäre, wenn er leben blieb? Er, der mit siebenundzwanzig Jahren nach harter Schulung noch so völlig haltlos war? Der so gar nicht wußte, was er sollte und wollte? Und doch eine junge Seele an sich gekettet hatte, um

ihr Schutz und Führer zu werden? Glaubst du denn, daß Inge glücklich geworden wäre als seine Frau selbst wenn sie — ihn sehr geliebt hätte?"

„Mutter! Mutter!" Reimar fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopfe. „Was sagst du da — um alles in der Welt! Mir dreht sich alles im Kreise — — begreife doch!" Er faßte außer sich nach ihren Händen, „du ahnst ja gar nicht, wie mich das erschüttert — schon daß du nur da bist, daß ich dich wieder habe nach diesem tödlich einsamen Jahre! Und dann, daß du mir dies alles von Franz sagen kannst! Diese Beichte, die nur für dich bestimmt war — —"

„Sie sollte auch mein Geheimnis bleiben, dazu war ich von Anfang an entschlossen. Euch anderen — meinen geliebten Kindern — sollte sein Bild rein bleiben. Hast du dich denn nie gewundert, wie ich damals, als du ihn mir brachtest, und später in meinen Briefen, fast gar nicht von ihm sprach? Ich wollte so gerne, so brennend gerne für euch und die anderen, die ihn gekannt und liebgehabt, die — Mythe von seinem Heldentode aufrecht erhalten! Mehr als einmal dachte ich daran, diesen Brief zu verbrennen —"

„Ja, Mutter, das hättest du tun sollen! Dann hättest du leichter überwinden können."

„Überwinden? Diesen Brief? O, Reimar — — aber ich konnte sterben und der Brief kam in eure Hände. Und doch konnte ich mich nicht entschließen, ihn zu verbrennen. Mir war immer, als dürfte ich das nicht, als habe er noch eine Aufgabe zu verrichten. Und dann redete ich mir ein, ich könne durch ihn vielleicht herausbekommen, wer der Freund war, der ihm Geld geliehen hat, dem er sein Wort nicht hielt —"

„Das war Alsen, Mutter."

„Nich der junge Riebold? Aber du hast mir noch immer nicht gesagt, woher du dies alles weißt!"

„Auch von Alsen. Er besuchte mich im November. Wir dürfen ihm nicht anbieten, das Geld zurückzunehmen, Mutter! Er half aus inniger Verehrung für dich. Er ist ein edler, zartfühlender Mensch."

„Ja, dafür hielt ich Herrn von Alsen wohl — aber wie kam er da dazu, dir so Häßliches von deinem Bruder zu erzählen?"

Die unerwartete Frage setzte Reimar in Verwirrung. Er wandte sich von der Mutter ab, die noch dicht vor ihm stand, und ging rasch zum Fenster hinüber. Dort blieb er stehen und sagte zögernd, ohne Frau Margrit anzusehen:

„Er meinte es gewiß gut — — du darfst nur das allerbeste von ihm denken, Mutter! Es kam ganz von selbst, daß er — mehr von Franz sprach, als gut war. Jedenfalls geschah es in bester Absicht."

Frau Margrit nickte leise vor sich hin. Sie saß jetzt wieder in Reimars Schreibsessel, dem einzigen wirklich bequemen Sitzmöbel im Zimmer, in ihrer gerade aufgerichteten und doch zwanglosen Haltung, die so viel natürliche Vornehmheit bewies.

„Ich glaube, ich verstehe diese Absicht," sagte sie ruhig. „Und dann tat er ja nur, was ich, die eigene Mutter, eben auch getan habe. Bist du dir denn klar, in welcher Absicht das von mir geschah, mein Sohn? Nun siehst du mich wieder so wunderlich, wie verstört an! Komm her, wir wollen uns einmal gründlich aussprechen! Nein? Willst du nicht?"

Er schüttelte stumm, mit zusammengebissenen Zähnen den Kopf und blieb am Fenster stehen.

„Gut!" sagte die Mutter. „Bleib du da, mein Trotzkopf! Hören kannst du mich auch von da drüben. Und den Mund wirst du deiner Mama ja wohl nicht verbieten wollen — — Ich will auch gar nicht von dir sprechen, nur von mir. Ich will dir erzählen, wie es mir ergangen ist, seitdem du zuletzt daheim warst. Aus meinen Briefen hast du das nicht erfahren. Briefe sind solch dürftiger Notbehelf, nicht wahr? Sie kommen mir immer wie eine feierliche Staatsvisite vor, wobei man um Gottes willen kein unbedachtes Wort reden mag. Deine Briefe, mein Junge, waren übrigens auch recht feierliche Diplomatenbesuche!"

Sie sagte das alles lächelnd, in leichtem Plaudertone. Aber ihr Blick umfaßte ihn fest, ließ ihn nicht wieder los. Er empfand ihn, ohne aufzuschauen. Er setzte sich auf das Fensterbrett, schlug die Arme übereinander und blickte vor sich nieder, und eine tiefe, dunkle Falte grub sich in seine Stirn.

„Ich dachte, du wolltest mir etwas Wichtiges von dir erzählen, Mutter," sagte er mit unverhohlener Bitterkeit.

„Jawohl — ganz recht!" Frau Margrit nickte unzerstörbar seelenruhig. „Ich komme wieder darauf. Als du abgereist warst — und Helene auch — und alles so ganz, ganz still um uns herum war — da besann ich mich auf meine Pflicht gegen die arme Braut meines Franz. Und ich dachte darüber nach, wie ich ihr am besten helfen könnte, zu überwinden. Dazu mußte ich ihr wieder ganz nahe kommen. Sie

war seit längerer Zeit sehr verschlossen gegen mich gewesen. Das blieb sie auch jetzt. Ich schrieb's dem ersten Schmerze zu und hatte Geduld. Ich hoffte auf deinen Beistand, sie dem Leben zurückzugewinnen, und lud dich für den Sommerurlaub ein. An dem Tage, an dem ich von deinem Kommen als etwas Selbstverständlichem sprach, erklärte mir Inge, daß sie gesonnen sei, im Sommer eine Einladung Rosys anzunehmen und längere Zeit zu Bertens zu gehen. Da ward ich zuerst stutzig."

Frau Margrit hielt inne. Reimar hatte die verschränkten Arme sinken lassen, sich rasch völlig abgewandt und die Stirn gegen die Fensterscheibe gedrückt. Seine Mutter sah ihn noch einmal an — er schwieg — da sprach sie weiter:

„Du schriebst ab, und unmittelbar darauf behauptete Inge, sichs anders überlegt zu haben und doch lieber bei mir zu bleiben. Sehr große Anlagen zum Diplomaten hat mein süßes, kleines Mädchen nicht! Ich bekam sehr bald heraus, wie es um sie stand, wenn sie auch schwieg wie ein Trappist und kämpfte wie ein kleiner Held, der sie ist — — ich brauchte sie ja nur anzusehen, wenn ich von dir sprach, um gründlich Bescheid zu wissen! So ging der ganze Sommer hin — und der Herbst auch — mein Reimar kam auch im Herbst nicht, so daß Inge eine geplante Reise nach London, zu Helene, wieder aufgab. Im übrigen schwiegen meine beiden törichten, trotzigen, dickköpfigen Kinder weiter und quälten sich so recht gründlich."

Reimar sprang auf die Füße.

„Mutter, du — du weißt nicht —" stammelte er.

„Doch, mein lieber Junge, ich weiß. Nachdem ich die Geschichte lange genug mit angesehen hatte — und alles beim Alten blieb — nahm ich schließlich Inge einmal ins Gebet. Kurz vor Weihnachten, oben in meiner Schlafstube, wohin ich sie unter einem Vorwand rief und dann die Tür einfach zuschloß und sie nicht wieder hinausließ, ehe sie gebeichtet hatte! Ich kann fürchterlich energisch sein, Reimar, wenns darauf ankommt — — du hast mich bloß noch nicht von dieser Seite kennen gelernt."

Reimar saß neben der Mutter auf der breiten Armlehne ihres Sessels und hielt sie so stürmisch umfaßt, daß sie nicht weiter zu reden vermochte.

„O du, du!" stammelte er und verbarg sein erglühendes Gesicht an ihrer Schulter. „Du weißt also — alles — und kamst dennoch zu mir —"

„Mußte ich dich nicht holen?" fragte sie und machte sich lachend frei. „Von alleine wärst du ja doch nicht gekommen! — Und wenn ich's dir brieflich hätte auseinandersetzen wollen — das wäre nun schon rein gar nichts geworden! Schreiben kann man so was nicht — ich wenigstens nicht. Und den Brief von Franz konnte ich doch auch nun und nimmer aus der Hand geben."

Reimar richtete sich hastig auf.

„Ja, denkst du denn gar nicht an Franz, Mutter?" rief er. „Auf sein Andenken darf kein Schatten fallen, Mutter — und deshalb muß alles so bleiben, wie es war, und ich habe keine Hoffnung!"

Er sah sie ernst, mit peinverschärften Zügen an. Sie strich mit der Hand über sein verstörtes Gesicht.

„Wenn aber Inge selber — nun wieder hofft?"

fragte sie leise. „Wenn sie selbst auf ein neues, besseres Glück hofft — und daran glaubt — und sich berechtigt dazu fühlt — was dann?"

„Mutter! Um Gottes willen! Du kannst doch nicht — — Inge hat doch unmöglich etwas erfahren dürfen — —"

„Nein, das war Gott sei Dank nicht nötig!" Frau Margrit lächelte leise. „Frauen, mußt du wissen, sind leichter zu überzeugen — oder zu gewinnen, wenn man sie nicht überzeugen kann. Es genügte, daß ich Inge so ganz allmählich bearbeitete — ein paar Monate hats freilich gedauert, denn sie ist im Grunde ein Starrkopf, grad wie gewisse andere auch — aber schließlich ist mir's doch gelungen, ihr die Überzeugung beizubringen, daß man nicht einen zweiten Menschen unglücklich zu machen braucht aus dem einzigen Grunde, weil man den ersten nicht glücklich machen konnte. Und dann habe ich sie gefragt, ob sie denn so gewiß sei, daß sie Franz glücklich gemacht hätte? Sie hätte so wenig zu ihm gepaßt, wie er zu ihr —"

„Das — hast du ihr gesagt, Mutter?"

„O das, und eine Menge anderes auch noch. Manches, was du nun wieder nicht zu wissen brauchst, was zwischen uns Frauen bleiben muß. Ich habe sie hineinsehen lassen in einen Brautstand — eine Ehe, die ich sehr gut kannte. Wo Mann und Frau gelitten haben, jeder in seiner Art, weil keins das andere glücklich machen konnte — — Und ich habe ihr gesagt, daß Gott uns nicht verantwortlich macht für die Empfindungen unseres Herzens — daß viel mehr Fügung als Schuld ist in der Welt! Was wir fühlen, gehört

uns; wir müssen nur dafür sorgen, daß aus unseren Gedanken nicht verderbliche Taten werden — — Aber was schwätze ich da! Du wirst das alles gar nicht recht verstehen — Inge verstand es auch erst nach und nach — und das war schwer."

Frau Margrit seufzte — über ihre helle Stirn fiel ein Schatten — sie sah an Reimar vorbei in die lichtblaue Frühlingsluft hinaus, durch die kleine, weiße, dichtgeballte Wölkchen jagten. In ihre Augen trat ein wehmütiger, entsagungsvoller Schimmer, die Lippen schlossen sich fest zu schmerzbewußten Linien. Und Reimar blickte seitwärts in ihr Gesicht und las die Schrift darin.

Er verstand sie! Er kannte jetzt die volle Größe ihres Opfers. Nicht daß sie ihm die Beichte ihres Franz gebracht, war ihr schwerstes Werk gewesen; sondern daß sie die jugendliche Nichte hatte hineinblicken lassen in die ganze Tragik ihres Frauenschicksals, in die tiefverschwiegene Passionszeit ihrer eigenen Ehe.

Er ahnte, was sie das gekostet hatte. Und seine Seele beugte sich vor der Macht ihrer Liebe. Er glitt neben ihrem Sitz auf die Kniee und umschlang ihre zarte Gestalt mit beiden Armen:

„O Mutter!" stammelte er hingerissen. „Wie gut bist du! Wie groß! Inge und ich — wir können dir nie genug danken, was du an uns getan hast."

Ihr Auge kehrte zu ihm zurück und versenkte sich liebevoll in das seine.

„Dankt mir's, indem ihr glücklich werdet!" sagte sie sanft. „Nein doch — du hast mir schon gedankt, wenn man da von Dank reden mag: Ich fühle ja,

ich habe dich jetzt ganz wieder, meinen Jungen, meinen Einzigen!"

„Ja, Mutter, das hast du! Und jetzt kenne ich dich auch, wie ich dich nie vorher gekannt habe — — wie recht hatte Alsen! Der fremde Mann verstand dich besser als ich. Unerschöpflich, unbegreiflich reich ist der heilige Strom! Er hat die starren Herzen überwunden und Wärme ausgeströmt und das Neue, das Bessere gebracht, der Strom der reinen Güte, der selbstlosen —"

„Aber, mein Herzensjunge, was redest du da zusammen! Du bist ja ganz außer dir! Komm, stehe auf, sei vernünftig und laß uns über ernsthafte Dinge sprechen. Wann kannst du fertig sein zur Reise? Fahren wir heute abend schon?"

„Wieder die Nacht hindurch? Nein, Mütterchen, das wird dir zu viel. Du mußt dich erst ausruhen."

„O, ich halte eine ganze Menge aus!"

„Das tust du — ja, wahrhaftig, das tust du! Aber um meinetwillen sollst du künftig so wenig als nur möglich aushalten. Wir fahren morgen abend erst, Mutter."

„Und sind zu Ostern daheim! Und dann holst du dir bald deine Inge — — Willst du mir einen Gefallen tun, Reimar? Verbrenne diesen Brief, ehe wir von hier fortgehen!"

„Ja, Mutter, sofort." Reimar kauerte sich vor dem altmodischen, großen Kachelofen nieder und schraubte das eiserne Türchen auf. Dann sprang er wieder auf und holte Feuerzeug vom Schreibtische. Dabei fiel sein Blick auf das große, geschäftsmäßig ausschauende

Schriftstück, das er vorhin aus der Hand gelegt hatte, als seine Mutter draußen schellte, und er blieb, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, stehen und wandte sich langsam nach ihr um:

„Wegholen sollte ich dir dein letztes Kind, das einzige, was dir geblieben ist, Mutter?“ sprach er mit schwerbetonendem Ernste. „Nach der Lehre, die ich eben von dir empfing? Nein, Mutter! Ich weiß, was dein liebster Wunsch von jeher war, und ich bin heute selig, daß ich ihn erfüllen darf — — deine Kinder bleiben bei dir, Mutter, ich baue das Sanatorium im Walde aus — rede nicht dawider! Das steht nun ganz fest, und nichts kann mich wieder davon abbringen!“

Ach, sie dachte gar nicht daran, eine Widerrede zu gebrauchen! Die Freude kam zu jäh, zu unerwartet! Mit Freudentränen hielt Frau Margrit den Sohn umfaßt. Er machte sich sanft von ihr los, nahm den Kontrakt, zerriß ihn, trug ihn zum Ofen und zündete ihn an.

So schloß sich der Ring! Nun durfte auch er ein Liebesopfer bringen! Ein doppelt reiches, weil seine Lieben nie davon erfuhren. Nun floß auch ihm verständlich der heilige Strom still und machtvoll durch diese kalte, arme Welt.

In die sühnende Glut warf er des Bruders Lebensbeichte, die er aus den bebenden Händen seiner Mutter empfing, nnd dieselbe Flamme verzehrte hellauflodernd beide Opfergaben.

E n d e

